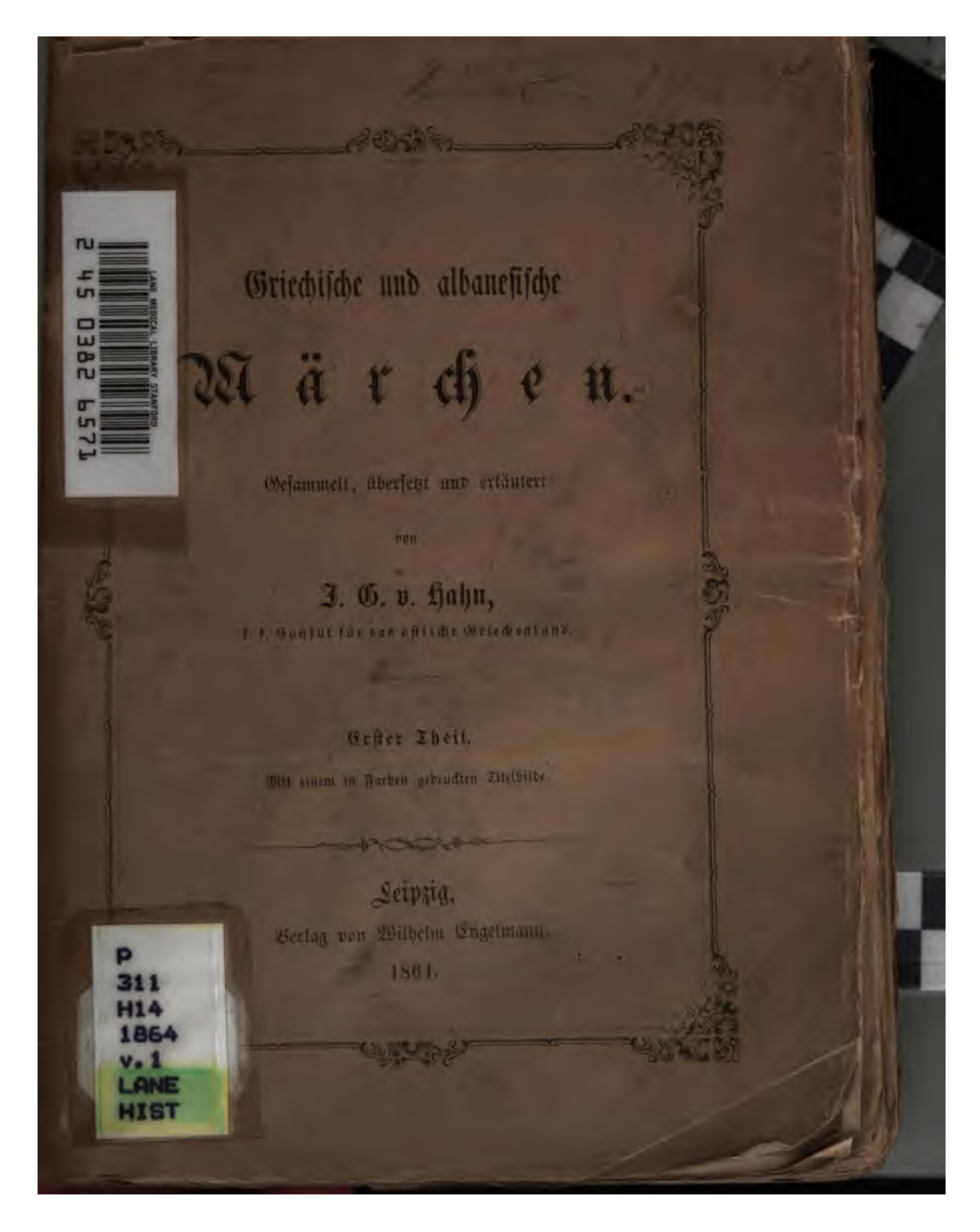


Griechische und albanesische

Märchen.

Gesammelt, übersetzt und erläutert

von

J. G. v. Hahn,

k. k. Consul für das östliche Griechenland.

Erster Theil.

Mit einem in Farben gedruckten Titelbilde.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1864.

Griechische und albanesische Märchen.

Erster Theil.





Griechische und albanesische

Märchen.

Gesammelt, übersetzt und erläutert

von

J. G. v. Hahn,

k. k. Consul für das östliche Griechenland.

Erster Theil.

Mit einem in Farben gedruckten Titelbilde.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1864.

Vorrede.

Der Verfasser trug sich seit Langem mit dem Wunsche, die griechischen Volksmärchen zu sammeln; er suchte jedoch vergeblich nach einem Pfade, der ihm dies vorborgene Reich erschlösse, bis er im Jahre 1848 während seines Aufenthaltes in Jannina auf den Gedanken kam, die Schüler des dortigen Gymnasiums zu diesem Zwecke zu benutzen. Er ließ daher von dem Vorstande desselben ein Dutzend der fähigsten Schüler aussuchen, und wies sie an, sich während ihrer Ferienzeit die Märchen ihrer Heimathsorte von ihren Müttern, Großmüttern und Schwestern in die Feder diktiren zu lassen, sich dabei strengstens vor jeder Abänderung oder vermeintlichen Verbesserung zu hüten und so viel als möglich der Mundart treu zu bleiben, in der sie erzählt würden. Dieses mehrmals wiederholte Verfahren setzte ihn in den Besitz einer Masse von Heften, die er aber, um in seinen albanesischen Sammlungen nicht unterbrochen zu werden, nach der ersten Lesung auf die Seite legen mußte. So ruhten sie mehrere Jahre unberührt, aber unvergessen in seinen Mappen, ohne daß er die nöthige Muße finden konnte, sich mit ihnen zu beschäftigen; dann erfolgten mehrere Anläufe, die Sammlung zu bearbeiten und auszudehnen; aber kaum glaubte er damit im Zuge zu sein, so traten neue Stockungen ein, bis es ihm endlich im verflossenen Winter gelang, die Uebersetzung der in Syra ansehnlich vermehrten Sammlung zu vollenden.

Der Verfasser legt den Ton auf das Wort Uebersetzung, weil es den Antheil am richtigsten bezeichnet, welchen er an dieser Samm-

lung hat. Er übersetzte die ihm vorliegenden griechischen und albanesischen Texte und zog hierbei nach verschiedenen Versuchen das Verfahren vor, daß er sich dieselben in der Ursprache vorlesen ließ und sie deutsch niederschrieb, weil es ihm auf diese Weise am leichtesten wurde, die Uebersetzung der Sprache des Textes anzuschmiegen, was sich jedoch bei der ungemeinen Aehnlichkeit der griechischen und mehr noch der albanesischen Märchensprache mit der deutschen gleichsam von selber machte.

Er kann daher sagen, daß treue Uebersetzung bei seiner Arbeit die Regel bilde. Freilich aber waren nicht alle seine Texte von gleichem Werthe und mehrere ergaben sich so roh und verworren, daß Umstellungen, Ausfüllung von Sprüngen oder Kürzungen übermäßiger Breiten unumgänglich wurden, wenn die Uebersetzung genießbar sein sollte. Doch vermied er auch dann jeden Zusatz und dehnte diese Enthaltsamkeit sogar auf schmückende Beiwörter aus. Solche Bearbeitungen bilden jedoch die Ausnahme, denn die meisten Texte sind gut, nicht wenige sogar meisterhaft. Auch auf die Versuche, die Texte durch Aufnahme von Zügen aus den Varianten aufzustutzen, verzichtete der Verfasser bald. In den wenigen Fällen, wo dies geschehen ist, findet sich die Angabe davon in den Anmerkungen.

Die aus Euböa stammenden Märchen verdankt der Verfasser der gütigen Vermittlung des Herrn Dr. Hense aus Bern, welcher mehrere Jahre in Agia Anna verbrachte und dieselben dort sammeln ließ. Ihr Inhalt zeigt, daß auch die dortigen Sammler bei ihrer Arbeit mit der nothwendigen und streng eingeschärften Treue verfahren sind.

In Syra gelang es dem Verfasser nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen endlich ein schreibkundiges Mädchen zu finden, welches für ihn sammelte. Doch verdankt er auch so manchen Beitrag der Hand edler Helleninnen, welchen er hiemit seinen Dank für die der Sammlung gewährte Theilnahme darzubringen sich gedrungen fühlt.

Der größere Theil der vorliegenden Märchen stammt daher aus Frauenmund oder von Frauenhand.

In der Anordnung der Sammlung schien ihm nach langem Bedenken die Beibehaltung der landschaftlichen Ordnung die beste; er wich von derselben nur in den griechischen Elfen- und Thier-Märchen ab, welche er hinter den landschaftlich geordneten griechischen Märchen zusammenstellte. Einige in diesen gegen die angenommene Ordnung vorkommende Verstöße wird jeder gerne entschuldigen, der die große Schwierigkeit und Verwirrung kennt, welche die Umstellung von vielfach citirten Nummern verursacht. Auch ist ja die Stelle, welche das einzelne Märchen einnimmt, vollkommen gleichgültig.

Die den Märchen beigegebenen Anmerkungen bittet der Verfasser als Zusätze der betreffenden Grimm'schen zu betrachten, denn das zu wiederholen, was dort bereits gegeben, schien ihm überflüssig; er verweist daher ein für allemal auf dieselben. Auch wird der billige Leser der eigenthümlichen Lage des Verfassers Rechnung tragen und von ihm nicht die vollständige Uebersicht des vorhandenen Stoffes, nicht einmal des deutschen, verlangen, wenn es ihm auch hauptsächlich um den Nachweis des Verhältnisses des griechischen Märchens zu dem deutschen zu thun war.

Er betrachtet nämlich diese Sammlung als den zweiten Theil zu seinen „vergleichenden Blicken auf die hellenischen und germanischen Helden-, Götter- und Weltsagen", welche jedoch durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände erst nach der Märchensammlung zum Drucke kommen wird. Denn da er zwischen dem eigentlichen Märchen und der Sage keinen wesentlichen, sondern nur einen formalen Unterschied anerkennt, so behandeln nach seiner Ansicht diese beiden Arbeiten einen und denselben Gegenstand.

Der Unzulänglichkeit seiner Mittel und Kräfte bewußt, wollte er auch anfangs die Anmerkungen auf die Hervorhebung der in seiner Sammlung aufgefundenen Gegenbilder zu der hellenischen und germanischen Sage und deren Vergleichung mit den verwandten Gegenbildern der deutschen Märchen beschränken, so weit ihm diese letzteren zugänglich waren; er sah jedoch im Laufe der Arbeit die Schwie-

rigkeit einer genügenden Ausscheidung dieser Stofftheile ein und mußte daher seine Aufgabe bis zu einer vollständigen Vergleichung der beiden Märchenkreise erweitern. Nun lag aber die Versuchung zu nahe, dieselbe auch auf die ihm zugänglichen Sammlungen verwandter Märchenkreise auszudehnen, als daß er ihr hätte widerstehen können.

Diese Beschäftigung führte zu der Aufstellung der im sechsten Abschnitte der Einleitung enthaltenen vergleichenden Uebersicht, und er hofft, daß dieselbe den Anstoß zu einer erschöpfenden Zusammenstellung der indo-germanischen Märchenformen in derselben übersichtlichen Weise geben werde, bei welcher vielleicht am zweckmäßigsten die Nummern der Grimm'schen Sammlung zu Grunde gelegt und ihnen die wenigen in derselben unvertretenen Formeln etwa durch Zusatznummern angereiht werden könnten. Eine solche Arbeit würde reiche Früchte tragen; denn sobald ihr eine ähnliche Uebersicht der dem Märchen unverwandten Sagen unseres Stammes zur Seite steht, gewinnt die Geschichte der Philosophie, insofern sie als die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkvermögens gefaßt wird, erst die nöthige Grundlage, weil sie, so gefaßt, von den Urgedanken der Menschheit ausgehen muß und uns diese nur in Sage und Märchen erhalten sind.

Der Verfasser.

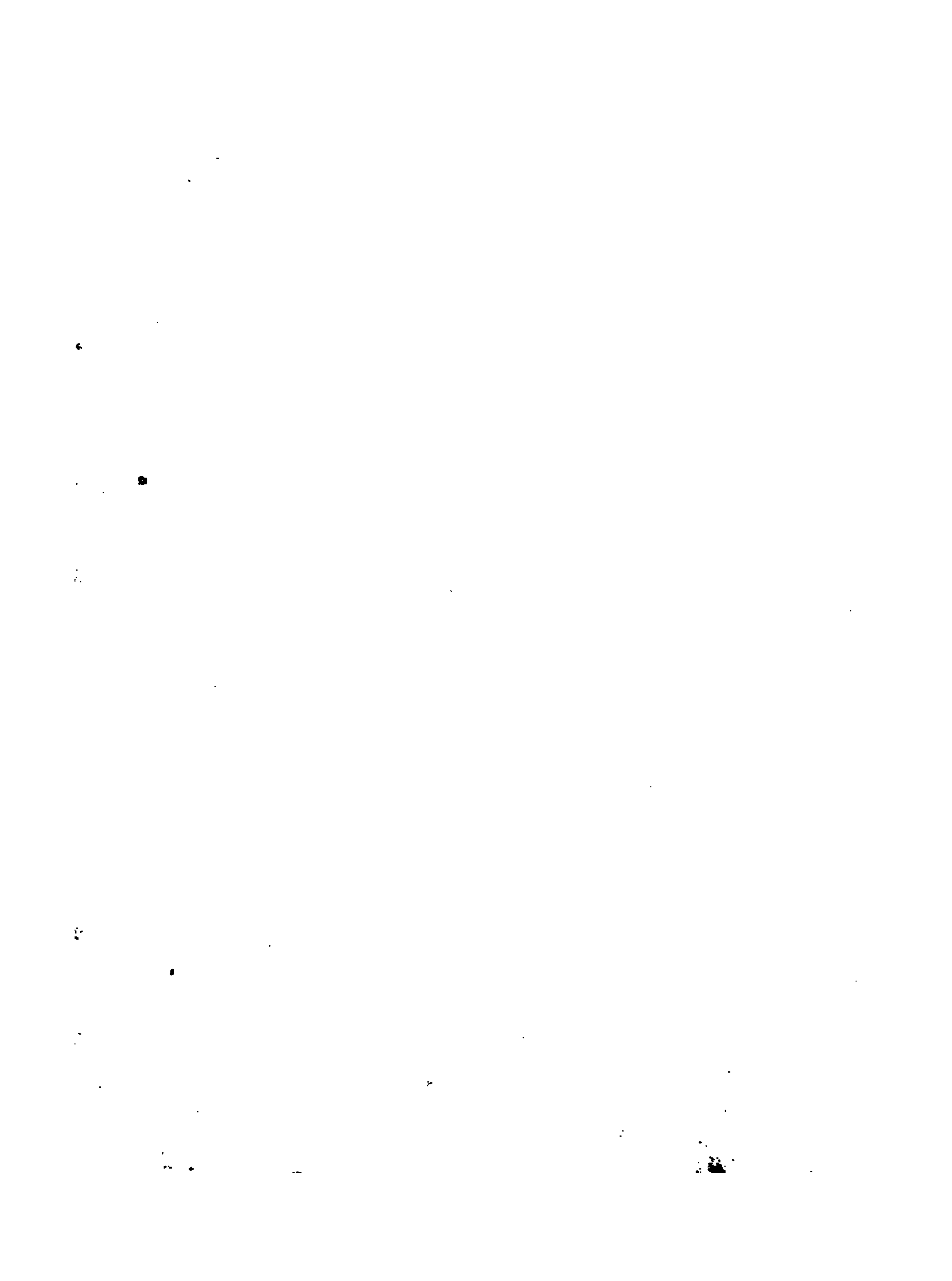
Titelkupfer.

Die Titelkupfer sind nach Photographieen ausgeführt, welche von Herrn Ziller, Architekten der von Herrn Baron Sina in Athen gebauten Akademie, geleitet und ausgemalt wurden.

Das des ersten Bandes stellt eine Gruppe märchenerzählender attischer Bäuerinnen am Fuße der Akropolis dar. Die griechische und albanesische Bauerntracht ist sowohl innerhalb als außerhalb des griechischen Königreiches im Ganzen dieselbe. Die einzelnen Landschaften unterscheiden sich nur durch feine, dem Kenner bemerkbare Nüancen.

Dagegen gehört die auf dem Titelkupfer des zweiten Theiles erscheinende albanesische Frauentracht den albanesischen Schifferinseln Hydra und Spezzia eigenthümlich an. Doch hat sie bereits viel von ihrer früheren reizenden Einfachheit verloren und nur der weite, in zahlreiche Querfalten gelegte Rock der Erzählerin zeigt noch ein Ueberbleibsel derselben. Er war durchgehends dunkelgrün mit einem fast handbreiten rothen Besatz, unter welchem das enge, mit bunter Stickerei garnirte Hemd sichtbar war, das bis zum Knöchel herabreichte. Um die Taille war ein seidenes Tuch lose und halstuchartig geschlungen, dessen vordere Enden über dem Rocke herabhingen.

Der von einem Schlafe zum andern gehende Wulst, auf welchen das Kopftuch gesteckt wird, war früher drei Finger dick und gewährte dadurch dem Gesichte den Vortheil eines breiten Rahmens.



Inhaltsverzeichniß zum ersten Theil.

B. Vermischte Formeln.

C. Dualistische Formeln.

[1] Hiernach ist der Text zu berichtigen.

Griechische Märchen.

Aus Epirus.

Einleitung.

I. Wesen des Märchens.

Was ist ein Märchen? — Wenn der Verfasser diese Frage seinen Lesern und Leserinnen vorlegte, so dürfte die Antwort der Mehrzahl wohl immer noch dahin lauten: Märchen sind wunderliche Erzählungen, wie sie sich Mütter und Wärterinnen erdenken, um damit die Kinder zu unterhalten, und in denen Feen und Hexen, Riesen und Zwerge, Ungeheuer und sprechende Thiere ihren Spuk treiben. Es sind leichte, regellose Machwerke einer spielenden Einbildungskraft. Ein jeder kann dergleichen machen, welcher diese Kraft besitzt. Wenn sie aber gut erzählt werden, so können wohl auch Erwachsene daran Gefallen finden.

Diesem Leserkreise dürfte es daher wohl nicht uninteressant sein zu erfahren, daß ihrer Ansicht vom Märchen sich bereits seit geraumer Zeit in der Wissenschaft eine weit tiefergreifende gegenübergestellt hat, welche in dem Märchen nur eine besondere Form der alten Götter- und Heldensage erblickt und in ihm sogar die Urgedanken des Menschengeschlechtes sucht.

Seitdem nämlich die Gebrüder Grimm das deutsche Märchen nicht nur zu sammeln, sondern auch einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen, und mit den Märchen anderer Völker zu vergleichen begannen, auch in dieser Richtung zahlreiche Nachfolger fanden, hat es sich herausgestellt, daß in diesen unscheinbaren Erzählungen eine Masse von Zügen erhalten sei, welche mit den sog. Mythen der hellenischen und germanischen Sagkreise übereinstimmen, und daß anderntheils bei den verschiedensten Völkern dieselben Märchen erzählt würden. Wilhelm Grimm[1] spricht sich über die mythischen Grundbestandtheile der Märchen folgendermaßen aus: „Gemeinsam allen Märchen sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Das Mythische

1 Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen. Auflage 6. 1850. S. LXVII.

[1] Hiernach ist der Text zu berichtigen.

Titelkupfer.

Die Titelkupfer sind nach Photographieen ausgeführt, welche von Herrn Ziller, Architekten der von Herrn Baron Sina in Athen gebauten Akademie, geleitet und ausgemalt wurden.

Das des ersten Bandes stellt eine Gruppe märchenerzählender attischer Bäuerinnen am Fuße der Akropolis dar. Die griechische und albanesische Bauerntracht ist sowohl innerhalb als außerhalb des griechischen Königreiches im Ganzen dieselbe. Die einzelnen Landschaften unterscheiden sich nur durch feine, dem Kenner bemerkbare Nüancen.

Dagegen gehört die auf dem Titelkupfer des zweiten Theiles erscheinende albanesische Frauentracht den albanesischen Schifferinseln Hydra und Spezzia eigenthümlich an. Doch hat sie bereits viel von ihrer früheren reizenden Einfachheit verloren und nur der weite, in zahlreiche Querfalten gelegte Rock der Erzählerin zeigt noch ein Ueberbleibsel derselben. Er war durchgehends dunkelgrün mit einem fast handbreiten rothen Besatz, unter welchem das enge, mit bunter Stickerei garnirte Hemd sichtbar war, das bis zum Knöchel herabreichte. Um die Taille war ein seidenes Tuch lose und halstuchartig geschlungen, dessen vordere Enden über dem Rocke herabhingen.

Der von einem Schlafe zum andern gehende Wulst, auf welchen das Kopftuch gesteckt wird, war früher drei Finger dick und gewährte dadurch dem Gesichte den Vortheil eines breiten Rahmens.

Einleitung.

I. Wesen des Märchens.

Was ist ein Märchen? — Wenn der Verfasser diese Frage seinen Lesern und Leserinnen vorlegte, so dürfte die Antwort der Mehrzahl wohl immer noch dahin lauten: Märchen sind wunderliche Erzählungen, wie sie sich Mütter und Wärterinnen erdenken, um damit die Kinder zu unterhalten, und in denen Feen und Hexen, Riesen und Zwerge, Ungeheuer und sprechende Thiere ihren Spuk treiben. Es sind leichte, regellose Machwerke einer spielenden Einbildungskraft. Ein jeder kann dergleichen machen, welcher diese Kraft besitzt. Wenn sie aber gut erzählt werden, so können wohl auch Erwachsene daran Gefallen finden.

Diesem Leserkreise dürfte es daher wohl nicht uninteressant sein zu erfahren, daß ihrer Ansicht vom Märchen sich bereits seit geraumer Zeit in der Wissenschaft eine weit tiefergreifende gegenübergestellt hat, welche in dem Märchen nur eine besondere Form der alten Götter- und Heldensage erblickt und in ihm sogar die Urgedanken des Menschengeschlechtes sucht.

Seitdem nämlich die Gebrüder Grimm das deutsche Märchen nicht nur zu sammeln, sondern auch einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen, und mit den Märchen anderer Völker zu vergleichen begannen, auch in dieser Richtung zahlreiche Nachfolger fanden, hat es sich herausgestellt, daß in diesen unscheinbaren Erzählungen eine Masse von Zügen erhalten sei, welche mit den sog. Mythen der hellenischen und germanischen Sagkreise übereinstimmen, und daß anderntheils bei den verschiedensten Völkern dieselben Märchen erzählt würden. Wilhelm Grimm[1] spricht sich über die mythischen Grundbestandtheile der Märchen folgendermaßen aus: „Gemeinsam allen Märchen sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Das Mythische

1 Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen. Auflage 6. 1850. S. LXVII.

gleicht kleinen Stückchen eines gesprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen bewachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden und giebt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust am Wunderbaren befriedigt. Niemals sind sie bloßes Farbenspiel inhaltsloser Phantasie. Das Mythische dehnt sich aus, je weiter wir zurückgehn, ja es scheint den einzigen Inhalt der ältesten Dichtung ausgemacht zu haben. Wir sehen, wie diese, getragen von der Erhabenheit ihres Gegenstandes, und unbesorgt um Einklang mit der Wirklichkeit, wenn sie die geheimnißreichen und furchtbaren Naturkräfte schildert, auch das Unglaubliche, das Gräuelhafte und Entsetzliche nicht abweist."

Die zwischen den Märchen verschiedener Völker waltende Uebereinstimmung führt er auf doppelte Quellen zurück: „Die Uebereinstimmung zwischen Märchen durch Zeit und Entfernung weit getrennter, nicht minder als nahe an einander gränzender Völker beruht theils in der ihnen zu Grunde liegenden Idee und der Darstellung bestimmter Charaktere, theils in der besonderen Verflechtung und Lösung der Verhältnisse. Es giebt aber Zustände, die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken giebt, die sich wie von selbst einfinden; es konnten sich daher in den verschiedensten Ländern dieselben oder doch sehr ähnliche Märchen unabhängig von einander erzeugen: sie sind den einzelnen Wörtern vergleichbar, welche auch nicht verwandte Sprachen durch Nachahmung der Naturlaute mit geringer Abweichung oder auch ganz übereinstimmend hervorbringen. Man begegnet Märchen dieser Art, wo man die Uebereinstimmung als Zufall betrachten kann, aber in den meisten Fällen wird der gemeinsame Grundgedanke durch die besondere, oft unerwartete, ja eigensinnige Ausführung eine Gestalt gewonnen haben, welche die Annahme einer bloß scheinbaren Verwandtschaft nicht zuläßt."[1] —

Die Frage, ob solche unbestreitbare Verwandtschaft durch die Annahme von Entlehnungen erklärt werden müsse, oder ob sie in der gemeinsamen Abstammung von ein und demselben Stamme ihren Grund habe, beantwortet er dahin, daß die erstere als Ausnahme, die letztere als Regel zu betrachten sei. „Ich leugne nicht die Möglichkeit, in einzelnen Fällen nicht die Wahrscheinlichkeit des Uebergangs eines Märchens von einem Volke zum andern, das dann auf fremdem

[1] S. LXII.

Boden wurzelt. ——— Aber mit einzelnen Ausnahmen erklärt man noch nicht den großen Umfang und die weite Verbreitung des gemeinsamen Besitzes: tauchen nicht dieselben Märchen an den entferntesten Orten wieder auf, wie eine Quelle an weit abliegenden Stellen wieder durchbricht?" [1]

In demselben Sinne äußert sich Jacob Grimm in seiner Vorrede zur deutschen Uebersetzung von Wuks Volksmärchen der Serben S. VI: „Durch vielfache nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Norwegen, Schweden und in der Walachei, neuerdings auch in Albanien, Litauen und Finnland veranstaltete Märchensammlungen ——— ist der Wahn beseitigt worden, als beruhen diese Stoffe auf läppischen der Betrachtung unwürdigen Erdichtungen, da sie vielmehr für den Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter und zerbröckelter Mythen zu gelten haben, die von Volk zu Volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, wichtigen Aufschluß darbieten können über die Verwandtschaft zahlloser Sagengebilde und Fabeln, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat. — Nicht auf dem Wege einseitiger und willkührlicher Erborgungen ist diese Gemeinschaft zu verstehn, sie trägt den Eindruck und das Gepräge wunderbarer Berührungen und Nachklänge an sich, wie sich ähnliche in der Geschichte der Sprache und Poesie darbieten, deren Geheimniß erst allmählig durch fortgesetzte jetzt kaum begonnene Untersuchungen wird besser enthüllt werden."

In der Vorrede zu Liebrechts Uebersetzung des Pentamerone S. VIII giebt Grimm sein Urtheil über die Natur des Märchens in folgender Weise ab: „Gegenwärtig bedarf es keiner Entschuldigung dafür, daß diesen merkwürdigen Ueberlieferungen aller Ernst und alle Genauigkeit des Forschens und Untersuchens zugewandt werde, die wir der Sprache und den Liedern des Volks endlich überhaupt wieder angedeihen lassen. Sie mögen fortfahren, wie sie es lange Zeit hindurch unvermerkt im Stillen gethan haben, zu erheitern und zu unterhalten; allein sie dürfen jetzt zugleich wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen, der ihnen viel weitere und allgemeinere Anerkennung sichert. Sie sind, wie sich immer unzweifelhafter herausstellt, die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen, die über ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben, und geben reichhaltigen, um so unerwarteteren Aufschluß über verschüttet geglaubte Gänge und Verwandtschaften der Fabel insgemein. — — Man lasse fahren den Wahn, sie seien an irgend einer begünstigten Stelle aufgewachsen, und von da erst auf äußerlich

[1] S. LXIII.

nachweisbarem Weg oder Pfad in die Ferne getragen worden. — — Wie zwischen den Sprachen aller europäischen Völker überall größere oder geringere Berührung waltet, so schlägt auch ein allgemeiner Grundlaut dieser epischen und mythischen Elemente an, die gleichwohl jedem Volke auch in eigenthümlicher Besonderheit werden dürfen, und man muß es geständig sein, daß ihre Einstimmung, wie ihre Vielgestaltigkeit der Forschung gleichen Vorschub leistet."

Ueber die Verwandtschaftsstufen der Märchen endlich spricht sich Wilhelm Grimm mit Bezugnahme auf das deutsche folgendermaßen aus: „Man wird fragen, wo die äußeren Grenzen des Gemeinsamen bei den Märchen beginnen und wie die Grade der Verwandtschaft sich abstufen. Die Grenze wird bezeichnet durch den großen Volksstamm, den man den indogermanischen zu nennen pflegt, und die Verwandtschaft zieht sich in immer engeren Ringen um die Wohnsitze der Deutschen, etwa in demselben Verhältniß, in welchem wir in den Sprachen der einzelnen dazu gehörigen Völker Gemeinsames und Besonderes entdecken. Findet man bei den Arabern einige mit den deutschen verwandte Märchen, so läßt sich dies aus der Abstammung der Tausend und einen Nacht, wo sie vorkommen, aus indischer Quelle erklären, die Schlegel mit Recht behauptet hat."[1]

Von diesen Grundlagen ausgehend hat sich in der Märchenkunde bereits die Ansicht eingebürgert, daß der Inhalt der Märchen sich in nichts von dem der alten Götter- und Heldensage unterscheide, daß der eine eben so mythisch sei als der andere, und daher der eine dem andern zur Ergänzung dienen könne. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Sagklassen beschränkt sich hienach auf deren Ueberlieferungsform, und diese Verschiedenheit der Form erklärt sich sehr natürlich aus dem Entwicklungsgange der Sagen überhaupt.

Dieser Ansicht zufolge ist der Mensch unausgesetzt bestrebt, sich seine Sagen immer begreiflicher zu machen, indem er sie sich immer mehr und mehr versinnlicht und mehr und mehr seinen eigenen Verhältnissen anpaßt; steigende Versinnlichung ist daher das allgemeine Entwicklungsgesetz für alle Sage. Vermöge dieses Gesetzes nehmen die früher nur roh personifizirten Naturkräfte immer menschenähnlichere Formen an und kann es im Laufe der Entwicklung geschehn, daß die menschenähnlich gedachten Götter sich mehr oder weniger von der Naturkraft loslösen, aus der sie hervorgegangen sind.[2]

---

[1] S. LXIX.

[2] Auf dieser Stufe finden wir den hellenischen und skandinavischen Götterkreis bereits angelangt.

Derselbe Versinnlichungstrieb zieht den menschlich gedachten Gott auf die zwischen den Menschen und Göttern stehende Stufe des Helden herab und rückt ihn dadurch den menschlichen Verhältnissen um so viel näher. Aber selbst diese Stufe genügt jenem Triebe noch nicht; er fühlt sich erst dann befriedigt, wenn er seine Helden den sterblichen Menschen gleichgestellt, und ihnen höchstens noch ein und die andere höhere Gabe übrig gelassen, an die Stelle der waltenden höheren Götter aber die dem Menschen zunächst stehende niedere Dämonenwelt gesetzt hat, und diese statt jener in die menschlichen Verhältnisse bestimmend eingreifen läßt. Diese letzte und jüngste Sagform ist die des Märchens.[1]

Das Märchen ist mithin ein auf seiner letzten Entwicklungsstufe angekommener Mythus. Der nächste Entwicklungsschritt ist dann die völlige Ausmerzung alles Wunderbaren und die Verwandlung der Sage oder des Märchens in die Erzählung eines rein menschlichen Herganges. Hier sind dann zwei Fälle möglich. Wenn die Sage nach dem Verluste aller ihrer wunderbaren Züge durch die ihr eigenthümliche Verwicklung die Einbildungskraft noch immer zu fesseln vermag, so kann sie in dem Kreise der interessanten Erzählungen oder Novellen Aufnahme finden, welche jedes Volk in größerer oder kleinerer Anzahl besitzt und von welchen sich dann die entkleidete Sage in nichts unterscheidet.

Oder die Sage erhält durch ihre völlige Entkleidung das Ansehn eines ein-

---

[1] Diese Ansicht von dem versinnlichenden Entwicklungsgang der Sagen und Märchen gewährt uns in der größeren oder geringeren Versinnlichung mehrer Formen derselben Wurzel ein sicheres Unterscheidungszeichen über das Alter derselben. Diejenige Form, welche sich den menschlichen Verhältnissen inniger anschmiegt als eine andere, muß uns daher für die jüngere gelten, und weil wir die Möglichkeit jeder Rückkehr der sinnlicheren Form zu der übersinnlicheren läugnen, so halten wir die Ableitung der letzteren aus der ersteren für ebenso unmöglich als z. B. die Ableitung des lateinischen pater aus dem sanskritischen pita; denn die Sprache folgt einem ähnlichen Entwicklungsgesetze, nach welchem ihr nur der Uebergang von der stärkeren Form zn der schwächeren erlaubt, aber die Rückkehr von dieser zu der stärkeren Form versagt ist. Daher ist es uns z. B. nicht denkbar, daß die 40 Draken oder die 12 Zwerge, bei denen das albanesische und deutsche Schneewittchen lebt, aus den 12 Räubern hervorgegangen seien, welche das walachische Schneewittchen beherbergen (s. ad Nr. 103), wohl aber das umgekehrte. (Ebenso muß das in Abschnitt IV, S. 41, Note 2 erwähnte Fernrohr des litauischen Märchens eine jüngere Form derselben Wurzel sein, als Nidungs Siegstein in der Wielands-Sage. Auch kann sich aus dem Betttuche, welches in der neapolitanischen Form der Siegfriedsage der Schwager zwischen sich und seine Schwägerin zieht, nicht das Schwert entwickelt haben, welches er in der griechischen Form zwischen sich und seine Schwägerin legt, weil wir in diesem ein Bild der zwischen dem verkörperten Sonnenball und der als Göttin gedachten Abendröthe stehenden Neusichel des Mondes erblicken.

fachen geschichtlichen Ereignisses; dann müßte sie in dieser Form rasch aus der mündlichen Ueberlieferung absterben, weil ihr dann der Kitt des Wunders und der Gläubigkeit fehlt, welcher allein die Sage für die Dauer übertragungsfähig macht. Denn die menschliche Ueberlieferungskraft ist, wie wir anderwärts[1] nachzuweisen versuchten, für rein geschichtliche Hergänge ebenso schwach als beschränkt. Wir möchten daher überhaupt bezweifeln, ob die angegebene letzte Entwicklungsform zu den Naturformen der Sage zu rechnen sei, und sie lieber als Kunstform betrachten, welche sich aus dem gelehrten Bestreben entwickelte, die Sage in Geschichte zu verwandeln, indem man sie aller ihrer vermeintlich später angedichteten Wunderzuthaten entkleidete, und sie dadurch auf ihre geschichtliche Urform zurückzuführen vermeinte.

Das Verfahren des Hellenen Euhemeros bei seiner Behandlung hellenischer Göttersagen und des Isländers Snorre Sturleson in seiner Heimskringla folgt daher an sich zwar dem natürlichen Entwicklungsgange der Sage, aber es führt zu einem falschen Ergebniß, wenn nun der von jedem Wunder entkleidete Sagstoff als Geschichte betrachtet wird, weil derselbe an sich nichts anderes als gläubige Naturanschauung, also nur Erdachtes, nichts Geschehenes sein kann.

Euhemeros und seine Geistesverwandten gingen bei ihrem Verfahren von der Ansicht einer umgekehrten Entwicklung der Sage aus, durch welche ihr Stoff dem Menschen und seinen Verhältnissen mehr und mehr entfremdet wird, und sich aus dem verehrten Verstorbenen ein früher noch nicht vorhandener Gott hervorbildet.

Nach unserer Ansicht von dem Wesen der Sage ist aber eine solche Entwicklung derselben in aufsteigender Richtung unmöglich; wir erblicken vielmehr in solchen Vergötterungen oder Verheldungen verstorbener Persönlichkeiten nur die folgerichtige Fortsetzung des Strebens der Sage nach Versinnlichung. Denn welcher Schritt bliebe dieser Richtung noch übrig, nachdem der Gott dem menschlichen Gattungsbegriff anbequemt, nachdem er vollkommen anthropomorphisirt worden ist, als ihn in einem hiezu für tauglich erkannten menschlichen Individuum zu individualisiren oder wiederzugebären? Wir sehen diesen Trieb bis in die spätesten Zeiten wirksam, denn wenn z. B. nach dem noch lebendigen Volksglauben Friedrich der Rothbart und Karl V. in Bergen schlummern, um aus ihnen

[1] Vergleichende Blicke auf die hellenischen und germanischen Götter-, Helden- und Weltsagen. Einleitung § 9.

zu gegebener Zeit in die Welt zurück zu kehren, so sind sie bekanntlich nichts anderes als Wiedergeburten des altdeutschen Gottes Wodan.

Sobald aber die Sage ihren Stoff auf eine geschichtliche Persönlichkeit frisch ablagert, verhält sie sich abweisend gegen deren geschichtliche Erlebnisse und verweigert jede Verbindung ihres Stoffes mit denselben. Besonders belehrend ist in dieser Hinsicht die Vergleichung des sagenhaften Dietrich von Bern mit dem geschichtlichen Westgothenkönig Theodorich.[1]

Dieser Ablagerung des alten Sagstoffes auf geschichtliche Persönlichkeiten entspricht in räumlicher Hinsicht die Neusiedlung desselben auf bestimmten Oertlichkeiten. Denn wir vermöchten nur durch die Andauer des Versinnlichungstriebes der Sage die Erscheinung zu erklären, daß eine uns auch als schwebender Göttermythus erhaltene Sage an hundert verschiedenen Orten die Gestalt der Ortssage angenommen hat. —

Wir haben hiermit den Unterschied zwischen dem Märchen und der Ortssage angegeben. Sobald sich das schwebende Märchen an einer bestimmten Stelle niederläßt, wird es zur Ortssage. In unserem Norden ist eine solche Niederlassung oder Vergeschichtlichung dem Märchen oder der Sage nicht günstig, denn die seßhaft gewordenen magerten ab und schrumpften bis zum Gerippe zusammen. Anders war dies bei der Heldensage, namentlich der hellenischen, wo sie aus der Benamsung ihrer Figuren und ihrer Niederlassung an bestimmter Oertlichkeit neues Leben gezogen zu haben scheint. Wenn der Leser nach den Belegen zu dieser Ansicht fragt, so brauchen wir ihn nur beispielsweise an die untenfolgenden Danae-, Andromeden- und Jasonsformeln zu verweisen; er vergleiche die unter dieselben gestellten Heldensagen und Märchen mit einander und frage sich dann, ob zwischen dem Stoff der beiden Gattungen noch ein anderes Unterscheidungszeichen möglich sei, als die Benamsung der Gestalten und deren Verbindung mit bestimmten Oertlichkeiten.

Wenn wir aber den Unterschied zwischen Sage und Märchen[2] aufheben, so

---

[1] Näheres in der oben angeführten Einleitung § 9.

[2] Schott, walachische Märchen S. 345. „Man kann kecklich aussprechen, daß Märchen und Heldensage ursprünglich eines sind. Was von der alten Göttersage jetzt noch im Volksmunde umgeht, heißt Märchen; was in früherer Zeit von Dichtern aufgegriffen, künstlerisch gestaltet, gläubig mit Geschichte vermengt, als Geschichte weiter verbreitet ward, heißt Heldensage.“ (Nach unserer Ansicht zeigt sich die Sage gegen den geschichtlichen Stoff selbst dann abweisend, wenn sie sich frisch auf eine geschichtliche Persönlichkeit ablagert. Vergleichende Blicke. Einleitg. § 9).

müssen wir das letztere um so schärfer von einer anderen Erzählungsgattung trennen, welche in denselben Kreisen Eingang gefunden, in welchen das Märchen heimisch ist, und daher häufig mit diesem verwechselt wird, es ist dies der Schwank.[1]

Schwank und Märchen sind zwei grundverschiedene Gattungen der Erzählung. Das Märchen berichtet stets einen geschlossenen Hergang, in welchem der Knoten geschürzt und wieder gelöst wird; dieses Schürzen und Lösen bildet sein Wesen, man könnte es daher ein organisches Gebilde nennen. Der Inhalt des wahren Märchens ist stets ein ernster; komische Züge finden sich nur als seltenes Beiwerk. Seine Absicht geht auf die Hebung der Stimmung, und es erreicht sie in der Regel trotz seiner kindlichen Unbehülflichkeit selbst bei Erwachsenen, welche für solche Hebung empfänglich sind. Daher hält es auch stets zu der sittlichen Weltordnung, indem es das Böse bestrafen und das Gute belohnen läßt. Gleichwohl verdankt es seine Entstehung keineswegs der Absicht, die sittliche Wahrheit in einem Beispiel darzustellen, und seine Helden und Heldinnen begehn gar manche Verstöße gegen das Sittengesetz, ohne daß das Märchen daran Anstoß nähme. Das Märchen schließt nur diesem Gesetze entsprechend, weil es keinen andern Ausgang kennt, weil es die sittliche Weltordnung für selbstverständlich hält.

Der Schwank geht nicht auf die Hebung, sondern auf die Erheiterung der Stimmung, sein Feld ist nicht das der reinen Einbildungskraft, sondern des Witzes und des Lächerlichen. Bei dem Schwanke ist daher die Erzählung an sich nur Beiwerk, selbst wenn sie mehrere Glieder enthalten, selbst wenn sie das Wunder zu Hülfe rufen sollte. Daher kommt auch beim Schlusse die sittliche Weltordnung häufig zu kurz.

Schwänke werden noch heut zu Tage erfunden; die Entstehung der Märchen fällt, wie wir unten sehen werden, in die Urzeit der Menschheit. Doch hat der alte Schwank mit der Sage die Neigung gemein, sich an geeignete Stellen frisch anzusiedeln oder auf geeignete Persönlichkeiten abzulagern. Das heutige Märchen zeigt diese Neigung nicht, Zeit und Ort, selbst Figuren-Namen sind ihm gleichgültig.

Der Schwank, aber gewiß nicht das Märchen, ist eine beliebte Unterhaltung

---

[1] Wir geben diesem Worte hier eine sehr ausgedehnte Bedeutung und begreifen darunter auch Anekdoten, unsittliche Liebesgeschichten und Zoten.

der Männer aller Classen, welche mehr für Erheiterung als für Hebung der Stimmung empfänglich sind: daher spricht die Wahrscheinlichkeit für dessen Verbreitung durch den Verkehr; denn wo immer Männer zusammenkommen, ist auch der Schwank ein beliebter Gast und um so willkommener, je weniger sonstige geistige Berührungspunkte sich den Versammelten bieten. Dagegen blickt der Mann in der Regel mit souverainer Verachtung auf das Märchen herab, weil er für den Reiz, den es bietet, unempfänglich ist.

Nur da, wo eine Mehrheit von Männern durch langes Zusammenleben die Formen der Familie annimmt, also in Kasernen, Klöstern und auf Schiffen, wird es auch hie und da dem Märchen gestattet, dem engbefreundeten Kreise die Zeit zu vertreiben; sobald aber ein Fremder herzutritt, schämt man sich dieses unwürdigen Verkehres und das Märchen verstummt.

Sein Bereich bleibt mithin auf den Theil der Menschheit beschränkt, bei welchem die Einbildungskraft die übrigen Seelenthätigkeiten überwiegt und in den daher auch nur wenige, und gewiß nicht die geistreichsten Schwänke, eintreten: es ist dies die stille seßhafte Frauen- und Kinderwelt. Mithin spricht die Wahrscheinlichkeit gegen dessen Verbreitung durch den Verkehr, welchem, je weiter wir in der Geschichte aufsteigen, die Frauen- und Kinderwelt um so unzugänglicher wird.

Von diesem Standpunkte können wir daher den Schluß nicht als zwingend betrachten, daß die weite Verbreitung der Märchen kein Beweis für ihr Uralter sei, weil Schwänke, die doch keine Ueberreste alter Mythen sein können, eine gleichweite Verbreitung haben. Denn Märchen und Schwänke sind ihrer Natur nach grundverschieden, und die der ersteren widerstrebt, die der letzteren erleichtert deren Verbreitung durch den Verkehr.

Der Verfasser steht mithin auf der Seite derjenigen, welche das indogermanische Volksmärchen in Europa als einen Theil des urarischen Geistesschatzes betrachten, welchen die einzelnen Stämme bei ihrer Trennung von dem gemeinsamen Mutterstamme in ihr Sonderdasein mit hinüber nahmen und dessen Formen gleich denen ihrer Sprachen eine solche Zähigkeit bewährten, daß sich an ihnen die Urverwandtschaft mit den indischen ebenso deutlich erkennen läßt, wie an den Sprachformen.

Dieser Annahme stellt sich nun das gewichtige Bedenken entgegen, daß die ungeheuren Forschungen, welche Benfey auf diesem Gebiete angestellt hat, diesen Forscher zu dem Ergebnisse führten, daß der Stock der indogermanischen

Erzählungen und Märchen sich als ursprünglich indisch erweise, und sich von dort in geschichtlicher Zeit allmählig über Europa verbreitet habe. Ueber diese Verbreitung drückt er sich folgendermaßen aus.[1]

Was die Zeit der Verbreitung betrifft, so sind etwa vor dem 10. Jahrh. n. Chr. wohl nur verhältnißmäßig wenige nach Europa gekommen und zwar — außer den durch die Uebersetzung des Grundwerkes des Pantschatantra oder Kalilah und Dimnah bekannt gewordenen — wohl nur durch mündliche Ueberlieferung, die im Zusammentreffen von Reisenden, Kaufleuten und ähnlichem, ihre Veranlassung finden mochte. Mit dem 10ten Jahrhundert aber begannen die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien und bewirkten eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. Von da an trat die mündliche Ueberlieferung gegen die literarische zurück.

Die indischen Erzählungen wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und durch die vielfachen Berührungen derselben mit christlichen Völkern auch über den christlichen Occident. In letzterer Beziehung waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien. In einem noch größeren Maßstabe hatten sich die erwähnten drei Gattungen (Erzählungen, Fabeln und Märchen) indischer Conceptionen theilweise schon früher nach den Gebieten im Osten und Norden von Indien, ... China und Thibet ... verbreitet. Von den Thibetern kamen sie endlich mit dem Buddhismus zu den Mongolen. ... Die Mongolen aber haben fast 200 Jahre in Europa geherrscht und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Conceptionen in Europa ein weites Thor. So sind es auf der einen Seite die islamitischen Völker, auf der andern die buddhistischen, welche die Verbreitung der indischen Märchen fast über die ganze Welt bewerkstelligt haben. Wie leicht sich aber derartige Conceptionen verbreiten, mit welcher Lust und Leidenschaft sie gehört und weiter erzählt werden, wird jeder aus eigener Erfahrung bestätigen können (vergl. z. B. in Bezug auf Canada: Lönnrod im Morgenblatt 1857, Nr. 51, S. 1217). Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa Aehnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirt hatte, absorbirt zu haben, „kaum

[1] Pantschatantra, Vorrede S. XXII folg.

daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebilde gerettet haben mögen.“ —

Benfey beherrscht alle hier einschlägigen Kreise wie keiner vor ihm. Seine Leistungen zeigen, welch wichtige Aufschlüsse noch von ihm zu erwarten stehn. Wir sind daher zur vollsten Beachtung seiner unseren Annahmen entgegenstehenden Ansicht verpflichtet. Der größte Theil seiner die indischen Märchen betreffenden Forschungen ist jedoch noch nicht veröffentlicht und die Belege, welche er in seinem Pantschatantra für seine Ansicht beigebracht, enthalten, in Bezug auf die einzelnen Märchen, die er dort bespricht, unserer Ansicht nach zwar viel Wahrscheinliches, aber noch nichts unbedingt Zwingendes. Wir halten uns daher für berechtigt, an dem Standpunkte vorerst festzuhalten, für welchen uns gewichtige Gründe[1] zu sprechen scheinen, und beschränken uns vorerst einfach auf die Mittheilung unserer langjährigen Lebenserfahrungen bei Völkern, welche den mittelalterlichen Zuständen näher stehn, als die des gebildeten Europas, in Bezug auf die Möglichkeit einer Erhebung des indischen Märchenstocks zum europäischen Volksmärchen in geschichtlicher Zeit und auf dem Wege des Verkehrs.

Der Verfasser lebt seit 27 Jahren in der Levante und stand namentlich während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Euböa als Richter und Gutsbesitzer in dem innigsten Verkehre mit dem griechischen Bauer. Er aß und trank, jagte und reiste mit ihm und schlief oft wochenlang in seinen Hütten und Hürden; er verbrachte gar manchen Abend in griechischen, albanesischen, bulgarischen Chans mit andern Reisenden am gemeinsamen Feuer gelagert, gar manchen Tag auf kleinen mit Menschen vollgepfropften Küstenfahrern, und dennoch kam er trotz aller dieser verschiedenartigen Berührungen niemals in die Lage, auch nur ein einziges Märchen zu hören. Die Unterhaltung folgte in der Regel demselben Faden; die Ereignisse des Tages, Reiseerlebnisse, Schwänke und unsaubere Erzählungen, beide letztern in Hülle und Fülle, sobald der Anstoß gegeben war, aber niemals ein Märchen. Einheimische und fremde Reisende, denen der Verfasser diese Erfahrung mittheilte, stimmten der-

---

[1] S. namentlich das, was wir im Abschnitt III über die ebenso scharfen als engen Verwandtschaftsgrenzen des deutsch-griechischen Märchens und der germanisch-hellenischen Sage beibringen. Wir möchten diese Frage Benfeys näherer Beachtung empfehlen, weil Niemand erschöpfenderen Aufschluß über das Verhalten der indischen und andern asiatischen Sag- und Märchenkreise zu dieser interessanten Gruppe zu geben im Stande wäre, und dieser Aufschluß das hellste Licht über das Verhältniß des Märchens zur Sage und das Wesen der Sage überhaupt verbreiten müßte.

selben ohne Ausnahme bei, doch wollten einige bei längerem Zusammensein derselben Gesellschaft — namentlich bei widrigem Wetter — auf See, nach Erschöpfung alles andern Unterhaltungsstoffes auch Märchen gehört haben, aber niemals ohne Ausbrüche der Ungeduld oder des Spottes von Seiten eines oder des andern Zuhörers.

Der Verfasser war nicht so glücklich, ja er schlug selbst mit allen Versuchen fehl, Jung oder Alt zum Erzählen von Märchen zu bewegen; es war ihm niemals möglich, die, man möchte sagen, angeborene Scheu zu überwinden, damit zum besten gehalten zu werden. — Gleichwohl wußte er, daß im Winter die Mädchen und Frauen zu einander kommen und die Abende mit Spinnen und Märchenerzählen verbringen, ja daß hie und da selbst Männer sich bei dieser Unterhaltung betheiligten.

Diese Erfahrungen bewogen ihn daher auch, als er den Gedanken der vorliegenden Sammlung faßte, zur Ueberwindung jener Schwierigkeiten sogleich den silbernen Hebel anzusetzen, und der Erfolg zeigte, daß in der Levante so wie überall für Geld alles zu haben sei, — sogar Märchen. Sie kosteten den Verfasser jedoch noch mehr, denn als es in Jannina bekannt wurde, daß er Märchen sammeln lasse, bat ihn einer der angesehensten türkischen Großen, der alte Paschom Bey, ein Verwandter des bekannten Ali Pascha, von diesem Unternehmen abzustehn, weil es ihm als mit der konsularen Würde unverträglich, in der öffentlichen Meinung Eintrag thun müsse, und er bekam ähnliche Winke auch von griechischen Freunden.

Da nun die Erfahrungen des Verfassers mit denen übereinstimmen, welche andere Märchensammler gemacht haben, die sich alle gleichmäßig über die Schwierigkeiten beklagen, welche ihnen von der tiefwurzelnden Scheu, sich durch das Erzählen von Märchen lächerlich zu machen, bereitet wurden, so glaubt er sich zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß das Märchen nirgends zu den cirkulirenden Geisteskapitalien eines Volkes gehöre, sondern daß es sich mit den Sparpfennigen vergleichen lasse, welche der Bauer noch heut zu Tage an möglichst versteckten Orten in die Erde vergräbt.

Allerdings giebt es im Oriente Leute, welche das Erzählen von Märchen und Schwänken gewerbsmäßig treiben, und man hört ihren Erzählungen gerne zu; aber den Zuhörern fällt es gewiß eben so selten ein, das gehörte Märchen wieder zu erzählen, als die Tänzerinnen nachzuahmen, denen sie zugesehn, oder uns, eine Predigt zu wiederholen, die wir angehört haben. —

Setzen wir aber auch den Fall, daß es einem Epiroten oder Albanesen, der

in der Fremde sein Gewerbe treibt, einfiele, bei einem Besuche, den er seiner in der Heimath seßhaften Familie macht, ein Märchen zu erzählen, das er dort gehört hat, so ist doch von da bis zu dessen Einbürgerung in dem Kreise der Hausmärchen noch ein weiter Schritt, und es bedarf hierzu einer ganz ausnahmsweise günstigen Vereinigung von Umständen, weil einestheils zu dem Ende das stete Anhören desselben Märchens von Kindheit an erforderlich ist und anderntheils der neue Eindringling den ungemein zähen, am Hergebrachten hängenden und alles Fremde feindlich zurückstoßenden häuslichen Geist zu überwinden hätte. Von der Zähigkeit dieses Geistes liefert aber unsere Schilderung der albanesischen Sitten ein schlagendes Beispiel, indem sie sich der näheren Prüfung als Spiegelbilder von Urrom und Urattika erweisen.

Wenn der Volksgeist sich so leicht neuen Formen anbequemte, so müßten alle Mundarten dem ungeheuren Drucke der Schriftsprachen — namentlich der deutschen — welchen sie durch Presse, Schule, Kirche und Berührung mit der höheren Gesellschaft zu erdulden haben, bereits seit langem bis auf die letzte Spur gewichen sein; und dennoch beweist sich dieser Druck bis jetzt so gut wie unwirksam. Was vermochte bis jetzt die christliche Lehre und der naturwissenschaftliche Unterricht gegen die durch und durch auf heidnischer Grundlage ruhende Naturanschauung des Landvolks?[1] Wie viel Bauern glauben, daß die Sonne still stehe und die Erde sich drehe? Gegen Wissenschaft und Literatur zeigt sich der geistige Kreis des Volkes ebenso abweisend als gegen die Schriftsprache. In neuerer Zeit hat die höhere Gesellschaft und die Wissenschaft namentlich in Deutschland angefangen, die geistigen Kreise des Volkes den ihrigen einzuverleiben. Die Annäherung ist aber nur eine einseitige. Anderwärts ist auch diese nicht erfolgt und die beiden Kreise stehen einander wie zwei fremde Welten gegenüber.[2] —

[1] S. Schwartz, Ursprung der Mythologie. Einleitung: vom heidnischen Volksglauben in seiner Anlehnung an die Natur.

[2] Die Naturvölker unterscheiden sich zwar von den Culturvölkern durch den Mangel der auf dem Schriftenthume ruhenden Bildung. Sie sind aber gleichwohl nicht jedes Geistesschatzes baar. Dieser natürliche durch mündliche Uebertragung fortgepflanzte Geistesschatz des Volkes zerfällt uns in einen formalen und einen realen Theil. Der erstere begreift die Sprache als den Inbegriff der lautlich fixirten Denkgesetze und die Sitte als Inbegriff der Lebensformen. Der reale Theil umfaßt Sage und Märchen, welche ursprünglich die menschliche Anschauung der Naturkräfte und Naturverläufe darstellten, im Laufe ihrer Entwickelung aber geschichtliche Form annehmen, Fabeln und Sprüchwörter, welche die Natur des Menschen und dessen Verkehr mit andern untersuchen, Lieder, welche den Regungen des Gemüthes und besonders deren stärkster, der Liebe, Worte verleihen, endlich

Wer aber von der Unzugänglichkeit und dem ausschließlichen Verhalten der auf mündlicher Ueberlieferung ruhenden geistigen Kreise der unteren Volksschichten gegen das Schriftenthum der oberen in gleichem Maße durchdrungen ist, wie der Verfasser, für den kann auch z. B. der Nachweis, daß verschiedene indische Märchensammlungen in das Mongolische übersetzt worden sind, nicht zugleich den Beweis bilden, daß sich die Märchen dieser Sammlung in der Art bei dem mongolischen Volke eingebürgert haben, daß sie zu wirklichen mongolischen Volksmärchen geworden sind.

Das weibliche Geschlecht der ganzen Balkan-Halbinsel ist, wenige Inseln abgerechnet, wenigstens ebenso seßhaft, wie es im übrigen Europa in den Zeiten des Mittelalters gewesen. In der Regel stirbt die Frau da, wo sie geboren ist, ohne ihre Heimath jemals zu verlassen. Nun denke man sich die geringen Berührungen, in welchen noch heut zu Tage abgelegene Dörfer im gebildeten Europa mit der Außenwelt stehn, und schließe daraus auf deren Zustand im Mittelalter. Nach unseren Erfahrungen dürfen wir aber dessen wandernde Fiedler und Hausirer nicht aufgelegter zum Erzählen von Märchen annehmen, als unsere heutigen Handlungsreisenden, Fuhrleute, wandernden Krämer u. s. w., weil je niederer die Bildungsstufe, um so größer die Scheu der Männer vor dem Märchen ist.

So oft wir unsere Erfahrungen mit der Möglichkeit einer Verbreitung der Märchen durch den mündlichen Verkehr in Einklang zu bringen versuchten, erschien uns deren Uebermittlung durch fremde kriegsgefangene Frauen allzeit die wahrscheinlichste, weil diese den Kreisen einverleibt werden, wo das Märchen zu Hause ist, und es ihnen als Wärterinnen der Kinder ihrer Herrn obliegt, diese zu unterhalten.

Auch da, wo die Frauen gewerbsmäßig an fremden Orten dienen, besonders als Ammen, wie z. B. die Insel Tinos Konstantinopel seit Jahrhunderten

Witze, Räthsel und Schwänke, welche letztere allein von Volk zu Volk wandern. Die Erinnerungskraft der Naturvölker für geschichtliche Ereignisse, selbst wenn sie in Lieder gefaßt sind, ist sehr schwach und auf eine geringe Anzahl von Geschlechtern beschränkt; daher haben solche Völker keine Geschichte: diese ist eine ausschließliche Tochter der Bildung.

Was von den Naturvölkern, das gilt auch von den dem Schriftenthume fernstehenden Theilen der Culturvölker, und der sog. Volksunterricht hat hieran noch wenig geändert.

Alles Volk hat also seinen nur auf mündlicher Ueberlieferung beruhenden, nicht in der Schule erworbenen Geistesschatz, welcher fremder Einwirkung fast unzugänglich ist. Ueber diesen und die gegen ihn begangenen Sünden sollte Riehl ein Buch schreiben.

mit Ammen versorgt, kann man voraussetzen, daß die im Vaterhause gehörten Märchen von ihnen in die Kinderstuben ihrer Dienstorte eingebürgert worden sind, und ebenso mag manches dort gehörte durch ihre Vermittlung in ihre Heimathsorte gewandert sein.[1]

Was nun den Uebergang der Märchen aus der Literatur in das Volk betrifft, so fällt dieses Mittel bei Völkern, welche keine solche besaßen noch besitzen, wie Walachen und Albanesen, natürlich weg. Da bei ihnen aber genau dieselben Märchen im Schwange sind, wie bei den europäischen Cultur-Völkern, so läßt sich diese Uebereinstimmung nicht erklären, sobald man annimmt, daß die Märchen der letzteren aus Indien stammen und nachdem sie ihrer Literatur bekannt geworden, von dieser in das Volk übergegangen seien.

So klar uns überhaupt die Möglichkeit eines solchen Ueberganges für Schwänke und unsaubere Geschichten ist, so schwer können wir uns die Verbreitung der Märchen von den wenigen männlichen Städtebewohnern höherer Klasse, die im Mittelalter allein als lesend angenommen werden dürfen, in die Frauen- und Kinderwelt der Bauerndörfer vorstellen. Die Schwänke, die er gelesen, wiederholt der Mann beim Wein, weil er dafür auf den Beifall seiner Zechgenossen rechnen darf; kann er dies aber auch in Bezug auf die gelesenen Märchen, selbst wenn sie ihm gefallen hätten? Sollen sie von den Ammen aufgefaßt worden sein, deren Pfleglingen sie der Vater erzählte, und die sie dann nach ihrer Rückkehr in das Heimathsdorf daselbst einbürgerten? Der letztere Fall wäre im einzelnen allerdings möglich, und die Wanderungsfähigkeit des einzelnen Märchens wollen wir mit unseren obigen Bedenken überhaupt nicht in Abrede stellen. Wir glauben auch, daß sich die Entlehnung in manchen Fällen unwiderleglich darthun lassen könne, denn wenn in einem Märchen Vorstellungen vorkommen sollten, welche dem Gedankenkreise des Volkes, bei dem sie erzählt werden, erweislich fremd sind und stets fremd waren, sagen wir beispielsweise Vielmännerei in einem von einem arischen Stamme erzählten Märchen, so könnte dies Märchen nicht anders als eingewandert sein. Bei manchen wird eine solche Einwanderung höchst

[1] Leider besitzen wir zu wenig tiniotische Märchen, um hierüber sichere Nachweise zu geben. Unter den 8 dort von gebildeter Hand aufgeschriebenen Märchen befindet sich eine Variante zu dem Märchen von der Lampe Aladins, was sich jedoch möglicher Weise auf die neugriechische Uebersetzung von 1001 Nacht zurückführen ließe. Drei davon sind unter Nr. 62, 63 und 86 in den Text, die übrigen als Varianten zu andern griechischen Märchen aufgenommen worden.

wahrscheinlich; dies ist z. B. bei den in dem griechischen Kreise so zahlreich vertretenen Märchen von den dankbaren Thieren der Fall, welche mit der griechischen Volksansicht von den Thieren im Widerspruche stehn, während sie sich in den buddhistischen Ideenkreis so innig eingliedern,[1] daß der Gedanke sehr nahe liegt, sie als einen unmittelbaren Ausfluß dieses Kreises zu betrachten. Zwingend würde für unsere Anschauung diese Ableitung jedoch erst durch den Beweis, daß der Keim zu der betreffenden buddhistischen Anschauung kein urarischer sei.

Aus dem obigen ergiebt sich, daß unsere Bedenken sich allein auf die Annahme einer massenhaften Einwanderung und Einbürgerung des indischen Märchenstockes in den europäischen Ländern beschränken, bei welcher namentlich die Erscheinung unerklärt bleibt, warum in diesen Ländern von der indischen Märchenmasse überall nur dieselben Stücke Wurzel schlugen, möge nun ihre Einwanderung durch die Literatur oder durch die mündliche Uebertragung vermittelt worden sein. Auch würde es schwer fallen, bei der Annahme einer Einwanderung des indischen Märchenstockes in geschichtlicher Zeit die große Starrheit seiner Formen zu erklären, welche ihre Verwandtschaft mit den indischen Urbildern noch heute ermöglichte. Was hätte die als fremde Erzählungen einwandernden und rasch einverleibten Märchen vor willkührlicher Umgestaltung schützen sollen?

Wir haben es anderwärts versucht,[2] die wunderbare Zähigkeit der Sag- und Märchenform im Gegensatze zu der Schwäche der mündlichen Ueberlieferungskraft geschichtlicher Hergänge durch die Annahme zu erklären, daß sie einst als göttliche Wahrheiten geglaubt, und somit durch den Glauben an sie gestählt wurden. Die Härte dieser Formen vergleichen wir mit der der Sprachformen, mit denen sie nach unserer Annahme gleichzeitig entstanden. So wie nun diese Härte der Urformen noch heut zu Tage die deutschen oder griechischen Worte den indischen urverwandt zeigt, ebenso erklärt sie die Uebereinstimmung des deutschen oder griechischen Volksmärchens mit dem indischen aus der Urverwandtschaft dieser Völker.

Nun noch ein Wort über das Thiermärchen. So wie der Urmensch seine Naturanschauungen sich nur dadurch begreiflich machen konnte, daß er sie in menschliche Bilder einkleidete, so bedurfte er zur Darstellung der menschlichen Verhältnisse eines Spiegelbildes und zu diesem erschien dann das Thierleben um so gelegener, als in jener Urzeit, in deren Anschauung wir sogar den Unterschied zwischen

[1] Benfey, Pantschatantra I. S. 208.
[2] Vergleichende Blicke. Einleitung § 9.

Leben und Nichtleben als verschwommen annehmen, das Unterscheidende zwischen Mensch und Thier wohl noch weniger hervortretend war. Wir erblicken daher in den Thiermärchen Spiegelbilder der Urverhältnisse der menschlichen Gesellschaft. Ob aber die Thiermärchen gleich den menschlichen auch zu Spiegelbildern von Naturanschauungen [1] benutzt worden sind, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Mit dem Erwachen des sittlichen Bewußtseins wurde aber die, wie wir vermuthen, schon vorhandene Form des Thiermärchens dazu benutzt, um die aufgefundenen sittlichen Wahrheiten in dieselbe einzukleiden, und hierdurch entstand die Thierfabel. Diese unterscheidet sich von dem eigentlichen Thiermärchen durch ihr vorherrschend allegorisches und tendenziöses Wesen, welchem sie bis in die neueste Zeit treu geblieben ist und vermöge dessen sie auch eine berechtigte Stelle im Reiche der heutigen Dichtung einnimmt, welche wir dem einer längst entschwundenen und von der Gegenwart geistig verschiedenen Vergangenheit angehörenden Märchen verweigern müssen. Denn bei der Thierfabel handelt es sich nur um die entsprechende Einkleidung einer bereits als solchen vorhandenen sittlichen Lehre und ihre Form ist keineswegs die nothwendige, und daher einzige Ausdrucksform dieser Lehre. So gefaßt kommt mithin der Thierfabel der symbolische Charakter des Märchens nicht zu.

Unsere Sammlung bietet aber nur wahre Thiermärchen in dem oben bestimmten Sinne und daher findet das, was W. Grimm III, S. 462, in dieser Hinsicht von den Deutschen sagt, auch auf die Griechen volle Anwendung: „Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Thiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geiste hegen, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen, und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht.“ —

Was wir von griechischen Thiermärchen aufzutreiben so glücklich waren, rechnen wir fast ausnahmslos zu den Perlen unserer Sammlung. Bei der Uebereinstimmung des deutschen und griechischen Thiermärchens in der Auffassung der beiden Hauptgestalten Wolf und Fuchs und ihrer gegenseitigen Stellung im allgemeinen, welche an die unten folgende Odysseus-Polyphem-Formel Nr. 38 anklingt, zeigt sich die größte Abweichung in den Einzelzügen und findet sich außer der im einzelnen sehr verschiedenen „Beichte“ unseres Wissens kein anderer gemeinsamer

[1] Der Hinblick auf die alten Thierdienste möchte die Frage eher bejahen als verneinen.

Zug. Ebenso scheint, so weit wir sehen, im Deutschen der Gegensatz, nämlich die Ueberlistung des Listigen durch den Dümmling, zu fehlen, welchen das griechische Märchen in Nr 92 und 93 darstellt.

II. Alter des Märchens.

Betrachtet man das Märchen als eine Gattung der Sage, so muß man auch alle für die Sagbildung geltenden Gesetze auf dasselbe ausdehnen. Wenn also die Entstehung der Sage gleich der der Sprache auf ein bestimmtes Zeitalter beschränkt war, so muß man in dieses auch die Entstehung des Märchens verlegen.

Der Verfasser ist nun dieser Ansicht und hat es anderwärts[1] unternommen, dieselbe näher zu begründen, da es aber der Raum nicht erlaubt, seine Auseinandersetzungen hier zu wiederholen, so muß er den Leser auf die betreffenden Arbeiten verweisen und sich hier auf eine kurze Angabe ihrer Haupsätze beschränken.

Ueber das geistige Verhalten des ersten Menschen sind zwei Annahmen möglich; man kann voraussetzen, daß der Mensch mit vollendetem Sprach- und Denkvermögen erschaffen worden sei (Schelling), oder daß er nur mit der Anlage zum Sprechen und Denken aus der Hand des Schöpfers hervorging und mit Hülfe dieser Anlage seine Sprache und sein Denkwesen bilden mußte. Wir glauben nun in dem Wesen der Sage eine Anzahl von Belegen aufgefunden zu haben, welche die zweite dieser Annahmen als die wahrscheinlichere erscheinen lassen, und gehn daher bei unserer Untersuchung von derselben aus.

Es fragt sich also, wie kam der Mensch zum Worte und zum Gedanken?

Wir denken uns zu dem Ende die menschliche Empfindung mit dem Triebe ausgestattet, die ihr durch die Sinn-Nerven von außen zugehenden Reize dadurch zu beruhigen, daß dieselben wieder nach außen ausgestoßen, gleichsam wieder erzeugt werden. Nur bei den stärksten Reizungen vermag sie dies aus eigener Kraft

[1] Ueber Bildung und Wesen der mythischen Form in der Zeitschrift für Philosophie und philosoph. Critik Band 40, S. 48 folg. — Vergleichende Blicke auf die hellenischen und germanischen Götter-, Helden- und Weltsagen. Einleitung. Die dort entwickelten Ansichten lassen sich auf folgende vier Sätze zurückführen. Die Sage ist Zwillingsschwester der Sprache, in so fern sie zu gleicher Zeit und Hand in Hand mit ihr entstanden ist. Sprachverwandtschaft fordert also Sagverwandtschaft. Die erste Form der menschlichen Naturanschauung war die mythische. In Sage und Märchen sind uns Urgedanken der Menschheit enthalten.

durch Ausstoßung ungegliederter Töne wie ach! und oh! Bei feineren Reizungen muß sie den Beistand der schlummernden Erkenntnißkraft anrufen, welche, sobald sie geweckt ist, ihre Thätigkeit damit beginnt, aus den verschiedenen der Empfindung zugegangenen Reizungen Einheiten zu bilden (die Anschauungen zu Vorstellungen zu erheben), um zu erfahren, welche von diesen Reizungen eine gemeinsame Entäußerung zulassen. Darauf geht sie an das Entäußerungsgeschäft, indem sie sich an die Stimmwerkzeuge wendet, um zu untersuchen, welche von den diesen zu Gebote stehenden Tönen der aus den erhaltenen Eindrücken gebildeten Einheit entsprechen.

Bei den durch das Ohr zugegangenen Eindrücken hat das keine Schwierigkeiten; wohl aber bei denen, welche durch das Gesicht, das Gefühl und durch den Geruch zugegangen. Hierzu müssen wir die Erkenntniß des Urmenschen mit einer Gabe ausrüsten, welche nach dem Ausbau der Sprache durch Nichtgebrauch verloren ging, und diese besteht darin, daß sie die entsprechenden Laute traf, auf deren Träger sich die dem Inneren zugegangenen Reizungen übertragen ließen, damit durch das Ausstoßen des entsprechenden Lautes das gereizte Innere zur Beruhigung komme. Der Eindruck der gesehenen Sonne erzittert im menschlichen Innern; dieses verlangt nach Beruhigung; damit diese erfolge, muß der Reiz auf *entsprechende* Laute übertragen werden, muß das ausgestoßene Wort für Sonne das *Bild* der empfangenen Reizung sein.

Das Wort ist uns mithin seiner Entstehung nach das *Schallbild* der durch einen dem menschlichen Innern zugegangenen Eindruck entstandenen Empfindung.

Denn Eindruck und Ausdruck müssen als einander entsprechend angenommen werden, wenn Uebertragung von dem einen auf den andern möglich sein, und der durch den ersteren im Innern entstandene Reiz durch die Ausstoßung des letzteren beruhigt werden soll.

Wie kam nun der Mensch zum Gedanken, zur Idee? Auf demselben Wege, wie er zum Worte kam.

Wir wollen diese Ansicht sogleich in einem Beispiele versinnlichen. Das allmähliche Vertrocknen der Kräuter und Gräser beim Anfang des südlichen Hochsommers erinnert den Urmenschen an den Mangel, den er und sein Weidevieh in früheren Jahren erlitten, diese Vorstellung reizt seine Empfindung zur Trauer. Die Empfindung wendet sich daher an ihre gewohnte Geburtshelferin, die Erkenntniß, und verlangt von ihr Entbindung von diesem sie bedrückenden Reize. Wie bei der Wortbildung, beginnt die Erkenntniß mit der Untersuchung des zu

entbindenden Reizes, findet ihn aber für ihr bisheriges Verfahren viel zu verwickelt und zusammengesetzt, um ihn in einem Worte zusammenfassen und entäußern zu können. In dieser Verlegenheit wendet sie sich an die Satzformeln, die sie im Dienste des Willens gemacht hat.

Sie findet aber, daß diese nur auf äußeres menschliches Handeln oder Unterlassen gerichtet sind. Denn da dem nur mit der Anlage zum Sprechen und Denken erschaffenen Urmenschen sein eigenes Innere gleichsam erst zu entdecken bleibt, so kann sein Blick anfangs nur auf die Außenwelt gerichtet sein, und es steht ihm zum Begreifen aller in dieser entgegentretenden Bewegungen kein anderer Maßstab als der seines eigenen Handelns zu Gebote. Jede Bewegung in der Natur wird ihm daher nur durch die Vergleichung mit seinen eigenen Bewegungen oder Handlungen begreiflich, und da diese Ausflüsse seines Willens sind, so muß er aus jenen als Handlungen gefaßten Bewegungen der Naturkräfte auf das Dasein anderer dem seinen ähnlichen Willen schließen, die jene Handlungen hervorgebracht, d. h. er muß sich die ganze ihn umgebende Natur nach seinem Vorbilde belebt denken, um die aus ihr ihm entgegentretenden Bewegungen begreifen zu können.

In dem vorliegenden Falle ist nun zwar der Erkenntniß die Aufgabe gestellt, einen Begriff für einen jährlich gleichmäßig wiederkehrenden Naturverlauf, das den Urmenschen zur Trauer stimmende jährliche Vertrocknen der Kräuter- und Gräserwelt im Hochsommer, aufzustellen, also für etwas, was alles andere eher als Handlung ist; aber in Ermangelung aller andern Formen muß sie es gleichwohl versuchen, ihn übel oder wohl in eine Formel menschlichen Handelns einzukleiden. Die Erkenntniß sucht also nach dem menschlichen Hergange, welcher auf die Empfindung einen jenem Vertrocknen ähnlichen Reiz äußert; sie findet ihn in dem Schmerz einer Mutter über den an ihrer jungfräulichen Tochter begangenen Raub, oder in dem einer Liebenden, deren Geliebter in der Fülle seiner Jugendschöne auf der Jagd von einem Raubthiere getödtet worden. Diese Bilderformen setzt sie an die Stelle der Naturerscheinung, weist dann die Empfindnng an, ihrem Schmerz über die letztere in Klagen über jenen Raub oder Mord Worte zu verleihen, und legt somit den Keim zur Proserpina- oder Adonissage.

Wie das Wort, so wird auch die Idee von der Erkenntniß nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienste der Empfindung und für deren Bedürfnisse gebildet. Die Erkenntniß ist aber nicht stark genug, die Idee an sich zu fassen. Um überhaupt nur eine geistige Vorstellung von dem Naturverlaufe zu erhalten, muß sie ihn in die Form eines menschlichen Herganges einkleiden, und dies ist nach

unseren Begriffen eine bildliche Vorstellung; weil sie aber für den Urmenschen die einzig mögliche war, so mußte ihm diese Eigenschaft verborgen bleiben und er mußte sie auch für die einzig wahre halten. Dieses Denkverfahren nennen wir das mythische und betrachten dessen Bilderform als die Urform der menschlichen Idee.

Dieser Gedankengang, den wir hier nur in seinen allgemeinsten Umrissen andeuten können, führt somit zur Annahme eines sprach- und sagbildenden Zeitalters, welches man das mythische nennen kann und in welchem sich das Denkverfahren des Urmenschen in vier wesentlichen Punkten von unserem heutigen unterschied.

Diese Unterschiede sind folgende:

1) Die menschliche Geisteskraft verfuhr bei der Bildung der Sprache und Sage nur übertragend, ohne sich dessen jedoch bewußt zu sein; in gleicher Weise waltete bei der Bildung der Sitte die symbolische Auffassung ausschließlich vor.

Diese Thatsachen berechtigen zu dem Schlusse, daß jene Kraft in der Zeit, wo sie Sprache, Sage und Sitte bildete, zu schwach war, um die Ideen an sich zu fassen, und daß sie dieselben daher in einem Bilde versinnlichen mußte, um sie in diesem zu begreifen. Die Urgedanken der Menschheit trugen also symbolische Form und der Urmensch war gezwungener Dichter, weil er keiner andern Denkform fähig war.[1]

2) In den Sagbildern finden wir die Aeußerungen der Naturkräfte auf menschliches Handeln übertragen und diese selbst als menschenähnliche Wesen behandelt. Da aber diese Bilder die Urvorstellungen des Urmenschen waren und er mithin jede Aeußerung der Naturkraft seiner eigenen Handlung gleich stellte und als von ihm ähnlichen Wesen ausgehend betrachtete, so folgt daraus, daß dem Zeitalter, welches diese Sagen schuf, der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben noch nicht aufgegangen sein konnte. Daher sprechen und handeln in Sagen und Märchen nicht nur die Thiere, sondern alle Naturkörper und Kräfte, als ob sie menschliche Geisteskraft besäßen.

[1] Sehr richtig sagt schon Ottfr. Müller in seinen Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie S. 342, Note 5: „Wenn zugegeben wird, daß der mythische und symbolische Ausdruck für die mythenerschaffende Zeit nothwendig war, so folgt daraus, daß es die mythische und symbolische Denkweise auch war, weil eine andere z. B. die Beschäftigung mit klaren Verstandesbegriffen wie Naturkräfte u. s. w. sich auch gleich ihre Sprache erschaffen haben müßte. Folglich dachte sich jene Zeit alle Beziehungen von Gott, Natur und Menschheit gleich als in persönlichen Einzelnwesen und in bedeutsamen Handlungen ausgeprägt."

3) Das den Mythenbildern eigene Sonderwesen besteht darin, daß sie den in regelmäßigen oder unregelmäßigen Zeitabschnitten sich wiederholenden Naturverlauf, also Nichthandlung, durch die Bildung eines bestimmten als vergangen berichteten menschlichen Begebnisses versinnlichten und hiermit gegen eine Grundlage unseres heutigen Denkens, den Zeitbegriff, verstießen. Die mythische Form mußte also zu einer Zeit gebildet worden sein, in welcher der Mensch den Zeitbegriff noch nicht zur Grundlage seines Denkverfahrens erhoben hatte und daher das Nebeneinander noch nicht scharf von dem Vor- und Nacheinander unterschied.

4) Die in den Sagen erzählten Handlungen wimmeln von Verstößen gegen das menschliche Sittengesetz. Sie mußten mithin in einer Zeit gebildet worden sein, wo das sittliche Bewußtsein im Menschen noch schlummerte, weil er sonst von seinen Göttern keine sittlichen Ungeheuerlichkeiten hätte erzählen können.

Aus der Aufstellung eines solchen mythischen Zeitalters folgt also, daß wir die Entstehung der Sagen und Märchen in eine Zeit verlegen, in welcher der Mensch wesentlich anders dachte als jetzt, und in der namentlich alle Züge der Sagen und Märchen, welche uns jetzt als wunderbar anmuthen, seinen Vorstellungen von dem Naturverlauf vollkommen entsprachen. Denn der Begriff des Wunders beruht auf seinem Gegensatze zur Naturerfahrung; so lange diese nicht gewonnen ist, kann auch von keinem Wunder die Rede sein. Wenn du einem Kinde, das auf der ersten Stufe seiner geistigen Entwickelung steht, erzählst, daß die Bäume oder die Thiere mit dir gesprochen hätten, so wird es in die Möglichkeit eines solchen Gesprächs keinen Zweifel setzen, sondern dasselbe als Thatsache nehmen und näher darauf eingehen.

Wenn nun das Märchen von schönen Feen erzählt, welche trotz ihres ungeheuern Alters sich ewiger Jugend erfreuen, so schildert es in ihnen sein eigenes Wesen. Seine Entstehung fällt in das Kindesalter des Menschengeschlechts und hierin liegt der Zauber, den es auf die Kinderwelt ausübt; sie ahnt es gleichsam, daß diejenigen, welche die Märchen erdachten, ihr im Denken und Fühlen näher standen als das erwachsene Geschlecht, unter welchem sie aufwächst.

Wir denken uns den menschlichen Geist im Anfange seiner Thätigkeit vollkommen in der Sprach- und Sagbildung aufgehend. Allmählig aber baut sich die Sprache aus, und der Geist gewinnt Zeit und Raum für andere Richtungen, der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben des Ichs und Nichtichs wird gewonnen, der Zeitbegriff erstarkt; er wird eine der Grundlagen des gesammten Denkverfahrens, und Verstöße gegen seine Gesetze sind nun nicht mehr möglich.

Nun erwacht das geschichtliche Bewußtsein und der Mensch fragt: Was war vor mir? Auf diese Frage kann ihm die Vergangenheit keine Antwort geben, weil unseren Urgeschlechtern die Fähigkeit fehlte, sie aufzufassen. Statt der menschlichen Geschichte findet er aber in seiner Erinnerung eine Reihe von Thaten und Begebnissen seiner Götter, die er in dem Grade menschlicher fassen muß, als sein eigenes menschliches Bewußtsein erstarkt. Was war also natürlicher, als daß er sagte: vor mir lebten die Götter auf der Erde und hatten diese und jene Erlebnisse? Und so kommt es, daß dieselben mythischen Formen, in welche die Urgeschlechter ihre gläubigen Naturanschauungen faßten, ihren Nachkommen zur Geschichte der Vorzeit wurden.

Sage und Geschichte sind uns also ihrem Wesen nach zwei grundverschiedene Dinge, welche nur dieselbe Form mit einander gemein haben. Denn die Geschichte erzählt menschliche Begebenheiten, die Sage enthält in geschichtliche Form eingekleidete gläubige Naturanschauungen, welche nur in der Vorstellung der Nachkommen ihrer Urheber in Geschichte verwandelt wurden [1]). Sagen und Märchen sind also nach unseren heutigen Begriffen reine Dichtungen, sie unterscheiden sich von späteren ähnlichen Erzeugnissen nur dadurch, daß ihre Bilderform für deren Erzeuger die einzig mögliche, also die nothwendige war.

Die mythische Form war mithin die Urform des menschlichen Gedankens und in Sage und Märchen sind uns die Urgedanken der Menschheit enthalten.

III. Verhältniß des Märchens zur Götter- und Heldensage.

Wir stellen uns die Sage zur Zeit ihrer Urbildung ebenso üppig sprudelnd, aber auch ebenso flüssig als die Sprache vor, und halten es für wahrscheinlich, daß die Ausscheidung und Feststellung eines bestimmten Kreises von Cultusgöttern aus der wuchernden Fülle gläubiger Naturanschauungen und die Vertheilung des entsprechenden mythischen Stoffes unter dieselben nur sehr allmählig vor sich gegangen sei. Wie man sich aber auch die Bildung dieses Kreises denken möge, so dürfte darüber kein Zweifel bestehen, daß er, der Zeit nach, der erste gewesen sei. — Auf diese höheren Einheiten beschränkt sich also allmählig der in den

[1]) Daß sich die Sage auch im Laufe ihrer Entwicklung abweisend gegen die Geschichte verhalte, haben wir im § 9 der vergleichenden Blicke nachzuweisen versucht.

Menschen mit der Anlage zum Denken gelegte Gott suchende und verehrende Trieb, und ihre weitere Ausbildung fällt der Blüthe der Völker, Priestern und Dichtern zu. So mächtig wir uns aber auch den Versinnlichungstrieb in den Urgeschlechtern denken mögen, so wird doch durch die Bestimmung dieser Götterwesen seinem Walten insofern eine Gränze gesetzt, als er sie immer als über dem Menschen stehende Wesen einer höheren Art fassen muß.

Der Thatsache der Heldensage [1] entnehmen wir jedoch den Beweis, daß der Versinnlichungstrieb seine Thätigkeit in den von dem festgestellten Götterkreise und den an ihm haftenden Mythen ausgeschlossenen Saggebieten weiter fortgesetzt, und daß hier das Streben des Menschen, sich seine geistigen Erzeugnisse immer begreiflicher zu machen und daher immer näher an sich heranzuziehen, zur Bildung einer neuen zwischen Göttern und Menschen stehenden Gattung von Gestaltungen geführt habe.

Vielleicht konnte das Dasein mehrerer mythischer Formen für dieselbe Naturerscheinung und die Unthunlichkeit, dieselben auf den entsprechenden Cultusgott zu häufen, den vorzüglichen Anlaß zur Bildung dieser Saggattung gegeben haben, indem die von dem Sagkreis des Gottes ausgeschlossenen Formen auf ein oder mehrere Doppelwesen desselben von niederer Ordnung übertragen wurden [2]. In diese Classe mochte dann auch der irgendwie aus dem Götterkreise ausgeschiedene Gott eintreten. Auch dürfte sie durch die Einwanderung fremder Götter und ihrer Sagen vermehrt worden sein, wenn in dem geschlossenen Kreise der Cultusgötter kein Raum mehr für sie war.

Eine weitere Thatsache nöthigt uns jedoch zu der Annahme, daß der von den Urgeschlechtern hervorgebrachte mythische Stoff nicht vollständig in die Götter- und Heldensage verarbeitet worden, und daß uns dieser Ueberrest der Urideen bis auf den heutigen Tag nicht nur erhalten sei, sondern daß er allein noch in dem Bewußtsein der Völker, trotz seines ungeheuern Alters, in unverkürzter Jugendkraft fortblüht, und mächtig auf dasselbe einwirkt. Diese Thatsache ist das Märchen und die unverkennbare Verwandtschaft der Märchenkreise bei Völkern gleicher Abstammung.

---

[1] Grimm, Ursprung der Sprache, S. 35. In der gesammten Poesie steht nichts seiner Anlage und Entfaltung nach der Sprache so nah und ebenbürtig als das Epos, und auch es muß von einfachem Boden zur Höhe sich aufgeschwungen haben, die wir an ihm bewundern.

[2] Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich die Erscheinung sehr natürlich, wie in verwandten Sagkreisen dieselbe mythische Form hier als Götter- und dort als Heldensage erscheint.

Diese Saggattung begreift nun zufolge der obigen Ausführung alle mythisch gefaßten Naturanschauungen unserer arischen Urahnen, welche entweder niemals Aufnahme in die sich aus der üppig wuchernden Mythenmasse allmählig ausscheidenden Kreise der Götter- und Heldensage gefunden hatten, oder aus diesen Kreisen irgendwie ausgeschieden wurden, und wir müssen sie insofern als die entwickeltste Mythenform betrachten, als sich in ihr dem freien Walten des Versinnlichungstriebes, welchem die Mythenform ihre Entstehung verdankt, keinerlei Schranken entgegenstellten. Wo uns dieselbe Sage in der Form des Götter- und Heldenmythus und der des Mährchens erhalten ist, erblicken wir demzufolge die Götter- und Heldengestalten der ersteren in rein menschliche verwandelt, die erzählten Begebenheiten in die Lebensform des Zeitalters gekleidet, welches sie erzählt, und wo sich der Eingriff eines höheren Waltens in deren Gang erhalten hat, an der Stelle der Hauptgötter die das untere Volksleben umschwebenden Haus- und Elementargeister als Träger dieses Waltens.

Wir denken uns, daß die Entwickelung dieser Saggattung Hand in Hand mit dem Ausscheiden der Cultusmythen aus der gesammten Mythenmasse vor sich ging, und daß die Märchen, da ihnen nach dem Aussterben der ursprünglichen Bedeutung ihres Inhaltes kein neuer besonderer Sinn untergelegt wurde, als müßige Erzeugnisse der Einbildungskraft angesehen wurden und sich daher frühzeitig aus dem gesammten Volksbewußtsein nach dessen stillen Plätzen, dem Kinder- und Frauenreiche, zurückzogen, wo der Reiz, welchen die, wenn auch nun verschleierte, Urbedeutung über ihre Formen ausgießt, auf die durch alles Unbegreifliche und Wunderbare angezogenen Gemüther eine so mächtige Wirkung äußert. In dieser traulich heiteren Welt waltet die Ursage in steter Verjüngung und ewig frischer Lebensströmung, die Phantasie der aufkeimenden Geschlechter weckend und befruchtend, bis auf unsere Tage fort, und die Zeiten, in denen ihre Strömung vertrocknen wird, möchten arm an ächten Dichtern und Künstlern werden.

Je früher wir uns diesen Rückzug des Märchens in die Spinn- und Kinderstube vorstellen, desto erklärlicher wird uns die ungeschwächte Dauer seiner Lebenskraft, weil es dann um so unberührter von dem Ausrottungskampfe bleiben mußte, welchen das Christenthum gegen das Heidenthum und seine Vorstellungen von seinem Eintritt in die Geschichte bis zu seinem endlichen Siege zu führen hatte [1].

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend halten wir uns zu der Annahme be-

---

[1] J. Grimm deutsche Mythologie S. 1 folg.

rechtigt, daß eine eingehende Vergleichung des Erbganges der verschiedenen Theile des geistigen Urschatzes, welchen die indogermanischen Stämme bei ihrer Trennung von dem gemeinsamen Mutterstamme in ihr Sonderdasein hinüber nahmen, den des Märchens als den stetigsten und ungeschmälertsten von allen zeigen würde.

Wir haben die Sage ihrer Entstehung nach als ein Erzeugniß der Empfindung, mithin als ein lyrisches Wesen bezeichnet, und ihre Einkleidungsform nicht als eine willkührlich erfundene, sondern als eine nothwendige erkannt; wir haben ferner die gleichsam organischen Wandlungen ins Auge gefaßt, welche sowohl der Inhalt als die Form der Sage im Laufe ihrer Entwicklung zu bestehen haben, und glauben, daß in dieser Auffassung zugleich der Schlüssel zu der Frage liege, warum uns die Nachbildung der Heldensage und des Märchens ihrem eigenthümlichen Wesen nach unmöglich ist.

Unser geistiges Vermögen hat sich dergestalt entwickelt, daß wir die geschichtliche Form nur als Geschichte oder als Allegorie, und zwar letzteres nur den Gesetzen unseres Denkens entsprechend, zu fassen vermögen. Der Urkern jener Dichtungen ist nun nicht Geschichte, sondern Naturanschauung, für welche die Geschichte nur die Einkleidungsform abgiebt; sie sind aber auch keine Allegorien, weil sie symbolische, d. h. unmittelbare Naturauffassungen sind, deren Bildung das Bewußtsein der Idee, welche sie übertragen, nicht vorausgegangen war und deren Bildungsverfahren gegen die Gesetze des Zeitbegriffes verstieß, welche, nachdem sie zur Grundlage unseres Denkens erhoben worden, gar nicht mehr übertreten werden können. Es ist aber unserer Geisteskraft unmöglich, dasjenige nachzubilden, was durch ein von dessen Denkformen gegensätzlich abweichendes Denkverfahren gebildet worden ist. Wir können die Form einer Blume nachbilden, aber unser Erzeugniß ist darum noch keine Blume. Sage und Märchen sind langlebige Urgewächse, welche ihre Schöpfung dem unbewußten Triebe der Urgeschlechter der Menschheit und ihre Umbildung derselben dem Einzelnen unbewußten Kraft verdanken, welche auch in der Sprachumbildung waltet. Wer es also unternimmt, an diesen Urgedanken der Menschheit nach eigenem Ermessen zu bessern, von dem kann man sagen, daß er lebende Gewächse mit gemachten Blüthen und Früchten schmücke.

Dies ist unsere Ansicht von dem Wesen des Märchens und seinem Verhältniß zur Götter- und Heldensage im Allgemeinen.

Werfen wir nun einen Blick auf den griechischen und deutschen Märchenkreis, und sehen wir zu, wie er sich zu dieser Ansicht verhält.

Seit der Urzeit steht Griechenland mit Asien in unausgesetztem Verkehr; es verharrte als römische und byzantinische Provinz über Tausend Jahre mit Vorderasien in demselben Staatsverbande und in den drei letzten Jahrhunderten stand und steht es theilweise noch unter asiatischer Hoheit. Jener Verkehr erstreckt sich durch die Haussclaverei und die Harems türkischer, so häufig von einer in die andere Provinz versetzter Beamten auch auf die Frauenwelt. Dabei arbeiten eine Masse Griechen, namentlich Epiroten, in den türkischen Hauptstädten, wo an asiatischen Märchenerzählern kein Mangel ist, und es findet sich zum Ueberflusse eine sehr verbreitete und gern gelesene neugriechische Uebersetzung von tausend und einer Nacht. Dagegen war der Verkehr zwischen Griechenland und Deutschland bis auf die neueste Zeit der Art, daß er diesen Namen gar nicht verdiente. — Im Hinblicke auf diese Verhältnisse machte sich der Verfasser darauf gefaßt, den neugriechischen Märchenschatz mit zahlreichen asiatischen, namentlich arabischen Elementen verquickt zu finden. Er entschloß sich gleichwohl während seines Aufenthaltes in Jannina zu dem Versuche, solche Märchen zu sammeln, weil er hoffte, darin auch althellenische Mythenspuren zu finden. — Beide Erwartungen schlugen jedoch fehl, denn der weitaus größte Theil der vorzugsweise in den abgelegenen Gebirgsdörfern der alten Tymphäa (dem heutigen Çagori) gesammelten Märchen ergaben sich als Varianten zu den Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen und die später auf Euboea, den Kykladen und anderwärts gesammelten Märchen schlossen sich hierin den epirotischen an. Eine nähere Untersuchung der Berührungspunkte der gesammelten Märchen mit der Sammlung von tausend und einer Nacht und mit dem hellenischen Göttermythus lieferte das auffallende Ergebniß, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, das griechische Märchen zu beiden genau in demselben Verhältnisse stehe wie das deutsche.

Um über die Stellung des griechischen Märchens, soweit es ihm möglich war, ins Klare zu kommen, entwarf der Verfasser die unten folgende vergleichende Uebersicht, worin er die von ihm gesammelten mit allen ihm zu Gebote stehenden europäischen Märchensammlungen zusammenstellte. Da er hierbei nur auf seine Privatmittel angewiesen war, so konnte diese Zusammenstellung natürlich keine erschöpfende sein. So lückenhaft sie aber auch ist, so dürfte sie doch zu dem Beweise hinreichen, daß unsere ganze Sammlung sich auf das innigste in die Familie des europäischen Märchens eingliedert.

Unsere Sammlung begreift nämlich nach Abrechnung der Elfen-, Thier- und albanesischen Märchen 77 griechische Nummern. Von diesen enthalten wenigstens 6

offenbar keine Märchen[1]. Zu den verbleibenden 71 Nummern stellen sich nun nach der untenfolgenden vergleichenden Zusammenstellung 57 Nummern (mit Einschluß der Doppelformen) der Grimm'schen Sammlung, und die verglichenen übrigen deutschen Sammlungen ergaben noch weitere 5 selbständige Gegenbilder zu denselben.

Eine ebenso innige Verwandtschaft zeigen unsere Märchen mit den von Schott gesammelten walachischen, denn von den 27 Nummern derselben ergaben sich 23 als griechische Gegenbilder und darunter 4 bei Grimm nicht vertretene.

Fast ebenso eng schließen sich die in Basiles Pentamerone enthaltenen fünfzig neapolitanischen Märchen an unsere Sammlung an, indem dieselben 39 Gegenbilder und darunter drei bei Grimm nicht vertretene ergeben.

Die 50 serbischen Märchen von Wuk liegen denen unserer Sammlung ferner, weil sie nur 16 Gegenbilder zu derselben gewähren, darunter ein bei Grimm nicht vertretenes.

Auch die 40 von Schleicher gesammelten litauischen Märchen ergaben nur 10 griechische Gegenbilder und darunter 4 bei Grimm nicht vertretene. —

Die 13 albanesischen Nummern unserer Sammlung gliedern sich fast in demselben Grade in das europäische Märchen ein wie die griechischen; denn von den verglichenen Sammlungen ergab die von Grimm (mit Einschluß der Doppelformen) 13, von Basile 5, von Schott 3 und von Wuk 2 Gegenbilder.

Obgleich unsere Sammlung nur ein Bruchstück des griechischen Märchenstockes begreift, so halten wir uns dennoch zu der Annahme berechtigt, daß sie sämmtliche Gemeinmärchen desselben in sich schließe, weil sie nicht einem Orte, sondern drei weit von einander abstehenden Landestheilen, Epirus, den Kykladen und Nord-Euböa, entnommen ist und daher natürlich zahlreiche Varianten (beiläufig 40) ergeben mußte, von welchen nur diejenigen in die Anmerkungen aufgenommen wurden, welche beachtenswerthe Abweichungen von den Textmärchen enthielten. Wenn nun bei den mit Varianten versehenen Märchen der Beweis ihrer Verbreitung geliefert ist, so läßt sich auch in Bezug auf den größten Theil der übrigen diese Eigenschaft vermuthen, weil nicht wohl anzunehmen ist, daß etwa zwanzig selbständig und mit der Weisung sammelnde Personen, die an ihrem Orte *geläufigsten* Märchen aufzuschreiben, dieser bequemen Weisung nicht entsprochen

[1] Nr. 35 und 38 Erzählungen, Nr. 39 und 59 Lügenmärchen, Nr. 47 casuistisch, Nr. 76 Parabel.

haben sollten. Wenn nun der Leser die Mühe nicht scheut, die mit den meisten Varianten versehenen Märchen der Sammlung mit den auf unserer Uebersicht verzeichneten Gegenbildern zu vergleichen, so wird er finden, daß die variantenreichsten griechischen Märchen auch die zahlreichsten Verwandten unter den verglichenen europäischen Märchen zählen. Aus diesen Gründen halten wir uns daher für berechtigt, von dem griechischen Märchenkreise überhaupt zu sprechen, so klein auch an sich die Märchenzahl ist, der dieser Gesammtbegriff entnommen ist; dennoch bitten wir den Leser, so oft wir diesen Ausdruck gebrauchen, stets den beschränkenden Zusatz: „soweit er uns bekannt ist", in Gedanken zuzufügen.

Dagegen zeigt unsere Sammlung noch geringere Anklänge an die in tausend und einer Nacht enthaltenen Märchen als die Grimm'sche und es ergeben sich im Durchschnitt die arabischen Formen abgeschliffener als die griechischen, wodurch nach der aus unserer Ansicht von dem Entwicklungsgange des Märchens gefolgerten Regel[1] jede Entlehnung ausgeschlossen wird[2].

Diese Annahme wird aber durch eine höchst überraschende Thatsache unterstützt, welche die Vergleichung der beiden Märchenkreise mit den betreffenden Sagkreisen ergiebt, und wir erlauben uns daher, diese Thatsache der besondern Beachtung unserer Leser zu empfehlen. —

Unsere gemein-deutsche Heldensage zerfällt bekanntlich in drei Gruppen, nämlich in die nach Siegfried oder den Nibelungen, in die nach Dietrich von Bern oder den Amelungen und in die nach Gudrun benannte.

Suchen wir nun in dem hellenischen Sagschatze nach Gegenbildern zu diesen drei Gruppen, so findet sich, wie wir in unseren „vergleichenden Blicken" nachgewiesen zu haben glauben, daß die erste Gruppe dem argivisch-thebanischen Sagkreise von den Melampodiden und Oedipodiden (Schwarzfüßlern und Schwellfüßlern), die zweite Gruppe dem attischen von den Erechtiden und die dritte Gruppe dem homerischen in der Ilias und Odyssee enthaltenen Sagkreise entspreche. Wie verhält sich nun der deutsche und griechische Märchenkreis zu diesen unter einander verwandten hellenischen und germanischen Saggruppen? **Sowohl der deutsche als der griechische Märchenkreis zeigen nur Verwandtschaft mit**

---

[1] S. Einleitung S. 5 Note 1.

[2] Wir erhielten übrigens aus Tinos eine treue Version von Aladins Lampe; ob sie wissentlich der griechischen Uebersetzung von 1001 Nacht entnommen wurde, können wir nicht bestimmen. Auch hörten wir dieser Tage mehrere dem Anfange dieser Sammlung entnommene kleine Märchen ziemlich treu von einer alten des Lesens unkundigen Frau erzählen.

dem ersten der erwähnten hellenisch-germanischen Sagkreise, dem der Nibelungen-Melampodiden, dagegen keine Verwandtschaft in den Hauptzügen und nur sparsame und schwache in den Nebenzügen des zweiten und dritten Sagkreises[1].

Ist diese Beschränkung des mythischen Stoffes des deutsch-griechischen Volksmärchens auf einen bestimmten hellenisch-germanischen Sagkreis an sich schon auffallend, so steigt doch unsere Ueberraschung, sobald wir die Verwandtschaftsspuren noch näher ins Einzelne verfolgen.

Wir glauben nämlich nachgewiesen zu haben, daß der germanisch-hellenischen Sage vom Horte, der jedem Besitzer Unglück bringt, die Formel gemeinsam sei, daß derselbe aus der Hand der Götter auf ein Geschlecht übergehe, das aus einem Vater, zwei Söhnen und zwei Töchtern besteht, und von diesem auf ein ihm feindliches Geschlecht, das dessen Untergang herbeiführt. Das erstere Geschlecht ist in der hellenischen Sage durch die in Theben angesiedelten Oedipodiden, in der germanischen Sage dagegen durch die in mythischen Gegenden wohnenden und noch riesisch gehaltenen Hreidmarungen vertreten. Das zweite Geschlecht bilden die in Argos angesiedelten Melampodiden und die nordischen Völsungen.

Weder vom Unglücks-Horte noch von dem ersten Geschlechte, welches diesen besessen, konnten wir nun bis jetzt in den beiden Märchenkreisen, mit Ausnahme der allgemeinen Figur des Hortdrachen, irgend einen sicheren Anklang entdecken. Alle betreffenden mythischen Spuren der beiden Märchenkreise beschränken sich auf

[1] In der Amelungensage bietet die Wielandsage einige Anklänge, s. die Anmerkungen zu Nr. 1 Note, 9, 68, 103, sie sind aber entweder nicht ausschließlich, oder sehr schwach. Das Verwüsten des Gartens durch den entpuppten Helden in Nr. 6 Var. 2 stellt sich zu dem Verderben von Laurins Rosengarten durch Dietrich und seine Gesellen, der Zug wiederholt sich aber in unserem Rosengartenliede, wo dieselben Helden den den Nibelungen gehörenden wormser Rosengarten verwüsten. Am beachtenswerthesten erscheint der Zug, daß in Nr. 64 Var. 2 der zweijährige starke Hans den Königssohn in der Schule prügelt nnd er dafür von dessen Vater zur Verantwortung gezogen werden soll (einen schwachen Anklang bietet auch Pentamerone Nr. 7), weil sich dieser Zug näher zu der Romulus- und Kyrossage (Zweige der Amelungenformel) stellt, als zu den Mißhandlungen der Schmiedegesellen Mimirs durch den jungen Sigurd nach der Vilcinasaga. Die Anklänge an die Gudrunsage beschränken sich auf die Magddienste, welche in Nr. 70 die die Heirath weigernde Heldin zu leisten gezwungen wird, und auf die Entführung von Hiede, Gudruns Mutter, durch vorgebliche Kauffahrer (auch ein beliebter Zug der Vilcinasage), welche sich in mehreren europäischen Märchen, z. B. in dem Grimm'schen „der Prinzessin vom goldenen Dache", wiederholt.

die Stammessagen der nordischen Völsungen und der in Argos angesiedelten Melampodiden. Es sind dies ungefähr die folgenden.

Melampus, der Ahnherr des Geschlechtes, rettet zwei junge Schlangen vor dem Feuertode; als sie herangewachsen, lecken sie ihm aus Dankbarkeit die Ohren und er versteht von nun an die Sprache der Thiere. Dieser Zug der hellenischen Sage fällt unter unsere Formel von den dankbaren Thieren (Nr. 32) und die Dankbarkeit der Schlange ist in Märchen 9 und 72 vertreten. Auch Sigurd wird durch den Genuß von Schlangenfett oder Schlangenfleisch der Vogelsprache kundig; die Helden der Märchenformel Nr. 35 sind es ohne Angabe des Grundes.

Melampus versammelt die Vögel, befragt sie über Iphikles Unfruchtbarkeit und erfährt die Ursache von einem Geier. Ebenso werden im griechischen Märchen Nr. 15 und 25 die Vögel versammelt und es weiß im letzteren (auch im walachischen Nr. 11 bei Schott) ein lahmer Habicht, im ersteren ein lahmer Hahn anzugeben, wo die unbekannte Stadt liegt. Von Melampus Enkel Polyïdos erzählt endlich die hellenische Sage die Wiederbelebung eines Verstorbenen durch Schlangenkraut, welche, wie die Formel Nr. 29 zeigt, in der germanischen Sage von den Völsungen Siegfried und Sinfiötli erzählt wird und in dem deutsch-griechischen Märchenkreise gleichfalls zahlreich vertreten ist.

Wir wenden uns nun zu den Völsungen. Von Rerir erzählt die Völsungasage Cap. 2, daß er und seine Frau die Götter mit Inbrunst um Kindersegen gebeten, und daß ihm Odin durch sein Wunschmädchen Liöd in Krähengestalt, einen Apfel geschickt habe, von dessen Genuß der Leib der Königin gesegnet wurde. Den Zug des ersehnten Kindersegens in Verbindung mit kinderzeugenden Aepfeln finden wir nun in den griechischen Märchen 4, 6 und 22 und in vielen deutschen.

Die Völsunga-Sage erzählt weiter, daß die Königin das Kind 6 Jahre lang im Schooße getragen, so daß es ihr endlich herausgeschnitten werden mußte, und daß der Knabe seine Mutter geküßt habe, bevor sie starb. Dieser Zug entspricht nicht nur der Schwergeburt der Leto und Alkmene, sondern auch dem Verschließen des Schooßes der schwangeren Mütter in den griechischen Märchen 71 und 100 [1].

Dieselbe Sage, Cap. 8, erzählt, daß Sigmund und Sinfiötli in Wolfshäute fuhren und dadurch zu Wölfen wurden und daß sie, an dem Tage wo sie aus denselben fahren durften, dieselben ins Feuer warfen und verbrannten, um den Zauber zu brechen. Wir finden hier denselben Gedanken, der dem Verbrennen der

[1] Auch Wäinamöinen blieb 30 Jahre in dem Mutterschooß.

Thierhaut in den Formel Nr. 7 verzeichneten deutschen und griechischen Märchen zu Grunde liegt. Sinfiötlis Wiederbelebung durch das aufgelegte Blatt ist bereits bei Melampus gedacht. Die völsungische Signy endlich, die eine Schwester der vielen Brüder, entspricht den in der nach ihr benannten Formel Nr. 20 angeführten Märchen wenigstens in Bezug auf diese Stellung der einen Schwester zu den vielen Brüdern.

Der Schlafdorn, welchen Odin der Brunhild in das Haupt sticht, findet sich in den vergifteten Haarnadeln des deutschen und albanesischen (Nr. 103) Schneewittchens[1] wieder.

Der Zug des deutschen Nibelungenliedes, daß Siegfried das Vatererbe der Nibelungen, zu dessen Theilung er berufen ist, und worunter sich die Tarnkappe und das Wunschrüthlein befindet, sich selber zueignet, findet sich nicht nur zahlreich in deutschen Märchen, sondern auch in unserem Nr. 114, vertreten.

Sehr beachtenswerthe Anklänge an die hellenische Sage von Alkmäon, Melampus Nachkommen, und seiner Tochter Tisiphone, sowie an die nordische Aslaug, Siegfried's Tochter, gewährt endlich das griechische Märchen Nr. 50 unserer Sammlung, an dessen Anmerkungen wir den Leser hierüber verweisen. Ein deutsches Gegenstück hierzu ist uns noch nicht bekannt.

Um weitere Uebereinstimmung in den vorliegenden vier Kreisen zu finden, müssen wir der deutschen Heldensage die Göttersage der nordischen Edda zugesellen, um dann in dem germanischen Thor-Siegfried, dem argivisch-thebanischen Herakles und dem starken Hans des deutschen und griechischen Volksmärchens ein und derselben starken Figur zu begegnen. Die Verwandtschaft der beiden Märchenkreise steigt jedoch bis zu Herakles Ahnherrn, dem argivischen Perseus, auf, zu welchem in der germanischen Heldensage Siegfried als Drachentödter das Gegenbild abgiebt.

Zu der so geordneten Sagengruppe stellt sich dann die Andromedenformel Nr. 13 als eines der Hauptverbindungsglieder zwischen Sage und Märchen. Besonders zu beachten ist hierbei das griechische Märchen Nr. 22, weil es Anklänge an Siegfried's Verhältniß zu Brunhild (nach der Form des Nibelungenliedes Besiegung im Wettkampf und Verheirathung an einen dritten) und zu Chrimhild (nach der Volksbuchform Befreiung vom Drachen und Vermählung mit ihr) darbietet.

[1] Das Gegenbild zu dem deutschen Dornröschen ist noch nicht aufgefunden.

Auch in dem griechischen Volksmärchen legt, wie in dem deutschen und in der eddischen Sage, der Held das Schwert zwischen sich und die Frau, bei der er ruht.

Das griechische Volksmärchen bietet überdies zwei Gegenbilder zur argivischen Sage von Danae, der Mutter des Perseus, zu welcher wir im deutschen Märchen nur einen unsichern Anklang finden konnten. Nämlich das Eindringen zu einer in einem unterirdischen Gemache verschlossenen Königstochter (Nr. 13) und die Aussetzung einer Königstochter mit ihrer unehelichen Leibesfrucht aufs Meer und deren Rettung (Nr. 8). Es ist dies einer der Ausnahmsfälle, wo das griechische Märchen weiter in die hellenische Sage hineinreicht als das deutsche.

Das albanesische Märchen Nr. 98 bietet sogar ein Gegenbild zu Perseus Verhältniß zu seinem Großvater Akrisios und dessen unsichtbar machendem Helm[1].

Der starke Hans nimmt in den Kreisen des deutschen und griechischen Märchens genau dieselbe Stelle ein, welche Herakles in dem hellenischen und Thor in dem germanischen Götterkreise zugewiesen ist; denn er ist die vorzugsweise starke Figur dieser Kreise, die Ungeheures im Essen und Trinken leistet und deren Bestimmung die Bekämpfung der Ungethüme ist. — Die Vielköpfigkeit der Märchendrachen und ihre stete Verbindung mit Quellen stellt dieselben zu der von Herakles erlegten Lernäischen Hydra. Wenn denselben nun gleich das tödtliche Gift fehlt, welches nicht nur dieser Hydra, sondern auch der eddischen Weltschlange und der Beowulfischen Hydra zukömmt, so scheint doch der unüberwindliche Schlaf, von welchem die meisten Märchenhelden nach der Erlegung des Drachen befallen werden, und welcher stets mit der großen Anstrengung während des Kampfes begründet wird, auf dieses Gift hinzudeuten, welchem Thor erliegt. Auch der starke Märchenheld erliegt seinen Feinden, er wird aber stets zum Leben zurückgerufen. Von dem tyrischen Herakles hat sich die Notiz erhalten, daß er durch den Geruch einer Wachtel wieder belebt worden sei. Leider fehlen alle näheren Angaben über diesen Vorgang, und wir müssen uns daher mit der allgemeinen Uebereinstimmung begnügen, daß auch Herakles einst gleich den starken Märchenhelden wieder belebt worden sei.

In der Heraklessage begegnen wir dem Zuge, daß aus den Schädeln der überwundenen Fremdlinge Antäos dem Poseidon ein Haus, Kyknos dem Ares einen Tempel bauen wollte[2], wir finden denselben in unserem Märchen Nr. 63.

---

[1] Vergl. über die angezweifelte Aechtheit dieses Märchens die dasselbe betreffende Anmerkung. —

[2] S. die Citate in Jacobi Handwörterbuch S. 411** und 424***.

Wie nun die Sage des Herakles nur glückliche Unterweltsfahrten kennt, so bleibt auch hierin das deutsch-griechische Märchen seinem Sagkreise treu, und wie es dem Erechtiden-Amelungenkreise fremd bleibt, so kennt es auch keine unglücklichen Höllenfahrten von der Art, wie sie in der Sage von Theseus und Dietrich von Bern erzählt werden, s. Formel Nr. 40.

Ein anderer hellenischer Sagkreis, zu welchem die gemein-germanische Heldensage[1] kein Gegenbild liefert und der mit dem argivischen in keiner nachweisbaren Verbindung steht, ist der minysche, und wir bitten den Leser, in den untenfolgenden Sagformeln die nach Phryxos und Helle (Nr. 15) und Jason und Medea (Nr. 27) benannten zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß sowohl das deutsche als das griechische Volksmärchen sich genau in demselben Grade mit diesem Sagkreise verwandt zeigen. Besonders auffallend ist diese Uebereinstimmung in der Jasonformel. Die gleiche Anordnung so vieler scharfbestimmten Züge läßt keine andere Erklärung als die der Gemeinsamkeit der Wurzel zu. —

Wir gehen nun zu den vereinzelten mythischen Anklängen über, welche dem griechischen und deutschen Märchen gemeinsam sind.

Ein Hauptzug beider ist das Aufsuchen des erzürnten Gatten durch die schuldhafte Gattin, s. Frejaformel Nr. 1.

Zweifelhafter sind die Anklänge an Frejas, Friggs und Prokris Käuflichkeit, s. Formel 6.

Formel 9 zeigt die Uebereinstimmung von Orions Geburtssage mit der des albanesischen Räubers Nuß (Nr. 99).

Der Grundgedanke der nach der deutschen Berta benannten Formel Nr. 21 zeigt sich in beiden Märchenkreisen zahlreich vertreten.

Noch weit zahlreicher sind die Brautwettformen Nr. 23 in beiden Kreisen, welche in der deutschen Brunhildsage und der hellenischen Pelops-Oenomaos- und der Atalante-Meilanionsage ihre mythischen Gegenbilder haben.

In der Kleiderraub- oder Schwanjungfrauformel Nr. 28 reicht die uns erreichbar älteste Form bis zu Hellreidh Brynhildar der Edda.

Die Formel 31 ist nach Skylla, der Tochter des Nisos und Geliebten des Minos, benannt.

Odysseus Stellung zu Polyphem klingt in den unter 38 verzeichneten Märchen an.

[1] Sie kennt keinen Jason und keine Medea in Kolchis, wohl aber eine Medea auf der Flucht, in Korinth und in Athen, und zerstreute Anklänge an die Argonautensage.

Die Nummern 58 und 69 unserer Sammlung gewähren lebhafte Anklänge an die Einfangung des Pegasos durch Bellerophon und dessen Bekämpfung der Chimära, sowie an des thebanischen Tiresias Geschlechtsverwandlung. Die letztere Figur steht mit den Epigonen in inniger Verbindung und gehört daher in den oben erwähnten argivisch-thebanischen Sagkreis; Bellerophon selbst ist zwar von Stamm ein Korinther, aber ein Hauptfeld seiner Sage ist die Argolide.

Endlich läßt sich aus den verwandten Zügen eines Zwillingsbrüderpaares und ihrer Schwester eine dem deutschen und griechischen Märchen gemeinsame Formel bilden, welche Anklänge an die hellenischen Dioskuren und ihre Schwester Helena darbietet, und zu welcher sich in der germanischen Sage gleichfalls kein Gegenbild findet.

Hiermit glauben wir die Verwandtschaftspuren des deutsch-griechischen Volksmärchens, soweit es uns zugänglich ist, mit der hellenisch-germanischen Sage erschöpft zu haben.

Dieser Ueberblick gewährt das überraschende Ergebniß, daß, einzelne Ausnahmen abgerechnet, das deutsche Volksmärchen mit der hellenisch-germanischen Sage nicht mehr und nicht weniger verwandt sei, als das griechische, und daß sich diese Verwandtschaft auf bestimmte und zwar engbegränzte Felder jener Sagkreise beschränke.

In dieselben engen mythischen Berührungskreise tritt aber auch das albanesische, walachische, serbische, litauische und neapolitanische Volksmärchen ein, soweit sie dem Verfasser bekannt sind.

Um sich das Auffallende dieser Thatsache recht zu vergegenwärtigen, wolle der Leser in den „vergleichenden Blicken" die der Dietrichs- oder Erechtidensage gemeinsamen Formeln nachsehen, wie sie sich von Bonn am Rheine über Verona, Rom, Theben, Athen bis nach Persien und Baktrien erstreckt, und dann fragen, ob die Züge, die sie, oder auch die homerische Gudrunsage, bieten, weniger geeigneten Märchenstoff enthalten als die oben genannten argivischen und minyschen Sagkreise? Gewiß nicht, eher das Gegentheil, und dennoch bleiben sie von dem deutsch-griechischen Volksmärchen unbeachtet und dieses zeigt sich nur den erwähnten engen Kreisen verwandt!

Warum verhält es sich aber auch abweisend gegen Danaiden und Pelopiden[1], die ja doch gleichfalls in der Argolide angesiedelt sind?

[1] Pelops' Brautwette ist ein zu allgemeiner Märchenzug, um hier bestimmend zu sein.

Warum springt es von der Argolide zu den Minyern über, deren Sagkreis mit dem argivischen in gar keiner nachweisbaren Verbindung steht? Fast wäre man versucht, an die Schatzhäuser zu denken, deren Reste eben auch nur in Mykene und Orchomenos und sonst nirgends zu finden sind.

Wir halten den Nachweis dieser übereinstimmenden und scharfbegränzten Berührungspunkte des deutsch-griechischen Volksmärchens mit der hellenisch-germanischen Sage für das wichtigste Ergebniß unserer Arbeit, weil er einestheils einen Beleg zu unserer Ansicht von dem hohen Alter und den festen Formen des deutsch-griechischen Märchens abgiebt, anderntheils aber zeigt, welche gewichtige Beihülfe die Erforschung der Vorgeschichte der Völker von dem lebenden Volksmärchen erwarten darf.

Diese Thatsache eröffnet eine unabsehbare Reihe von Problemen, doch sie jetzt schon näher ins Auge zu fassen, erscheint uns in jeder Hinsicht als verfrüht.

Wir glauben jedoch, daß dieselbe jedenfalls den Beweis liefere, daß wenigstens die mit dem argivischen und minyschen Sagkreise und ihren germanischen Gegenbildern gleich verwandten deutschen und griechischen Volksmärchen nicht in geschichtlicher Zeit aus Indien nach Deutschland und Griechenland eingewandert sein können. Eben weil aber ihre nachweisbare Verwandtschaft mit der Götter- und Heldensage für das hohe Alter ihrer Formen spricht, zweifeln wir auch nicht, daß zu denselben indische Gegenbilder nachgewiesen werden können, und halten uns daher zu der Erwartung berechtigt, daß eine Prüfung des Verhältnisses dieser indischen Märchen zu der indischen Götter- und Heldensage und deren Schwesterkreise ein helles Licht über das Wesen von Sage und Märchen verbreiten würde. Der Verfasser muß sich indeß darauf beschränken, die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Frage zu lenken, denn zu ihrer Beantwortung fehlen ihm sowohl die Mittel als die Kräfte.

Es erübrigt uns nun, noch einen Blick auf das Verhältniß des griechischen Märchens zu dem deutschen zu werfen. Zwischen beiden zeigt sich trotz aller Verschiedenheit der Lebensverhältnisse und des Charakters der beiden Völker eine wahrhaft überraschende Uebereinstimmung der Lebensanschauungen und der Erzählungsweise sowohl im ganzen wie im einzelnen, und der Leser dürfte sich wohl häufig durch das Deutschthum der griechischen Formen überrascht fühlen. Die Erzählungsweise gereicht dem Verfasser weder zum Verdienste noch zum Vorwurfe, denn überall, wo ihm die griechischen Märchen in gelungenen Formen vorlagen, brauchte er dieselben nur recht treu zu übersetzen, damit sich die deutsche Märchenform wie

von selbst ergab. Er möchte behaupten, daß die Verschiedenheit der Darstellung innerhalb seiner Sammlung viel größer sei, als die zwischen den gelungenen griechischen und albanesischen Formen und den Grimm'schen Märchen. Am auffallendsten zeigt sich dieser Unterschied, wenn man die gedrängte, fast rohe Kürze in der Darstellung der griechischen Elfenmärchen und der in der Riça gesammelten albanesischen, mit der behäbigen gemüthlichen Breite der aus Poros stammenden albanesischen Märchen vergleicht.

Trotz dieser großen Uebereinstimmung des deutschen und griechischen Märchens sowohl in Stoff als Form zeigen sich jedoch bei näherer Prüfung mehrere tiefgreifende Verschiedenheiten, als deren hauptsächlichste uns die folgende erscheint.

Dem deutschen und griechischen Märchen ist die Vorstellung von der Kraft des Wunsches gemein, vermöge deren unter gewissen Bedingungen der Wunsch genau in der Form, wie er ausgesprochen wird, in Erfüllung geht. Bei den Nord- und Mittelalbanesen hat dieser Glaube sogar ein besonderes Wesen, welches Ora heißt, gebildet; diese geht beständig im Lande herum, indem sie auf die Segnungen und Verwünschungen der Menschen achtet, und erfüllt alle, welche sie hört, auf der Stelle; daher schließen die Bettler in Mittelalbanien ihr Bettellied und ihre Danksagung für erhaltene Gaben in der Regel mit den Worten: möge die Ora vorübergehn und es geschehen.[1] Auf dieser Anschauung beruht die in den griechischen Märchen so oft wiederkehrende Formel des Kinderwunsches, vermöge deren das Kind genau in der Gestalt geboren wird, in der es gewünscht worden ist. Ebenso erzählen Nr. 8 und 110 unserer Sammlung von Menschen, denen die Gabe verliehen ist, daß alles geschieht, was sie wünschen.

Dagegen ist die in dem germanischen Märchen so tief eingewurzelte Vorstellung der Verwünschung und Erlösung dem griechischen Märchenkreise, so weit wir ihn bis jetzt übersehn, gänzlich unbekannt.

Diese Vorstellung läßt sich in drei Züge auflösen: die Verzauberung durch Verwünschung, die Aufstellung der Bedingung (in der Regel durch den Verzaubernden selbst), unter welcher die Verzauberung — also gleichsam vertragsweise — aufhören solle, und endlich die Erfüllung dieser Bedingung durch einen Dritten, die sogen. Erlösung des Verzauberten.

Verzauberung und Entzauberung finden sich nun zwar in dem griechischen Märchen sehr häufig, aber das das Sonderwesen der germanischen Verwünschung

[1] Des Verf. albanes. Studien I, S. 162.

bildende mittlere Glied fehlt hier gänzlich. Am auffallendsten zeigt sich dies in dem griechischen Thierschwager (Nr. 25), wo von der Erlösung der verzauberten Schwäger, welche in dem deutschen Märchen den Schwerpunkt bildet, gar keine Rede ist.

Dieses Mittelglied können wir aber nicht als der christlichen Anschauung entnommen betrachten, weil es schon die Grundanschauung zweier Hauptsagen der Edda abgiebt; denn als Odin der Brunhild den Zauberdorn ins Haupt stach, „gebot er dem, ihren Schlaf zu brechen, der immer furchtlos wurd' erfunden". Darauf umgiebt er den Saal, in dem sie liegt, mit Wabberlohe und bestimmt: darüber reiten nur sollte der Recke, der das Gold ihr brächte im Bette Fafnirs.[1] Nachdem nun Sigurd diese Bedingung erfüllt hat, betrachtet sie den Zug, daß er ihr auch den Schlafdorn aus dem Haupte zieht, für so unwesentlich, daß sie ihn zu erwähnen vergißt.[2]

Auch der Zug, daß Hel erklärt, Baldur unter der Bedingung aus ihren Banden erlösen zu wollen, wenn ihn alle Dinge aus denselben herausweinen, setzt nach unserer Ansicht die Vorstellung einer solchen vertragsweisen Entzauberung voraus, ohne welche sich derselbe nicht wohl hätte bilden können.

Der Mangel dieser Märchengattung im Griechischen ist aber um so auffallender, als die so zahlreich vertretene Brautwette ganz auf derselben Grundlage beruht.

Dieser tiefgreifende Unterschied der beiden Märchenkreise dehnt sich auf die serbischen, walachischen und litauischen Märchen aus, so weit sie uns bekannt sind, und es stehn dieselben hierin auf der griechischen Seite.[3] Da nun der hellenischen Götter- und Heldensage[4] die Vorstellung der Verwünschung und gleichsam vertragsmäßigen Erlösung gleichfalls fremd ist, so verhalten sich hierin das deutsche und griechische Märchen wie die ihnen entsprechenden Götterkreise. Diese Uebereinstimmung der zusammengehörenden Sagen und Märchen erscheint aber rein unerklärlich, so-

---

[1] Helreidh Brynhildar. Str. 9 und 10; etwas abweichend ist Sigrdrifumal.

[2] Auch im albanesischen Schneewittchen (Nr. 103) und in der walachischen angeborenen Niegesehenen (Schott Nr. 25) kommen ähnliche Zaubernadeln vor, doch in beiden wird der Zauber durch deren Herausziehen und zwar ganz gegen den Willen der Verzaubernden gebrochen.

[3] Bei Schott Nr. 7 stellt zwar der Teufel eine Bedingung zur Erlösung von dem Zauber (S. 117), aber um diesen zu brechen, muß er selbst gebannt werden (S. 119).

[4] Das hellenische Gegenbild zu Brunhilds Erweckung, die Heilung der Proetiden durch Melampus, verräth nicht die geringste Spur solcher Verwünschung.

bald man annimmt, daß die beiden Märchenkreise, und mithin auch die einschlägigen deutschen und griechischen Märchen in geschichtlicher Zeit aus Indien entlehnt worden sind.

Genau ebenso wie hier verhält es sich mit einer ganzen Figurenklasse, den Zwergen. Sie fehlen der hellenischen Sage[1] und dem neugriechischen Volksmärchen, während sie in der germanischen Sage und dem deutschen Volksmärchen hervorragende Glieder ihres dämonischen Personales sind. Dagegen scheinen uns die griechischen Neraiden genau unsern Elfen zu entsprechen, und wir haben sie daher namentlich dann, wenn sie mit ihrem Beinamen Erotikä (albanesisch jaschtesmé, d. h. die außerhalb der christlichen Weltordnung befindlichen) bezeichnet waren, mit ihrem deutschen Namen übersetzt.

Ebenso findet das unbeholfene, ungeschlachte, menschenfleischliebende, mit ungeheurer Stärke begabte Wesen der deutschen Märchenriesen in den Draken des griechischen sein entsprechendes Gegenbild, mit welchen die unklare Vorstellung von riesenhaften Menschen mit ungeheurer Kraft verbunden zu sein scheint.[2]

---

[1] Die Pygmäen, die Kerkopen und andere mit unsern Zwergen verwandte Figuren stehen so einsam in der griechischen Sage, daß sie uns mehr als aus der Fremde entlehnte Vorstellungen denn als die letzten Reste einer ausgestorbenen Gattung anmuthen.

[2] Es wollte uns niemals gelingen, eine klare Begriffsbestimmung des Drakos zu erzielen. Der männliche Neugeborene wird Drakos genannt, so lange er noch nicht getauft ist. Der Name kommt auch in Ortssagen vor, so z. B. auf der Insel Tinos, wo eine schief aber glatt in das Meer abstürzende Felsenfläche das „Waschbrett der Drakäna" genannt wird, auf dem sie nach griechischer Weise ihre Wäsche wusch. In Karysto schleuderten die Draken die in der Nähe der Stadt liegenden alten Säulen von der Höhe herab Unweit des Weges von da zum St. Eliasberge (Ocha) zeigt man die in die Felsen gedrückten Spuren der Hände und Füße des Drakos, als er vor den Hunden des ihn verfolgenden Bruders seiner Geliebten in seine (nicht vorhandene) Höhle schlüpfen wollte, von diesen aber zerrissen wurde.

Bei Platanitza (östlich von Karysto) zeigt man die Höhle des Drakos, in der er zur Zeit, da man noch mit Pfeilen schoß, mit seiner Tochter in wilder Ehe lebte, und als das Schießpulver bekannt geworden, erschossen wurde. Eine alte märchenkundige Andriotin erzählte uns, daß es vier Zeitalter gebe. Das erste war das der Draken, dann das der götzendienenden Elines (Hellenen), hierauf folgte das der Venetianer und auf dieses das der Türken. Sie erzählte weiter: als die Menschen zu den Draken nach Andros kamen, da lebte damals ein uralter Drakos, der blind war. Er bat, daß man ihm einen Menschen zuführen möge, damit er ihn betasten, und sich dadurch eine Vorstellung von ihm machen könne; um aber diesen vor Schaden zu bewahren, legte man ihm eine Pflugschaar auf den Kopf. Da ergriff der Alte die Pflugschaar und drückte sie zu Staub. Man vergleiche hiermit die nordische Sage in Grimm d. M. S. 907 Note, der zufolge der blinde Riese verlangt, daß ihm einer der Seefahrer die Hand reichen solle, um zu spüren, ob noch Kraft bei den Einwohnern geblieben sei. Sie reichten ihm eine glühend gemachte Bootsstange, die der Riese zusammendrückte, mit den Worten: große Kraft sei eben nicht mehr da. Wie alt muß

Auch entsprechen sich die beiden Märchenkreise darin, daß ihnen der Begriff der schönen, ewig jugendfrischen Fee ebenso wohl wie der der slavischen Wila fehlt, welch' letztere so auffallende Berührungspunkte mit den nordischen Walküren bietet. Ihre Stelle wird in beiden Kreisen einfach durch zauberkräftige alte Frauen vertreten, von denen die das menschliche Schicksal bestimmenden albanesischen Miren (Nr. 103) offenbar mit den hellenischen Parken auf einer Wurzel ruhen.[1]

Die griechischen Drakänen und Lamien (albanes. Lupien) entsprechen den Riesenfrauen unserer Märchen.

Eigenthümlich dem griechischen Märchen scheinen der Hundskopf oder Wolfsmann in Nr. 19 und Nr. 4, Var. 2, der halbe Mensch in Nr. 8 und 64, die Karatisa in Nr. 64 und die albanesischen Schwestern der Sonne Nr. 100, ebenso der in ein Hündchen verwandelte Vatersegen Nr. 101 zu sein.

IV. Ueber die wissenschaftliche Behandlung des Märchens.

Die Märchenkunde scheint bereits die Stufe erreicht zu haben, auf welcher die **wissenschaftliche Sichtung** ihres Stoffes und die Bildung einer Kunstsprache für **denselben zur wesentlichen** Vorbedingung ihrer Fortentwicklung wird. Wir wollen **es daher in dem** Folgenden versuchen, einige Bausteine zu diesem Werke der Zukunft zu liefern.

Nennen wir den Inbegriff aller Märchen eines Volkes seinen Märchenschatz, so dürften sich innerhalb desselben die folgenden Formen unterscheiden lassen. Neben den einfachen **selbständigen** Märchen finden wir fast überall auch die Ver-

---

dieser Zug sein, da er sich bereits im 11. Buche der Mahabarata findet? s Balabarata des Galanos S. 73. Nach der 18tägigen Schlacht von Kuruxetra, in der Bemas die Söhne des blinden aber riesenstarken Königs Drytarastra erschlagen hat, ruft dieser letztere den Bemas zu sich, weil er ihn umarmen wolle, aber Krisnas erräth seine Absicht uud legt ihm eine eiserne Bildsäule in die Arme, welche der Blinde so fest an sich drückt, daß sie zerbricht. Wie die Turaner im Schah Nameh, so vertritt nach unserer Ansicht der Stamm des Drytarastra die der Binnenwelt feindlichen Mächte der Außenwelt, welche im Norden die Gestalt von Riesen, und in Griechenland die von Draken angenommen haben.

[1] S. des Verf. albanes. Studien I, S. 148, Note 29 und 162, Note 6. *Μοῖρα* lautet nach neugriechischer Aussprache *Μῖρα*, doch ist das Wort in dieser Form ein albanesisches appellativum und bedeudet: die Gute, und *φατ' μῖρε*, die ein gutes Schicksal habenden, die glücklichen, ist ein euonymon der albanesischen Elfen. Alb. Stud. I, S. 161.

schmelzung derselben zu größeren Ganzen, wir schlagen daher für diese letzteren, bis ein besserer gefunden ist, den Namen Märchenkette vor.

Das einzelne Märchen zerfällt uns in mehr oder weniger Vorstellungen oder Anschauungen, welche wir einstweilen Züge nennen wollen, indem wir diesen Ausdruck sowohl auf seine räumliche als auf seine zeitliche Bedeutung beziehen und daher mit demselben nicht nur die Eigenschaften und Attribute der auftretenden Gestalten, sondern auch deren einzelne Handlungen oder Leiden bezeichnen.

Diese Züge erscheinen uns als die Einheiten der Märchenkunde und wir können uns deren Verhältniß zu dem Märchenganzen nicht besser vergegenwärtigen, als wenn wir sie mit dem der Worte zu dem Satze vergleichen. Der Zug ist uns mithin das Wort, das Märchenganze der Satz des Märchens.

Wie nun der Trieb zur Bildung neuer Wörter fast in dem ganzen Menschengeschlechte vollkommen ausgestorben ist,[1] eben so glauben wir, daß auch heut zu Tage kein neuer Märchenzug unter dem Volke entstehe, wohl aber, daß die Form des alten Zuges den Verhältnissen der Zeit angepaßt wird, in welcher man ihn erzählt, und daß auf diesem Wege neue Begriffe, wie Flinte, Kanone, Fernrohr[2] und Tabakspfeife, in das Märchen eingedrungen sind. Vergleicht man jedoch diese neuen Zugformen mit der Gesammtmasse der Züge eines Märchenschatzes, so möchten sie als seltene Ausnahmen das von uns vertheidigte Uralter der Märchenzüge und ihre festen Formen grade als Regel bestätigen.

---

[1] Neue Wörter bilden sich nur unter den auf der untersten Stufe stehenden wilden Jägerstämmen, wo wenige Generationen hinreichen, um die Sprachen ihrer getrennten Theile einander unverständlich zu machen, wie in Südamerika. Aber auch hier fehlt unseres Wissens noch der wissenschaftliche Beweis, ob bei solchen Stämmen der im übrigen Menschengeschlechte erstorbene Wortbildungstrieb fortwalte, oder ob nur der überkommene Sprachschatz einen solchen Grad von Flüssigkeit habe, daß die überkommenen Formen sich rasch bis zur Unkenntlichkeit umbilden.

[2] Ueber diese Verjüngungen der Märchenzüge liefert das litauische Märchen von der goldenen Brücke bei Schleicher S. 102 ein belehrendes Beispiel. Dort heißt es: Nicht lange darauf erhub sich der siebenjährige Krieg und es kam ein König aus einem fernen Lande mit seinen Soldaten in das Land, wo jene goldene Brücke war, um mit dem König dieses Landes verbündet gegen den König von Preußen zu kämpfen; jener König aber hatte sein Fernrohr mitzunehmen vergessen und deshalb versammelte er seine flinksten Männer uud Kriegshelden und sprach: „Wer von euch mir diese Nacht mein Fernrohr aus der Heimath bringen könnte, dem würde ich meine Tochter zur Frau geben und nach meinem Tode mein Reich hinterlassen. — Der Held des Märchens vollbringt dies, obwohl die Wohnung des Königs 300 Meilen entfernt war, indem er sich vermöge der ihm verliehenen Gabe zuerst in ein Pferd, dann in einen Adler, und endlich in einen Fisch verwandelt. Nachdem er von der Königstochter außer dem Fernrohr die Hälfte ihres Ringes erhalten, den

Ueber die nähere Begründung dieser Ansicht müssen wir den Leser auf unseren Versuch „über das Wesen und die Entstehung der mythischen Form" verweisen, weil alles, was dort über das Wesen der Sagform aufgestellt ist, sich natürlich auch auf die des Märchens ausdehnt.

Auch gilt alles, was dort über die Nothwendigkeit der Sammlung und Vergleichung aller einzelnen Sagzüge, als Vorbedingung zur Aufstellung einer arischen Sagwurzelsammlung gesagt ist, natürlich auch von dem Märchen. Wir haben daher auf die Ausarbeitung des Sachverzeichnisses unserer Sammlung große Sorgfalt verwendet, um mit demselben zugleich ein Verzeichniß aller in der Sammlung enthaltenen Züge oder Märchenworte herzustellen.

Wie aber auch heut zu Tage bei der Satzbildung dem sprechenden Menschen innerhalb gewisser Grenzen große Freiheit gestattet ist, so halten wir diese auch heut zu Tage im Märchen für möglich, und darum darf die Versetzung der einzelnen Züge von einem Märchen in das andere, und die verschiedenartigen Verbindungen der einzelnen Märchen zu Ketten durchaus nicht Wunder nehmen. Wenn wir aber bei der Vergleichung der Märchen finden, daß bei stammverwandten Völkern die Verwandtschaft ihrer Märchenschätze nicht blos auf Züge und Einzelmärchen beschränkt ist, sondern sich namentlich auch auf die Märchenketten ausdehnt, so kom-

---

sie selbst entzwei gebissen, kehrte er zurück. Da er noch zu früh zurückkam, setzte er sich als Adler auf den Arm eines Meilenzeigers, und erwartete den Anbruch des Tages. Dort erblickte ihn ein General, erschoß ihn und brachte das Fernrohr dem Könige.

Wer möchte vermuthen, daß diese modernen Formen einen uralten Kern einhüllen? Und doch ist es so, denn in der Vilcinasaga Cap. 70 heißt es: daß König Nidung, als er gegen den Feind zu Felde zog, seinen Siegstein vergessen habe, und daher dem, der ihm denselben vor Sonnenaufgang bringen würde, seine Tochter und sein halbes Reich zu geben verhieß. Wieland macht die 5 Tagemärsche lange Strecke hin und zurück und kommt bei dem Lager vor Sonnenaufgang an. Hier begegnet er dem Truchseß, der ihm den Stein abverlangt und von Wieland erschlagen wird. Nidung benutzt diese That zum Vorwand, um Wieland zu verbannen.

In dem Märchen klingt sogar der zerbrochene Ring an, der in der Wielandssage eine so große Rolle spielt.

Nur der Schluß der beiden Formen ist abweichend, doch findet der des Märchens in der eddischen Helgakridha Hjorvardssonnar einen noch älteren Anklang, denn dort heißt es: Der König (Hiorwardr) ritt vom Gebirge vor ins Land und nahm Nachtlager an einem Fluß. Atli hielt Wache und fuhr über den Fluß (natürlich bei Tagesanbruch); er fand ein Haus; ein großer Vogel saß im Haus und hütete und war entschlafen. Atli schoß mit dem Spieß den Vogel todt. — Das war aber der Pfleger Sigurlins, der Geliebten des Königs, der sich in einen Adler verwandelt hatte.

Ey, Harzmärchenbuch S. 165, hat eine deutsche Form dieses Märchens, worin der Siegstein durch einen Zauberring vertreten ist.

men wir auch hier zu der Folgerung, daß von jener Möglichkeit in der Wirklichkeit heut zu Tage nur geringer Gebrauch gemacht wird.

Gleichwohl erscheint uns diese Möglichkeit der verschiedenartigsten Verbindung der Züge und Einzelmärchen eines Märchenschatzes als der Hauptgrund der bunten Mannigfaltigkeit, welche derselbe aufzeigt; denn bei genauerer Prüfung der seinen Einzelmärchen unterliegenden Grundgedanken findet man, daß sich dieselben auf eine geringe Anzahl von Formeln oder Themen zurückführen lassen und daß die anscheinende Mannigfaltigkeit der Märchen allein auf der verschiedenen Gruppirung dieser Grundbestandtheile beruht. — Wir freuen uns, diese Erfahrung mit der Ansicht eines Forschers wie Benfey belegen zu können, welcher sich in der Vorrede zu seinem Pantschatantra Seite XXVI hierüber folgendermaßen ausspricht: „(Dieser kaleidoskopartigen Vermischung von Formen, Zügen und Motiven) verdanken sie (die Märchen) ihre in der That nur scheinbare Fülle, denn in Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben."

Wie bei der germanischen und hellenischen Sage, so waren wir auch bei dem deutschen und griechischen Volksmärchen bedacht, die beiden gemeinsamen Grundformen aufzusuchen und ihr Verhältniß zu der Sage zu bestimmmen. Wenn aber auch die nachfolgenden Formeln zunächst nur diesen beschränkten Zweck im Auge haben, so halten wir uns doch zu der Erwartung berechtigt, daß dieselben auch nutzbare Grundlagen zur Sammlung der Märchenformeln des ganzen indogermanischen Stammes darbieten dürften, und wir haben daher auch das Einschlägige aus verwandten Kreisen zugefügt, so weit uns dieselben zugänglich waren.

So gering dies auch sein mag, so schmeicheln wir uns dennoch, daß es hinreichen werde, um die Aufmerksamkeit der Forscher auf diesen Versuch zu lenken und sie zur Aufstellung einer solchen Formelsammlung zu veranlassen, welche nach unserer Ansicht die Grundbedingung jeder Fortentwicklung der Märchen- und Sagkunde bildet.

Werden sich diese Formeln, diese Urgedanken der Menschheit, in Zukunft, der Sprache gleich, zu einem einheitlichen Gliederbaume verbinden? Der Verfasser wirft diese Frage nur in der Absicht auf, um die Tragweite zu bezeichnen, welche der angezeigten Richtung nach seiner Ansicht zukommt.

Eine wesentliche Erleichterung erwächst der Forschung auch aus der Benamsung

der aufgestellten Formeln, weil, sobald deren Namen Gemeingültigkeit erlangt haben, diese die Beschreibung des behandelten Märchens überflüssig machen. Wir haben bei deren Wahl dem zutreffendsten und unter mehreren dem geläufigsten den Vorzug gegeben, in Ermangelung von zutreffenden aber zu dem der Formel nächstgelegenen Namen gegriffen.

Was die aufgestellten Formeln selbst betrifft, so machen sie, wie gesagt, als auf die Bestimmung des Verhältnisses unserer Sammlung zu dem deutschen Märchen und der hellenischen und germanischen Sage beschränkt, in der vorliegenden Form keinen Anspruch auf Gemeingültigkeit in dem indogermanischen Kreise. Aber auch innerhalb dieser ihrer beschränkten Bestimmung dürfte es an Einwänden sowohl gegen die allgemeine Anordnung als gegen das Einzelne gewiß nicht fehlen. Der begründetste wäre in ersterer Hinsicht vielleicht die geringe Ausdehnung, welche der dualistischen Abtheilung gegeben wurde. Wir können darauf nur erwiedern, daß wir in dieselbe nur dienigen Märchen aufnahmen, in welchen der Gegensatz der Binnenwelt und Außenwelt uns unbestreitbar vorzuliegen schien.

Wir haben in den „vergleichenden Blicken" die Ansicht aufgestellt, daß der ganze Göttersagenkreis der Edda diesem Gebiete angehöre, und daß selbst die wenigen inneren Göttersagen derselben ihre Aufnahme in die Edda nur den Beziehungen verdanken, in welchen sie zu jenem Gegensatze stehn.

In der hellenischen Göttersage zeigt sich dieser Dualismus fast gänzlich verwischt, und sie ist dafür im Vergleich zur Edda reich an inneren oder Familiensagen. In Bezug auf diese leztern zeigt sich also das deutsch-griechische Märchen der hellenischen, in Bezug auf jenen Dualismus dagegen der nordischen Göttersage näher stehend, d. h. in dem deutsch-griechischen Märchenkreis zeigt sich der Gegensatz zwischen Binnenwelt und Außenwelt, welchen wir als urarisch annehmen, weit frischer erhalten als in der hellenischen Göttersage, dagegen geht jener Märchenkreis in diesem Gegensatze keineswegs so unbedingt auf, wie die nordische Edda.

Im einzelnen möchte die öftere Wiederholung derselben Formel bald als selbständige, bald als Zug einer andern vielleicht den meisten Anstoß erregen.

Dieselbe müßte auf einem höheren Standpunkte natürlich wegfallen, für unseren beschränkten Versuch erschien sie dagegen als empfehlenswerth, weil sie die Einsicht in das gegenseitige Verhältniß der beiden Märchenkreise sehr erleichtert.

V. Märchen- und Sagformeln.

(Ueber die hier vorkommenden Abkürzungen siehe den folgenden Abschnitt VI, Eingang.)

Erste Abtheilung.
Familienformeln.

I. Eheliche Formeln.

a. Verlassung.

1. Frejaformel.

a. Die Frau oder Braut fehlt und der Mann verläßt sie darum.

b. Sie wandert umher, um ihn zu suchen.

c. Wiederfinden und Versöhnung.

Hellenische Sage: Amor und Psyche, doch liegt hier der Schwerpunkt nicht auf der Wanderung.

Germanische Sage: In der Edda D 35 verläßt der erzürnte Oddur die Freja, deren Schuld nur aus dem Oddur gegebenen Beiworte vermuthet werden kann, sie zieht ihm in fremde Länder nach. Zug c fehlt.

Griechisches Märchen: 7. 40. (54). 71. 73.

Albanesisches Märchen: 100. 102.

Deutsches Märchen.: Gr. (56). 88. 127. (186).

Walachisches Märchen: Sch. 23.

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 12. Nr. 44.

Indisches Märchen: Pantschatantra Benfey I. S. 255.

2. Melusinenformel. Der Mann fehlt, und die nicht zum Menschengeschlecht gehörende Frau verläßt ihn entweder:

a) für immer, ohne daß er ihr zu folgen versucht.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: Schöne Melusine des Volksbuches.

Griechisches Märchen: (Nr. 77). Nr. 83.

Deutsches Märchen: Ey S. 173.

b) oder er sucht sie in ihrer fernen Heimath auf und verbindet sich mit ihr. Gr. 92. — Wolf S. 24. S. 212; s. weiter: Kleiderraubformel Nr. 28.



3. Penelopenformel.

a. Der Mann verläßt die Frau ohne ihr Verschulden.

b. Sie wartet seiner daheim in Treu' und Sehnsucht.

c. Rückkehr des Mannes und Wiedervereinigung der Getrennten.

Hellenische Sage: Penelope und Odysseus.

Germanische Sage: Menglada und Swipdagr in Fiolsvinmal der Edda. Hildebrand und Ute.

Griechisches Märchen: (am dritten Orte) 2. 48.

Deutsches Märchen: 101 mit dem Erkennungsring.

b. Verstoßung.

4. Genovevenformel (?). Der Name ist nicht scharf zutreffend.

a. Der Mutter werden ihre neugeborenen Kinder von neidischen Verwandten entwendet und fern vom Vaterhause durch einen Kinderlosen gefunden und erzogen.

b. Thiere werden den Neugeborenen untergeschoben oder die Mutter wird beschuldigt, sie gefressen zu haben.

c. Verstoßung oder Bestrafung der Mutter.

d. Erlösung derselben durch die vom Vater wieder aufgefundenen Kinder.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: (48). (66). 69 und Var.

Deutsches Märchen: Gr. 49. 76. 96. Ey S. 178. — Wolf d. Hausm. S. 168. — Schwedisch Gr. III. S. 324.

Walachisches Märchen: Schott Nr. 2. 8. (16).

Litauisches Märchen: Schleicher S. 20.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 35.

Serbisches Märchen: Wuk. —

c. Weibliche Käuflichkeit.

5. a. Die zweite Braut oder Frau verkauft ihren Mann für drei Nächte an die erste und verliert ihn dadurch.

Hellenische und germanische Sage: nur anklingend in der argivischen Eriphyle, die Mann und Sohn, Amphiaraos und Alkmäon, für die zwei hellenischen Hortstücke, und in der faröriſchen Frau Mette, die ihren Sohn für rothes Gold verräth.

Griechisches Märchen: (71).

Albanesisches Märchen: 100.

Walachisches Märchen: 23.

Deutsches Märchen: Gr. 88. 113. 127. 181. — Gr. III. S. 330.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 43.

6. b. Eine Jungfrau giebt für Kostbarkeiten in dreimaliger Steigerung ihre Reize Preis und verliert dabei ihr Magdthum

α) durch Ueberlistung,

β) bewußter Weise,

und muß sich mit dem Käufer vermählen.

Germanische und hellenische Sage: nur anklingend. Die germanische Frigg und Freja geben sich an mehrere Zwerge und die attische Prokris an Verschiedene hin für Gold oder Schmuck, es fehlt aber der Märchenzug der dreimaligen Steigerung und endlichen Ueberlistung.

Griechisches Märchen: Nr. 3 V. 1. Nr. 109. 113.

Deutsches Märchen.

Neapolitanisches Märchen: Pentam. Nr. 40.

II. Kinder- und Elternformeln.

a. Kinderwunschformeln.

7. Thierkindformel.

a. Dem Wunsche der Eltern gemäß kommt das Kind als Thier auf die Welt.

b. Entzauberung durch Verbrennen der Thierhaut gegen den Willen des Verzauberten.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: nur anklingend in der Völs. s. Cap. 8, denn Siegmund und Sinfiötli kriechen freiwillig in die Wolfshäute und verbrennen sie später selbst.

Griechisches Märchen: 14. 31. 43. 57.

Albanesisches Märchen: 100.

Walachisches Märchen: (23 Kürbis).

Deutsches Märchen: Gr. 108. 144.

Serbisches Märchen: Wuk. 9.

8. Gelobungsformel.

a. Das gewünschte Kind wird einem Dämon gelobt.

b. Zur Uebergabszeit flieht es aus dem Vaterhause und entzieht sich den
c. Verfolgungen des Dämons.
d. Sieg und Untergang des Dämons.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 4 und V. 2. — 5. — 5. V. Nr. 41. 54. 68 und Var. — (Erlistetes Gelöbniß des vorhandenen Kindes 4 V. 1.)

Deutsches Märchen: Gr. 31. 55. 92 in 12 Jahren. 181. — Wolf d. Hausm. S. 199. (S. 247.) S. 377.

Walachisches Märchen: (Sch. Nr. 2 erlistetes Gelöbniß des vorhandenen Kindes.) 15. (18).

9. Wunderkind- und Orionformel.

a. Entweder der Wunschform entsprechend, oder:
b. In Folge des Genusses eines geschenkten Apfels oder Goldfisches wird das Wunderkind oder werden die Wunderzwillinge meist zugleich mit Wunderpferden und Wunderhunden geboren.

Hellenische Sage: Geburt Orions, welcher auf den Wunsch seines kinderlosen Vaters Hyrrieus aus dem in einem Schlauche 9 Monate lang vergrabenen Urin dreier Götter entsteht.

Germanische Sage: Völs. s. Cap. 2. Auf die Bitte Rerirs um Kindersegen schickt ihm Odin einen Apfel, den die Königin ißt. Siegmund muß ihr nach sechsjähriger Schwangerschaft aus dem Leibe geschnitten werden und küßt seine Mutter, bevor sie stirbt.

Griechisches Märchen ad a): 21 Lorbeerkind. 54 Halberbschen; ad b): 4 und V. 1. Nr. 6 u. V. 1. Nr. 22 u. V. 2. Nr. 64. V. 3.

Albanesisches Märchen: 99 Nuß.

Deutsches Märchen: Gr. 37 Daumdick. 47. 50. 53. Englisch Tom Thumb. Gr. III. S. 318.

b. Aussetzung.

10. Antiopeformel. Aussetzung unehelicher Leibesfrucht durch die Mutter.

Hellenische Sage: zahlreich vertreten wie durch Antiope, Tyro, Kreusa, Mutter des Jon, Euadne, Mutter des Jamos u. a.

Germanische Sage.

Griechisches Märchen: fehlt.

Deutsches Märchen: Gr. III. S. 103.

11. Aussetzung ehelicher Leibesfrucht.

a. Durch die Eltern aus Furcht unheilverkündender Weissagung.

Hellenische Sage: Oedipus, Paris.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches und deutsches Märchen: fehlt.

b. Unmündiger Kinder durch die Eltern aus Nahrungsmangel.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen.

Deutsches Märchen: Märchen vom Däumling u. Gr. 15.

Walachisches Märchen: Sch. 19 (auf Antrieb der Stiefmutter).

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 48 (auf Antrieb der Stiefmutter).

c. Durch Dritte, s. Verstoßungsformel Nr. 4.

12. Danaeformel. Aussetzung einer Jungfrau mit ihrer Leibesfrucht auf das Meer und Rettung.

Hellenische Sage: Danae.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 8.

Deutsches Märchen.

Walachisches Märchen: Sch. 27. (4.)

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 3 (durch den Bruder ohne Kind).

13. Andromedenformel.

a. Aussetzung einer reinen Königstochter, damit sie von einem das Reich bedrohenden wassermächtigen Ungeheuer gefressen werde.

b. Tödtung des Ungeheuers und Befreiung der Jungfrau durch den aus der Fremde kommenden Helden.

c. Vermählung der Jungfrau

α) mit dem Helden,

β) mit einem Dritten (Hesionenformel).

Hellenische Sage: c. α. Andromeda und Perseus. c. β. Hesione und Herakles.

Deutsche Sage: Siegfriedsage anklingend in Befreiung Brunhilds und deren Vermählung mit [illegible] [illegible] der nordischen Form; und Befreiung der von einem

Drachen geraubten Königstochter und Vermählung Siegfrieds mit ihr in der Volksbuchsform, wo überall die Aussetzung an das Ungeheuer fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 22 ad c. α. (70 V. 64 V. 2 u. 3. Befreite fällt aus.).

Albanesisches Märchen: Nr. 98 ad c. α.

Deutsches Märchen: Gr. 60 ad c. α. Wolf d. Hausm. (S. 89 ad c. β). S. 372 ad c. α. Zingerle Nr. 8. 25. 35 ad c. α.

Walachisches Märchen: Sch. 10 ad c. α.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 4. 57 ad c. α.

c. Stiefmutterformeln.

14. Schneewittchenformel.

a. Die Stiefmutter bewirkt nach mehreren mißglückten Versuchen den Tod ihrer schöneren vom Vaterhaus entfernten Stieftochter.

b. Die Todte kommt in den Besitz des Helden, wird wieder belebt und vermählt sich mit ihm, und die Stiefmutter wird bestraft.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen?

Albanesisches Märchen: Nr. 103.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. (13). 53.

Walachisches Märchen: Sch. 5.

15. Phryxos- und Helleformel.

a. Bruder und Schwester fliehen vor den Verfolgungen ihrer Stiefmutter.

b. Eines von ihnen oder beide werden in Thiere verwandelt

c. und wieder erlöst.

Hellenische Sage: Phryxos und Helle; b. und c. fehlen.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 1.

Deutsches Märchen: Gr. 11. Gr. 130. Gr. 141.

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 48.



III. Geschwisterformeln.

Formeln vom besten Jüngsten.

16. 1) **männliche.** (Allgemein s. Sachverzeichniß s. v.)

a. Von drei zur Lösung von Aufgaben ausziehenden Brüdern gelingt die Lösung dem Jüngsten und die beiden Aeltern gerathen in's Unglück.

b. Nach der Lösung springt der Jüngste seinen älteren Brüdern bei.

c. Aus Neid beschließen diese, ihn zu verderben, und ihr Anschlag gelingt so weit, daß sie früher bei dem Vater anlangen, und sich die Großthaten des Jüngsten zuschreiben können.

d. **Der Jüngste kehrt (meist verkappt) zurück und die Gerechtigkeit siegt.**

Hellenische Sage: Schon den hesiodischen Sagen von Chronos und Zeus liegt der Gedanke zum Grunde, daß der jüngste Bruder der beste sei, aber die Einkleidung in die obige Form fehlt.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: 26. 51. 70. 72.

Albanesisches Märchen: (97).

Deutsches Märchen: Gr. (28). 57. 97. — Wolf d. Hausm. S. 54.

Walachisches Märchen: Sch. 26.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 26.

17. 2) **weibliche.** (Allgemein s. Sachverzeichniß s. v.) **Aschenputtelformel.**

a. Die beste Jüngste wird von den zwei älteren Schwestern als Aschenputtel gehalten.

b. Sie erscheint als unbekannte Schöne in herrlichen Kleidern bei Festen und kehrt zweimal unerkannt in ihren alten Zustand zurück.

c. Beim dritten Male entdeckt, heirathet sie der von den beiden ältern Schwestern gewünschte Prinz.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 2.

Deutsches Märchen: Gr. 21.

18. Dioskurenformel.

a. Zwillinge, meist nach der Wunderkindsformel Nr. 9 geboren, trennen sich auf dem Zuge durch die Welt.

b. Der eine kommt in große Noth.

c. Der andere erkennt dies an einem Wahrzeichen, sucht ihn auf und rettet ihn.

Hellenische Sage: Die Dioskuren stimmen zu der Formel nur in ihrer Eigenschaft als Zwillinge und in Bezug auf ihre wunderbare Geburt und auf die Sterne, welche manche Märchenzwillinge auf der Stirne tragen. Doch klingt auch der Zug der Bruderliebe an, daß Kastor zu Gunsten des Polydeukes auf die Hälfte seiner Unsterblichkeit verzichtet.

Germanische Sage: fehlt (Alces?)

Griechisches Märchen: Nr. 22.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 60. 85. Zingerle 35.

19. Schwester- oder Mutter-Verrath oder Skyllaformel.

a. Eine Anzahl Drachen oder Riesen werden von dem mit seiner Schwester (oder Mutter) flüchtigen Helden erlegt.

b. Der einzig Uebrige spinnt eine Liebschaft mit der Schwester an und veranlaßt sie, aus Furcht vor Entdeckung, den Bruder, um ihn zu verderben, auf gefährliche Abentheuer unter dem Vorwand zu schicken, Mittel für ihre Krankheit zu holen.

c. Der Held besteht die Abentheuer, entdeckt den Betrug und bestraft die Schuldigen.

Hellenische Sage: anklingend in dem von der in Minos verliebten Skylla an ihrem Vater Nisos verübten Verrath.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: 24 (Mutter). 32. 65 Var. 1 (Mutter) und Var. 2.

Deutsches Märchen: Ey S. 154 (Mutter). Wolf d. Hausm. (S. 145) S. 253.

Walachisches Märchen: Nr. 27 (Mutter).

Litauisches Märchen: Schleicher S. 54.

20. Signyformel.

a. Eine Schwester hat viele ältere Brüder, die, meist verwandelt, fern vom Vaterhause leben, und von denen sie nichts weiß.

b. Als sie es erfährt, zieht sie aus, um sie aufzusuchen, findet und erlöst sie.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: Die Signysage klingt an die Formel nur insofern an,

als Signy die einzige Schwester vieler Brüder ist, die ihretwegen ins Unglück kommen, und daß sie dem einzig übrigen Siegmund die Gefallenen rächen hilft.

Griechisches Märchen?

Albanesisches Märchen: 96.

Deutsches Märchen: Gr. 9. Gr. 25. Gr. 49.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 35.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 38.

21. **IV. Bertaformel.**

a. Das echte Kind oder die wahre Braut wird mit einer dienenden Figur von der Mutter zum fernen Vater oder Manne geschickt.

b. Unterwegs wird sie genöthigt, mit der dienenden Figur die Rolle zu vertauschen, oder in die Wildniß verstoßen.

c. Die dienende Figur lebt als echtes Kind oder wahre Frau am Hofe des Vaters oder Gatten und die echte als dienende oder in der Wildniß.

d. Der Betrug wird entdeckt und die Gerechtigkeit siegt.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: Berta.

Griechisches Märchen: 12. 28. 37 und Var. männlich. — 49.

Albanesisches Märchen: 96 (Schwester).

Deutsches Märchen: Gr. 89. 135. 186. 198.

Walachisches Märchen: (Sch. 25.)

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Rahmenmärchen und Nr. 18.

V. Schwägerformel.

22. **Thierschwager.**

a. Drei in Thiere verzauberte Prinzen heirathen die Schwestern des Helden.

b. Der Held besucht sie alle drei.

c. Sie helfen ihm zur Lösung von Aufgaben.

d. Sie werden von ihm erlöst.

Hellenische und germanische Sage: fehlen.

Griechisches Märchen: 25.

Deutsches Märchen: Musäus.

Neapolitanisches Märchen: Pentam. Nr. 33.

Zweite Abtheilung.

Vermischte Formeln.

Brautwettformeln.

a. Die Werber setzen den Kopf gegen die Braut, deren Erwerbung geknüpft ist an die Lösung

23. Oenomaosformel α. schwerer Aufgaben oder

24. Turandotformel β. von Räthseln.

b. Nachdem Viele verunglückt sind, gelingt die Lösung dem Helden.

Hellenische Sage: a. α. Oenomaos, Vater der Hippodamia, und Pelops. Atalante und Meilanion. — a. β. Oedipus und Sphynx, Wette ums Leben, nur mittelbar um die Braut.

Germanische Sage: Räthselwetten um das Haupt finden sich in Vafthrudnismal der Edda, und Alvißmal klingt an. Auch Brunhilds Erwerbung ist im Nibelungenliede an ihre Besiegung im Wettkampfe, in der Edda an die Aufgabe geknüpft, durch die Wabberlohe zu reiten; doch braucht der Held den Kopf nicht dagegen zu setzen.

Griechisches Märchen: Zu Formel 23: 13. 22. 37 u. Var. 61. 63. —
ohne Einsatz des Lebens 5 u. V. — 9. 39. 53. 58.
Zu Formel 24: (Nr. 17 Var.)

Deutsches Märchen: Zu Formel 23: Gr. Nr. 17. (Gr. 28). 57. 62. 64. 71. 134. 165. — Ey S. 113. — Wolf d. Hausm. S. 325 et passim.
Zu Formel 24: Gr. 23. 114. — Ey S. 50. S. 64. —

Walachisches Märchen: Zu Formel 23: 13. 17.
Zu Formel 24: 16.

Entführungsformeln.

a. Unglückliche mit darauffolgender Entreißung der Entführten.
1. Gewaltsame.

25. Gudrunformel. α. Durch einen Helden.
β. Durch ein Ungeheuer.

Hellenische Sage: 1. α. Theseische Helena.

Germanische Sage: 1. α. Gudrun. 1. β. Siegfriedssage des **Volksbuches**.

Griechisches Märchen: 1. α fehlt. 1. β.

Deutsches Märchen: 1. α fehlt. 1. β.

26. Helenaformel. 2. Im Einverständniß mit der Geliebten.

Nur hellenische Sage der homerischen Helena.

27. Jasonsformel. b. Glückliche Entführung und darauf folgende Heirath.

a. Der Held kommt als Fremder in das Reich der Geliebten.

b. Erhält von deren Vater schwere Aufgaben, die er mit Hülfe der Geliebten löst.

c. Flieht mit ihr, wird vergebens verfolgt und erreicht seine Heimath.

d. Verläßt die Geliebte

1. schuldhaft oder

2. unverschuldet, weil ihn der Kuß der Mutter sie vergessen macht.

e. 1. Rache der Verlassenen oder

2. Brechung des Zaubers und Wiedervereinigung.

Hellenische Sage: Jason und Medea.

Germanische Sage: Die Amelungensage wimmelt von glücklichen Entführungen, bei denen jedoch der Zug b ausgefallen ist, und die mit der Heirath schließen, daher sich zur Vergleichung mit der vorliegenden Formel nicht eignen. (Ebenso die Entführung Hiedens, Gudruns Mutter). In der Nibelungensage kommt keinerlei Entführung vor.

Griechisches Märchen: Nr. 54.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 113. Gr. Nr. 193. Wolf d. Hausm. S. 286.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 17 und 29.

28. Kleiderraub- und Schwanjungfrauformel.

a. Der Held raubt einer dämonischen Jungfrau ihre Hülle und zwingt sie dadurch, ihm zu folgen.

b. Sie gewinnt ihre Hülle wieder und flieht.

c. Der Held sucht sie in ihrer Heimath auf und gewinnt sie durch Großthaten.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: fragmentarisch in der Edda Hellreidh Brynhildar Str. 6. Völundarkvidha Eingang Str. 4 und 5.

Griechisches Märchen: Nr. 15. Nr. 25. (54. ad a). (ad b u. c. 10. 101).

Deutsches Märchen: Friedrich v. Schwaben. — Schleierraub bei Musäus. (Gr. 193).

Walachisches Märchen: Sch. 19. (Kronen).

29. Schlangenkraut.

a. Eine Schlange holt ein Kraut herbei, legt es auf eine getödtete Schlange und belebt sie wieder.

b. Ein Mensch sieht dies, legt das Kraut auf eine menschliche Leiche und ruft sie dadurch ins Leben zurück.

Hellenische Sage: Polyidos und Glaukos, Apollodor. III. 3. 1.

Germanische Sage: Siegmund und Sinfiötli. Völs. s. Cap. 7. Statt der Schlangen treten hier Buschkatzen und noch andere kleinere Abweichungen ein.

Griechisches Märchen: Nr. 9 Var. 2. Nr. 64. V. 1. und 3.

Deutsches Märchen: Gr. 16.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 57 und 59.

30. Blaubartsformel.

a. Einer jungen, von einer älteren, meist dämonischen, abhängigen Figur wird von dieser verboten eine gewisse Thüre zu öffnen.

b. Die jüngere widersteht der Neugierde nicht und öffnet sie, was wichtige, anfangs meist schlimme, dann aber gute Folgen für sie hat.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 6. V. Nr. 15. 45. 68 und Var.

Deutsches Märchen: Blaubart, Gr. 3. . Wolf d. Hausm. S. 210.

Walachisches Märchen: Sch. Nr. 2.

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 36.

Indische Formen: Benfey Pantschatantra I. S. 152 folg.

31. Skyllaformel.

a. Die Stärke des Helden oder Ungethüms hat einen bestimmten Sitz.

b. Die falsche Schwester oder gewaltsam Entführte schmeichelt ihm das Geheimniß ab und

c. beraubt ihn der Stärke entweder

1. durch eigene Handlung oder
2. durch Verrath des Geheimnisses an einen Dritten.

Hellenische Sage: annähernd. Skylla, Nisos Vater und Tochter, und Minos.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Stärke des Helden Nr. 9 B. 2. Nr. 24. 32. — des Ungethüms Nr. 26. 64 B. 1 und 3. Nr. 65 B. 1. Nr. 70 B.

Deutsches Märchen: Stärke des Helden. Wolf d. Hausm. S. 255.

32. Die dankbaren Thiere.

a. Der mitleidige Held rettet mehrere Thiere vom Tode.

b. Diese beweisen ihm ihre Dankbarkeit durch ihren Beistand
  1. bei der Brautwette oder
  2. in sonst gefährlichen Lagen.

Hellenische Sage: Melampus rettet zwei junge Schlangen, welche ihm durch Lecken der Ohren die Thiersprache lehren.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 9. 37. B. Nr. 61.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 17. Gr. Nr. 62. Gr. Nr. 104. 107. Ey S. 156.

Serbisches Märchen: Wuk Nr. 3.

33. Däumlingformel[1].

Der Held verbindet mit einer winzigen Gestalt Klugheit, Geistesgegenwart und Schalkheit.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: 55.

Albanesisches Märchen: 99.

Deutsches Märchen: Gr. 37 u. 45. Englisches: Tom Thumb Gr. III. S. 318.

34. Bakalaformel.

Vereinigung von Riesenstärke, getrübter Geisteskraft und Anflügen von Schalkheit.

Hellenische Sage: Der geisteswirre Herakles (?).

---

[1] Von psychologischem Standpunkte möchten wir aus den Formeln 34, 35, 38 und 39 eine besondere Gruppe und zwar die der Charaktermärchen bilden und ihnen bis zu einem gewissen Grade auch Formel 37 zugesellen, weil in ihnen eine in den übrigen Märchen fehlende Richtung, die der Charakterzeichnung, auftritt, und die Vergleichung der verschiedenen Charakternüancen zu dem, man kann wohl sagen zwingenden, Schluß führt, daß die Zeichnung der einen mit Bezugnahme auf die andere erfolgt sei. Wir erblicken jedoch in dieser Bezugnahme ebensowenig als in der bei dem Sprachbau eingreifenden eine bewußte Thätigkeit. Sie ist uns hier wie dort ein Erzeugniß des geistigen Instinktes, welchen wir im Menschen lange vor dem Erwachen des Bewußtseins seines geistigen Verfallens als waltend annehmen, und als dessen Werk wir namentlich den Sprachbau betrachten.

Germanische Sage: Anklänge an Thor, Siegfried und Eulenspiegel.
Griechisches Märchen: 34.
Deutsches Märchen: s. Anmerkungen.
Walachisches Märchen: Sch. 22.

35. Treu-Johannes-Formel.

a. Eine dem Helden untergeordnete und ihm sehr ergebene Gestalt leitet die Entführung seiner Geliebten.

b. Von Vögeln über die dem Brautpaare bei seinem Eintritte ins Vaterhaus drohenden Gefahren belehrt, schützt er es vor denselben.

c. Weil er aber gegen das Verbot der Vögel davon spricht, erfüllt sich deren Drohung und er wird zu Stein,

d. aber vom Helden oder dessen Gattin wieder entsteinert.

Hellenische und germanische Sage: fehlen.
Griechisches Märchen: Nr. 29. Nr. 64 V. 4.
Deutsches Märchen: Gr. (1). 6. Wolf. Hausm. S. 41. 383.
Walachisches Märchen: Sch. Nr. 11.
Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 39.

36. Verkappung.

a. Der (meist in die Heimath rückkehrende) Held, oder die aus der Heimath fliehende Heldin verkappen sich, treten in ein Dienstverhältniß ein, und verrichten niedere Arbeiten.

b. Zweimal schlüpfen der Held oder die Heldin aus ihrer Verkappung, zeigen sich in ihrer wahren Gestalt und kehren zu ihrer Verkappung zurück, oder der Held zeigt durch Uebersendung von Kunstwerken der Geliebten seine Rückkehr an.

c. Beim drittenmale erfolgt deren Einsetzung in die ihnen gebührende Stelle.

Hellenische Sage: annähernd, der rückkehrende Odysseus (giebt sich Telemach und Eumaeos zu erkennen).

Germanische Sage: annähernd. Swipdagr im eddischen Mengladaliede und Dietleib

Griechisches Märchen: 6. 26. 27. (50). 51. (54). (67). 70. S. weiter Aschenputtelformel Nr. 17.

Deutsches Märchen: Gr. 65. Gr. 136. — S. weiter Aschenputtelformel Nr. 17.
Walachisches Märchen: Sch. Nr. 3. 4.

Varianten. Die als Mann verkappte Heldin, welche die Proben, die ihr Geschlecht verrathen sollen, glücklich besteht und den Königssohn heirathet, bei dem sie sich aufhält. Griechisches Märchen: 10. — Albanesisches: 101. — Deutsches: Gr. 87. — Walachisches: Sch. 16. — Neapolitanisches: Pentamer. Nr. 26 (36).

Dritte Abtheilung.

Dualistische Formeln,

auf dem Gegensatz der Binnenwelt und Außenwelt ruhend.



---

37. Formel des starken Hans.

a. Die starke Gestalt (meist früh entwickelt 65 B. 1 oder Wunderkind 65 B. 3. 75.) ist im Kampfe gegen dämonische Ungethüme anfangs siegreich,

b. wird hierauf von solchen besiegt und getödtet

1. entweder durch Gewalt und
   - α) seine Frau geht in deren Besitz über,
   - β) er wird durch Schlangenkraut oder Lebenswasser wieder belebt,
   - γ) seine Frau erforscht vom Ungethüm den Sitz seiner Stärke,
   - δ) diese bricht der Held und gewinnt seine Frau zurück;
2. oder durch List, indem ihm seine mit dem Ungethüm verbundene Schwester oder Mutter den Sitz seiner Stärke abfragt und von dem Wiederbelebten sammt dem Ungethüm getödtet wird.

Hellenische Sage: annähernd, Herakles.
Germanische Sage: annähernd, Thor.
Griechisches Märchen: 24. 32. 64 und B. 1 und 3. 70.
Deutsches Märchen?
Walachisches Märchen: Sch. 27.
Serbisches Märchen: Wuk Nr. 1.
Litauisches Märchen: Schleicher S. 128.

38. Odysseus-Polyphemformel. — Sieg der Menschenlist über die unbehülfliche dämonische Stärke.

a. Der Listige wendet den auf sein Verderben gerichteten Anschlag des Riesen zu dessen Schaden.

b. Er entwendet ihm zwei zauberkräftige Dinge und holt ihn dann selbst.

Hellenische Sage: annähernd, Odysseus und Polyphem.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 3 und Var.

Deutsches Märchen: ad a. Däumling, ad b. Gr. 192. — Wolf d. M. und S. Nr. 5. Verwandt, der englische listige Hans, der Riesentödter, Grimm III. S. 315.

39. Formel des Herrn Lazarus. Sieg der mit hohler Prahlerei gepaarten List des Schwachen über die unbehülfliche dämonische Stärke.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 18 und 23.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 20. Gr. Nr. 183.

Serbisches Märchen: Wuk. — Gr. III. S. 338.

40. Unterweltsfahrt.

a. Unglückliche. Der Held steigt in die Unterwelt, um etwas daraus zu holen, wird dort gefangen und erst durch einen Dritten befreit.

Hellenische Sage: Theseus und Pirithoos durch Herakles aus dem Hades befreit.

Germanische Sage: Dietrich und seine Gesellen durch Dietleib aus Laurins Gewalt befreit.

Griechisches und deutsches Märchen: fehlt.

b. Glückliche. Entweder:

1. Der Held kommt mit dem, was er holen will, zur Oberwelt, oder:
2. Der Zufall führt ihn in die Unterwelt und er befreit dort gefangene Jungfrauen.

Hellenische Sage: Herakles und Alkeste. Herakles und Kerberos.

Germanische Sage: Siegfried und Brunhild, annähernd.

Griechisches Märchen: ad 1. Nr. 67. ad 2. Nr. 15 und Var. Nr. 70.

Deutsches Märchen: ad 1. Gr. 30. — ad 2. Gr. Nr. 166.

Albanesisches Märchen: ad 1. Nr. 97.—100 Heldin.
Litauisches Märchen: Schleicher S. 128.

VI. Uebersicht der mit den Märchen dieser Sammlung übereinstimmenden Märchen.

Grimm, Brüder. Kinder- und Hausmärchen, sechste große Ausgabe. Göttingen, Dieterich 1850. Band III., dritte Auflage 1856.

Ey, August. Harzmärchenbuch. Stade, Steudel 1862.

Wolf, J. W. Deutsche Hausmärchen. Göttingen, Dieterich 1858. Wird mit dem Zusatze S. citirt.

Wolf, J. W. Deutsche Märchen und Sagen, Leipzig 1845. Wird mit der Zahl ohne Zusatz citirt, welche hier wie überall die Märchennummer bezeichnet.

Zingerle, Brüder. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck, Wagner 1852.

Basile. Pentamerone. In's Deutsche übersetzt von F. Liebrecht. Breslau, Max 1846.

Wuk, Stephanowitsch Karadschidsch. Volksmärchen der Serben in's Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Berlin, Reimer 1854.

Schott, Arthur und Ernst. Walachische Märchen. Stuttgart 1845.

Schleicher, August. Litauische Märchen. Weimar, Böhlau 1857.

Benfey, Theodor. Pantschatantra. Leipzig, Brockhaus 1859.

Die Zahlen ohne Zusatz bezeichnen die Märchennummern. Die in Klammern gesetzten Märchen weichen entweder in ihrem Bau von dem entsprechenden griechischen theilweise ab, oder enthalten nur einen verwandten Hauptzug.

Hahn.	Grimm.	Ey.	Wolf.	Zingerle.	Basile.	Wuk.	Schott.	Schleicher.	Benfey.
1	11. 130. 141	....	....	...	48				
2	21. 31	....	....	2. 23	6	32 s.	16		
3	192	....	Nr. 5	...	27				
4	......	....	S. 14						
5	181. 79	....	S. 82. 382						
6	136	....	S. 276.	28. 32					
7	......	....	....	...	12				
8	(19)	....	....	...	3	...	27		
9	(104)	(S. 156)	....	...	31	3	...	....	I. S. 194 f.
10	67	....	....	...	26. (36)	...	16		
11	......	....	....	...	....	...	...	S. 45	
12	......	....	....	...	Einltg. u. 18				
13									
14									
15	(36)	....	S. 24	37	....	...	19		
16	......	....	....	...	(22)				
17									
18	20. 183	....	....	29	....	I. s.			
19	46								
20	29								
21	......	....	....	...	(2). 23	...	24		
22	60. (62). 85	....	Nr. 27	25. 35	7. (9)	29	10	S. 4 u. 57	
23	20	....	....	...	....	...	...	....	I. S. 506
24	......	....	....	...	....	...	27	S. 54	
25	......	....	....	...	(33)	(5)	(1)		
26									
27	65	....	....	16	16	28	3. 4	S. 10	
28									
29	6	....	S. 41. 383	...	39	...	11	....	I. S. 416
30	107	S. 188	Nr. 5	20					
31	144	....	....	...	15	...	9	....	II. S. 144
32	......	S. 154	S. 145. 255	...	....	...	27	S. 54	
33	33								
34	59. 90	....	....	18	....	...	22		
35	(152)								
36	60. 122	S. 52	S. 122	...	....	26			
37	89. 62	....	S. 138						
38									
39	112 B.								
40	......	....	....	...	....	...	...	S. 86	
41									

Hahn.	Grimm.	Ey.	Wolf.	Zingerle.	Basile.	Wuk.	Schott.	Schleicher.	Benfey.
42	61		Nr. 11					S. 83	
43									
44	122	S. 54				47			
45							9		
46									II. S. 48
47	129				47				
48									
49				11	49 (Einleitg.)		25		
50									
51							26		
52	111		S. 154	33					
53									
54	113		S. 286		17. 29				
55	37. 45							(S. 8)	
56									
57									
58									I. S. 43 f.
59									
60									
61							13		
62									
63	(71). 126	S. 113			(35)	12			
64	(16)	S. 198				8			
65									
66	(3)	(S. 178)							
67	63	S. 100		9		11			I. S. 261
68	46. 68					6	18		I. S. 410
69	76. 96	S. 176	S. 168		(35)		2. 8		
70	91. 166		Nr. 21						
71									I. S. 255
72									
73					19. 44				
74									
75			(Nr. 22)			1		S. 128	
76									
77									
78	(13)								
79									
80									
81									
82									

Hahn.	Grimm.	Ey.	Wolf.	Zingerle.	Basile.	Wuk.	Schott.	Schleicher.	Benfey.
83	...	...	...	...	...	...	...	(S. 94)	
84									
85	5	...	...	...	...	50			
86	74	...	...	...	...	(46.50)			
?87	([1])	...	...	...	...	...	...	...	I. S. 113 [2])
88									
89	2								
90									
91									
92									
93	...	...	S. 419						
94									
95	15	...	...	...	...	35			
96	9. 25	...	...	...	38	...	...	S. 35	
97	166								
98									
99	37. 45								
100	88. 108. 113	...	...	...	43	10	23	...	II. S. 144
101	67	...	...	...	26. (36)	...	16		
102									
103	13. 53	...	...	...	6	...	5		
104									
105	(148)								
106									
107									
108									
109									
110	64	...	...	4	...	3			
111	143								
112									
113	(52)	...	...	...	40				
114	...	S. 64	...	...	...	...	...	...	I. S. 445

[1]) Reineke Fuchs V. 4578.
[2]) Und die S. 114 citirten Hellenen.

Griechische Märchen.

Aus Epirus.

1. Vom Asterinos und der Pulja.

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Kinder, einen Knaben, der hieß Asterinos, und ein Mädchen, das hieß Pulja. Eines Tages kam ihr Mann von der Jagd zurück und brachte ihr eine Taube, die sie zum Essen kochen sollte. Die Frau nahm die Taube, hängte sie an einen Nagel und ging vor die Thüre, um mit den Nachbarinnen zu plaudern; da kommt die Katze, sieht die Taube am Nagel hängen, springt danach, erhascht sie und frißt sie. Als nun Essenszeit herankam, und die Weiber auseinander gingen, wollte die Frau die Taube holen, und da sie nichts mehr fand, so merkte sie, daß die Katze sie geholt habe, und hatte nun Furcht, daß ihr Mann zanken werde. Die Frau bedachte sich also nicht lange, schnitt sich die eine Brust ab und kochte sie. Da kam der Mann nach Hause und fragte: „he Frau! hast du etwas zu Essen gekocht?" „Ja, ich habe etwas für dich," antwortete diese, und als sie sich zu Tische setzten, sagte er zu ihr: „setze dich zu mir," sie aber erwiderte: „ich habe schon vor einem Weilchen gegessen, weil du so lange ausgeblieben bist."

Nachdem der Mann gegessen hatte, sagte er: „was das für schmackhaftes Fleisch war, so habe ich noch niemals welches gegessen." Da sagte ihm die Frau: „so und so ist es mir ergangen, ich hatte die Taube an den Nagel gehängt und ging hinaus, um Holz zu holen, und als ich zurückkam, fand ich sie nicht, die Katze hatte sie geholt, da schnitt

rief ihnen zu: „Kommt zurück, liebe Kinder, ich thue euch nichts“, und als diese zögerten, drohte sie ihnen und schlug sich vor Zorn an die Brust. Da erschraken die Kinder, wandten sich um und liefen weiter.

Als sie nun ein gut Stück gelaufen waren, sagte Asterinos: „Pulja, mich dürstet.“ — „Geh' zu“, erwiderte diese, „da vorne ist die Quelle des Königs, da kannst du trinken.“ Sie gingen ein Stück weiter, da rief er wieder: „mich dürstet, ich verschmachte“; und indem er so klagte, erblickte der Knabe eine Wolfsspur, die voll Wasser war, und da sagte er: „davon will ich trinken.“ „Trinke nicht“, rief Pulja, „denn sonst wirst du ein Wolf und frissest mich.“ „So will ich nicht trinken und leide lieber Durst.“

Darauf gingen sie ein gut Stück weiter und fanden eine Schaafspur, die voll Wasser war. Da rief der Knabe: „ich halte es nicht länger aus, davon muß ich trinken.“ „Trinke nicht“, sagte ihm das Mädchen, „sonst wirst du zum Lamme, und sie werden dich schlachten.“ „Ich muß trinken, wenn ich auch geschlachtet werde.“ Da trank er und wurde in ein Lamm verwandelt, lief der Schwester nach und blöckte: beh Pulja, beh Pulja. „Komm mir nach“, sagte diese, und ging noch ein Stück weiter, fand die Quelle des Königs, neben der ein hoher Cypressenbaum stand, und trank Wasser; drauf sagte sie zum Schäfchen: „bleibe du hier mit dem Hunde, mein Herz“; und während das Lämmchen graste, betete sie zu Gott: „lieber Gott, giebst du mir nicht Kraft auf die Cypresse zu steigen?“ So wie sie ihr Gebet vollendet hatte, hob sie die Kraft Gottes auf die Cypresse, und es ward dort ein goldener Thron, auf den sich das Mädchen setzte, das Lamm aber blieb mit dem Hunde unter dem Baume und weidete.

Bald darauf kamen des Königs Knechte, um die Pferde zu tränken; wie aber die Pferde in die Nähe der Cypresse kamen, da zerrissen sie die Halfter und liefen davon, denn sie scheuten vor den Strahlen der Pulja, die wunderschön war. „Komm herunter“, riefen ihr die Knechte zu, „damit die Pferde saufen können, denn sie scheuen sich vor dir.“ „Ich thu's nicht“, erwiderte sie, „ich hindere euch nicht, laßt die Pferde

ich mir die Brust ab und kochte sie, und wenn du es nicht glauben willst, so sieh her;" und dabei zeigte sie ihm die blutende Brust.

Darauf sprach der Mann: „Wie schmackhaft ist doch das Menschenfleisch! Weißt du was wir thun? Wir wollen unsere Kinder schlachten und sie essen; wenn wir morgen in die Kirche gehen, so gehe du früher nach Hause und dann schlachte und koche die Kinder, und wenn sie fertig sind, so rufe mich."

Was sie da zusammen sprachen, das hörte aber das Hündchen, und da die Kinder bereits schliefen, so ging es an ihr Bett und bellte ap! ap!

Davon erwachten die Kinder und hörten eine Stimme, die sagte: „steht auf und flieht, sonst kommt eure Mutter und schlachtet euch." Doch die Kinder riefen: „still! still!" und schliefen wieder ein. Als aber der Hund abermals bellte und die Stimme nochmals sprach, da standen sie auf, und zogen sich an.

„Was sollen wir mitnehmen?" fragte der Knabe die Pulja. — „Was wir mitnehmen sollen? Ich weiß es nicht, Asterino," antwortete das Mädchen, „doch ja! nimm ein Messer, einen Kamm und eine Hand voll Salz." Das nahmen sie und auch den Hund, machten sich auf den Weg und liefen ein Stück, und indem sie so liefen, sahen sie von weitem ihre Mutter, die sie verfolgte; da sagte Asterinos zu seiner Schwester: „sieh, dort läuft die Mutter uns nach, sie wird uns einholen." „Lauf, Herzchen, lauf," erwiderte das Mädchen, „sie holt uns nicht ein." „Jetzt hat sie uns, lieb Pulja." — „Wirf das Messer hinter dich." Das that der Knabe und daraus ward eine ungeheure Ebene zwischen ihnen und der Mutter, diese aber lief schneller als die Kinder und kam ihnen wieder nahe. „Jetzt packt sie uns", rief der Knabe wiederum. — „Lauf, Herzchen, lauf, sie holt uns nicht ein." — „Da ist sie!" — „Wirf den Kamm hinter dich." Er that es und daraus ward ein dichter, dichter Wald. Die Mutter arbeitete sich aber auch durch das Dickicht, und als sie zum dritten Male die Kinder erreichte, warfen sie das Salz hinter sich, und das ward zum Meere, da konnte die Mutter nicht durch. Die Kinder blieben am Rande stehen und sahen hinüber. Die Mutter aber

rief ihnen zu: „Kommt zurück, liebe Kinder, ich thue euch nichts", und als diese zögerten, drohte sie ihnen und schlug sich vor Zorn an die Brust. Da erschraken die Kinder, wandten sich um und liefen weiter.

Als sie nun ein gut Stück gelaufen waren, sagte Asterinos: „Pulja, mich dürstet." — „Geh' zu", erwiderte diese, „da vorne ist die Quelle des Königs, da kannst du trinken." Sie gingen ein Stück weiter, da rief er wieder: „mich dürstet, ich verschmachte"; und indem er so klagte, erblickte der Knabe eine Wolfsspur, die voll Wasser war, und da sagte er: „davon will ich trinken." „Trinke nicht", rief Pulja, „denn sonst wirst du ein Wolf und frissest mich." „So will ich nicht trinken und leide lieber Durst."

Darauf gingen sie ein gut Stück weiter und fanden eine Schaafspur, die voll Wasser war. Da rief der Knabe: „ich halte es nicht länger aus, davon muß ich trinken." „Trinke nicht", sagte ihm das Mädchen, „sonst wirst du zum Lamme, und sie werden dich schlachten." „Ich muß trinken, wenn ich auch geschlachtet werde." Da trank er und wurde in ein Lamm verwandelt, lief der Schwester nach und blöckte: beh Pulja, beh Pulja. „Komm mir nach", sagte diese, und ging noch ein Stück weiter, fand die Quelle des Königs, neben der ein hoher Cypressenbaum stand, und trank Wasser; drauf sagte sie zum Schäfchen: „bleibe du hier mit dem Hunde, mein Herz"; und während das Lämmchen graste, betete sie zu Gott: „lieber Gott, giebst du mir nicht Kraft auf die Cypresse zu steigen?" So wie sie ihr Gebet vollendet hatte, hob sie die Kraft Gottes auf die Cypresse, und es ward dort ein goldener Thron, auf den sich das Mädchen setzte, das Lamm aber blieb mit dem Hunde unter dem Baume und weidete.

Bald darauf kamen des Königs Knechte, um die Pferde zu tränken; wie aber die Pferde in die Nähe der Cypresse kamen, da zerrissen sie die Halfter und liefen davon, denn sie scheuten vor den Strahlen der Pulja, die wunderschön war. „Komm herunter", riefen ihr die Knechte zu, „damit die Pferde saufen können, denn sie scheuen sich vor dir." „Ich thu's nicht", erwiderte sie, „ich hindere euch nicht, laßt die Pferde

saufen, so viel sie wollen." „Komm herunter", riefen diese abermals. Aber sie hörte nicht auf sie und blieb auf dem Baume sitzen.

Da gingen die Knechte zum Sohne des Königs und sagten ihm, daß auf dem Cypressenbaume ein wunderschönes Mädchen sitze, mit ihren Strahlen die Pferde nicht saufen lasse und doch nicht herunter kommen wolle. Als der Prinz das hörte, ging er selbst zur Quelle und befahl dem Mädchen vom Baume zu steigen, aber sie weigerte sich, und zum zweiten und dritten Male rief er: „steige herunter, sonst fällen wir den Baum." „Fällt ihn immerhin, ich komme nicht hinunter." Da holten sie Leute um den Baum umzuschlagen; während diese aber hieben, kam das Lamm herbei und leckte die Cypresse, und davon ward sie noch zweimal so dick. Sie hieben und hieben und konnten sie nicht umhauen. Endlich wurde der Prinz ungeduldig, schickte die Leute heim, ging zu einer alten Frau und sagte zu ihr: „wenn du mir jenes Mädchen von dem Baume herunterbringst, so gebe ich dir so viel Gold als in deine Haube geht." Die Alte versprach es ihm und nahm eine Mulde, ein Sieb und einen Sack Mehl und ging damit unter die Cypresse. Als sie nun vor dem Baume stand, stürzte sie die Mulde verkehrt auf die Erde, nahm das Sieb verkehrt in die Hand und siebte. Da rief das Mädchen vom Baume: „herum mit der Mulde, herum mit dem Sieb!" Die Alte that, als hörte sie nicht, und sagte: „wer bist du, Schätzchen? ich höre nicht." „Herum mit der Mulde, herum mit dem Siebe!" rief das Mädchen zum zweiten und dritten Male. Darauf sagte die Alte: „Schätzchen, ich höre nicht, wer bist du? ich sehe dich nicht, komm und zeige mir, wie man sieben muß, und Gottes Segen sei mit dir." Da kam das Mädchen nach und nach herunter, und während sie zur Alten ging, um ihrs zu zeigen, sprang der Prinz aus seinem Versteck hervor, hob sie auf seine Schulter und trug sie fort in das Königsschloß; das Lamm und der Hund folgten ihnen, und nach kurzer Zeit vermählte er sich mit ihr.

Der König aber liebte seine Schwiegertochter so sehr, daß die Königin neidisch wurde. Als daher der Prinz eines Tages ausgegangen

war und seine Frau im Garten lustwandelte, befahl die Königin ihren Dienern, sie sollten ihre Schwiegertochter nehmen und in einen Brunnen werfen. Die Diener thaten, wie ihnen die Königin befohlen hatte, und warfen sie in den Brunnen. Darauf kam der Prinz nach Hause und fragte seine Mutter: „wo ist meine Frau?“ — „Sie ist spazieren gegangen“, war die Antwort. Darauf sagte die Königin: „jetzt, wo diese nicht mehr da ist, wollen wir auch das Lamm schlachten.“ „Das ist recht“, sagten die Diener. Als das Lamm das hörte, lief es zum Brunnen und klagte seiner Schwester: „lieb Pulja, sie wollen mich schlachten.“ — „Schweig still, mein Herzchen, sie thun dir nichts.“ — Das Lamm aber rief wiederum: „lieb Pulja, sie wollen mich schlachten.“ — „Sei ruhig, sie schlachten dich nicht.“ — „Sie wetzen die Messer, lieb Pulja! — sie laufen mir nach und wollen mich fangen, lieb Pulja! sie haben mich gefangen und wollen mich schlachten, lieb Pulja!“ Da rief diese aus dem Brunnen: „Was kann ich dir helfen? du siehst, wo ich bin.“ — Die Diener aber brachten das Lamm zum Schlachten, und wie sie ihm das Messer an die Kehle setzten, da betete die Pulja zu Gott und sprach: „lieber Gott! sie schlachten meinen Bruder und ich sitze hier im Brunnen.“ Sogleich bekam sie Kraft und sprang aus dem Brunnen, lief herzu und fand das Lamm mit abgeschnittenem Halse.

Da schrie und jammerte sie, sie sollten es loslassen, aber es war zu spät, es war schon geschlachtet. „Mein Lamm,“ rief Pulja, „mein Lamm!“ und klagte und schluchzte so sehr, daß der König selbst herbeikam. Der sagte zu ihr: „was willst du? soll ich dir ein gleiches von Gold machen lassen? oder wie willst du es sonst haben?“ — „Nein, nein,“ rief sie, „mein Lamm! mein Lamm!“ — „Sei ruhig Kind, was geschehen ist, ist geschehen.“

Als die Diener es nun gebraten hatten, da sagten sie zu ihr: „komm her und setze dich und iß mit.“ Die Pulja aber erwiderte: „ich habe schon gegessen, ich esse jetzt nicht noch einmal.“ — „Komm doch, Liebe, komm.“ — „Eßt, sage ich euch, ich habe schon gegessen.“ — Als

sie nun vom Tische aufstanden, sammelte Pulja alle Knochen, legte sie in einen Krug und begrub sie in die Mitte des Gartens. Da aber, wo sie begraben waren, wuchs ein ungeheuer großer Apfelbaum und trug einen goldenen Apfel, und Viele versuchten ihn zu brechen, es gelang ihnen aber nicht, denn je näher sie ihm kamen, desto höher stieg der Apfel.

Da sagte die Pulja zum König: „Alle seid ihr hingegangen und habt ihn nicht pflücken können, laß mich doch auch einmal mein Glück versuchen, vielleicht pflücke ich ihn." — „Es haben es so viele geschickte Leute versucht und konnten es nicht dahin bringen, und nun willst du es zu Stande bringen?" — „Laß mich es doch einmal versuchen, thue mir den Gefallen!" — „Nun so geh in Gottes Namen", sagte der König. So wie sie zum Baume kam, senkte sich der Apfel mehr und mehr, bis sie ihn erreichen konnte, und als sie ihn gefaßt hatte, sagte er ihr leise: „ziehe, bis du mich gepflückt hast." So pflückte sie ihn und steckte ihn in die Tasche und rief: „lebe wohl, mein süßer Schwiegervater, aber über die Hündin von Schwiegermutter möge alles Unglück kommen!" Drauf ging sie fort und kam nicht wieder.

2. Aschenputtel.

Es waren einmal drei Schwestern, die spannen mit ihrer alten Mutter Lein, und machten unter sich aus, daß die, welcher der Faden risse und die Spindel zu Boden fiele, von den andern aufgegessen werden sollte. Da fiel der Mutter die Spindel zuerst zu Boden, und sie verziehen es ihr und fuhren fort zu spinnen; darauf fiel sie ihr abermals, und sie verziehen ihr wiederum; als sie sie aber zum dritten Male fallen ließ, sagten die beiden ältesten Schwestern: „nun aber wollen wir sie aufessen!" Doch die jüngste wehrte ihnen ab und rief: „thut es nicht! thut es nicht! Wenn ihr durchaus Fleisch essen wollt, so schlachtet lieber mich und laßt sie am Leben." Die beiden älteren Schwestern hör=

ten aber nicht auf die Bitten und Thränen der jüngeren, sondern schlachteten und kochten ihre alte Mutter, und als sie sich zu Tische setzten um sie zu essen, luden sie die jüngste ein mitzuessen. Die aber setzte sich auf einen Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand und ganz mit Hühnerkoth beschmutzt war, und weinte und verwünschte ihre Schwestern. Als die älteren abgegessen hatten, ging sie hin und sammelte alle Knochen und Knöchelchen der Mutter, begrub sie bei der Aschengrube und beräucherte sie täglich mit Weihrauch. Nachdem vierzig Tage vorüber waren, wollte sie sie von dort wegnehmen und sie an einen andern Ort bringen; aber wie sie den Stein aufhob, unter dem sie lagen, wurde sie von dem Glanze geblendet, der ihr entgegenstrahlte, und statt der Knochen fand sie drei kostbare Kleider; auf dem einen war der Himmel mit seinen Sternen, auf dem zweiten der Frühling mit seinen Blumen, auf dem dritten das Meer mit seinen Wellen gestickt; und dabei lag ein großer Haufen von Geldstücken aller Art.

Das Mädchen ließ diese Sachen da, wo sie lagen, deckte wieder den Stein darauf und setzte sich, wie sie gewohnt war, auf den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als ihre Schwestern heimkamen und sie wieder dort sitzen sahen, machten sie sich über sie lustig und riefen sie bei dem Spottnamen Hühnerdreckelchen, den sie ihr gegeben hatten.

Am nächsten Sonntag gingen die älteren Schwestern in die Kirche. Kaum waren sie aber weg, so wusch sich die jüngste, so schnell sie konnte, allen Schmutz ab, der an ihr war, zog das Kleid an, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war, steckte sich die Taschen voll Geldstücke und ging in die Kirche. Da staunte alle Welt über sie, und der Glanz, in welchem sie strahlte, blendete Aller Augen. Als die Kirche aus war, folgte ihr ein großer Haufen Volks, um zu sehen, wo sie hinginge; sie aber nahm das Geld mit vollen Händen aus ihren Taschen und streute es auf den Weg, um das Volk aufzuhalten, und kam so wirklich ungesehen nach Hause.

Dort schlüpfte sie rasch in ihre alten Kleider, und setzte sich auf

ihren gewohnten Sitz, den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als nun ihre Schwestern nach Hause kamen, sagten sie zu ihr: „komm her, du Aermste, und laß dir erzählen von der schönen Dame, die heute in unsere Kirche kam; die war so schön, wie die Tochter der Sonne, und hatte dir Kleider an, die strahlten und glitzerten, daß einem davon die Augen weh thaten, und unterwegs streute sie Geld aus. Da sieh her, wie viel wir gesammelt haben; wärst du mitgegangen, so hättest du auch welches sammeln können." Sie aber antwortete: „dummes Geschwätz! was kümmert mich die Fremde und ihre Goldstücke?"

Am andern Sonntag machte sie es gerade so, wie das erste Mal, und kam glücklich nach Hause, ohne daß es Jemand merkte.

Beim dritten Male verfolgte sie auch der Königssohn und war so nahe hinter ihr her, daß sie beim Laufen einen Pantoffel verlor und nicht Zeit hatte ihn aufzuheben. Der Königssohn sah ihn, und hob ihn auf, und darüber verlor er das Mädchen aus den Augen.

Der Königssohn hatte sich aber so sehr in die Unbekannte verliebt, daß er im ganzen Lande bekannt machen ließ, er wolle dasjenige Mädchen zur Frau nehmen, deren Fuß genau in den gefundenen Pantoffel passe. Er ging selbst in alle Häuser, um die Probe zu machen, doch es wollte ihm nirgends gelingen.

Das hörten auch die Schwestern des Hühnerdreckelchen und sprachen zu ihm: „dein Fuß ist so klein, geh doch einmal hin und probire den Pantoffel." Es wollte aber nichts davon hören und sagte: „wollt ihr etwa, daß ich den Pantoffel voll Hühnerkoth machen soll, indem ich ihn anprobire?" Endlich entschloß sich der Königssohn, die Häuser der Reihe nach durchzunehmen, und kam so auch in das der drei Schwestern. Da luden dessen Begleiter auch die Jüngste ein, den Pantoffel zu probiren; die aber sagte: „ihr habt mich nur zum Besten." Sie ließen jedoch nicht ab ihr zuzureden, und so stand sie endlich von ihrem Holzsattel auf. Sowie sie der Königssohn erblickte, merkte er, daß sie die rechte sei. Es kostete ihm aber noch viele Mühe, bis er das Mäd-

chen dahin brachte, den Pantoffel zu probiren, und siehe da, er paßte ihr vollkommen. Da rief der Prinz: „ich will dich zur Frau nehmen.“ Sie aber antwortete: „ich bin ein armes Ding, das solltest du nicht zum Besten haben.“ Doch er betheuerte ihr, daß es ihm Ernst sei, und als das Mädchen sich endlich davon überzeugte, ging sie hin, zog eins von den schönen Kleidern an und strahlte bei der Hochzeit in königlicher Herrlichkeit.

Es dauerte nicht lange, so wurde ihr Leib gesegnet, und als sie in die Wochen kam, benutzten ihre Schwestern, die auf ihr Glück neidisch waren, die Gelegenheit, um sie zu besuchen. Als sie zu ihr kamen, war gerade niemand anders im Gemache. Da steckten sie sie schnell in einen Kasten und warfen ihn in den Fluß.

Der Kasten schwamm aber auf dem Wasser, bis er an das Ufer getrieben wurde. Dort fand ihn eine Alte, mit deren Verstand es nicht ganz richtig war, und trug ihn zu ihrer Feuerstätte, um ihn als Brennholz zu benutzen. Wie sie ihn mit ihrer Axt zerhauen wollte, da sprang er von einander und die Königin setzte sich auf; darüber erschrak die Alte so sehr, daß sie auf und davon lief und nicht mehr wiederkam. Die Königin blieb also allein in der Wildniß und hörte rings umher die Wölfe heulen und die Eber grunzen und die Löwen brüllen. Da setzte sie sich nieder und weinte und bat den lieben Gott: „lieber Gott! gieb mir eine Hülle, um den Kopf hinein zu stecken, damit ich nicht das Geschrei der wilden Thiere zu hören brauche!“ Der liebe Gott gewährte ihr, um was sie ihn gebeten hatte. Darauf rief sie abermals: „lieber Gott, mache die Höhle noch etwas größer, damit ich mit dem halben Leibe hineinschlüpfen kann!“ und als ihr auch dieses gewährt wurde und sie merkte, daß sie erhielt, um was sie bat, da bat sie zum dritten Male um ein großes Schloß, mit aller zum Leben erforderlichen Einrichtung. Kaum war sie mit ihrer Bitte zu Ende, so saß sie auch schon in einem herrlichen, mit Allem wohlversehenen Schlosse, und aller Hausrath, der darin war, konnte reden, und antwortete auf ihre Fragen, und hörte auf ihre Befehle. Wenn sie hungrig war, so rief sie

nur: „komm herbei, Tisch, mit allem nöthigen Gedecke;" „kommt her, ihr Löffel, Messer, Gabeln, Gläser, Flaschen;" „kommt her, ihr Speisen!" und sogleich erschien Alles, wonach sie gerufen. Wenn sie aber abgegessen hatte, so rief sie: „seid ihr noch vollzählig? fehlt nichts?" und darauf erwiderte das Tischgeräthe: „nein, es fehlt nichts."

Eines Tages verirrte sich der Königssohn auf der Jagd und gerieth in jene Einöde. Als er nun das Schloß erblickte, ging er hin, um zu sehen, wer darin wohne. Er fand das Thor verschlossen und klopfte also an. Seine Frau hatte ihn schon von weitem erkannt; sie ließ es sich aber nicht merken, sondern rief: „wer klopft an der Pforte?" Er antwortete: „ich bins, mache auf!" Da rief sie: „öffne dich, Pforte!" und sogleich that sich diese auf und er trat ein, stieg die Treppe hinauf und fand dort seine Frau auf einem Throne sitzend, aber er erkannte sie nicht. Da sprach er zu ihr: „guten Tag!" und sie erwiderte: „sei willkommen!" und sogleich rief auch das ganze Hausgeräthe, was im Schloße war: „sei willkommen! sei willkommen!" Darauf rief sie einen Sessel herbei, und als dieser herangekommen war, lud sie ihren Gast ein, sich darauf zu setzen, und frug ihn nach der Ursache seines Besuches. Als sie hörte, daß er sich auf der Jagd verirrt habe, sagte sie ihm, er solle über Tisch bleiben und dann nach Hause zurückkehren.

Darauf rief sie den Tisch herbei, und dieser kam mit allem nöthigen Gedecke. Dann sprach sie: „kommt, ihr Wasserkannen und Waschbecken und Handtücher, damit wir uns waschen!" Nachdem sie sich gewaschen: „kommt nun, ihr Speisen von zehnerlei Art!" und alles, was sie befahl, kam sogleich herbei.

Als sie abgegessen hatten, nahm der Königssohn heimlich einen Löffel weg und steckte ihn in seinen Stiefel. Wie sie aber von der Tafel aufstanden, rief die Hauswirthin zu seinem großen Schrecken: „Sage mir, Tisch, ob du dein ganzes Tischzeug hast?" Der antwortete: „ja!" „Sagt mir, ihr Löffel, ob ihr noch alle da seid!" Die aber sagten: „ja, bis auf einen!" und dieser rief: „ich stecke in dem Stiefel des Gastes." Die Wirthin aber that, als habe sie es nicht gehört, und fragte

abermals: „hört, ihr Löffel, seid ihr noch alle da?“ Da warf der Prinz den Löffel heimlich weg und wurde dabei ganz roth. Sie aber rief: „warum wirst du denn roth? ich habe wohl gemerkt, was du gethan hast, doch du brauchst dich nicht zu fürchten, denn ich bin deine Frau und so und so ist es mir ergangen.“

Da herzten und küßten sie sich, und jedes erzählte dem andern alles, was sich mit ihm seit ihrer Trennung zugetragen. Darauf befahl die Königin ihrem ganzen Schlosse, sich nach der Hauptstadt ihres Gemahles auf den Weg zu machen, und sogleich fing das an, nach jener Gegend hinzurücken. Als die Leute in der Stadt hörten, daß ein großes Schloß herzuwandere, liefen sie alle heraus, um dies mit anzusehn, und als dasselbe endlich stille stand und der Königssohn mit seiner verlorenen Gemahlin heraustrat, entstand ein ungeheurer Jubel, und sogleich begannen große Festlichkeiten, um ihre Rückkehr zu feiern. Der Königssohn aber ließ die beiden Schwestern seiner Frau kommen und hieb sie mit eigener Hand in Stücke und lebte von nun an glücklich und zufrieden mit seiner Frau.

---

3. Von dem Schönen und vom Drakos.

Es war einmal ein Mann, der verpraßte seine Jugend in jeder Art von Lust und Vergnügen. Nachdem er sich aber ausgetobt hatte, entschloß er sich, zu heirathen. Seine Frau gebar ihm zwei Knaben, von denen der jüngste sehr schön war, und daher von seinem Bruder sehr gehaßt wurde. Als sie nun eines Tages zusammen in den Wald gingen, da packte der Aeltere seinen Bruder, band ihn an einen Baum und ging seiner Wege, indem er hoffte, daß der schöne Knabe so verschmachten müsse.

Der Zufall wollte aber, daß ein alter und buckliger Schäfer mit seiner Heerde an dem Baume vorüberzog, an dem der Knabe gebunden war, und als dieser ihn erblickte, fragte er: „sage mir doch, mein Sohn,

warum sie dich so an den Baum gebunden haben.“ Dieser antwortete: „weil ich sehr buckelig war, haben sie mich an den Baum gebunden, und davon ist mein Rücken ganz grade geworden.“ „Willst du mich nicht auch binden,“ sagte darauf der Schäfer, „damit auch mein Rücken grade werde?“ „Ei warum sollte ich dir nicht den Gefallen thun?“ antwortete der Knabe, „wenn du mich losbindest, so will ich dich daran binden, so gut ich es nur vermag.“ Da löste der Schäfer die Stricke, mit denen der Knabe gebunden war; er band nun den Schäfer an seiner Statt an den Baum; und mit dieser List nahm er dem Schäfer seine Heerde und zog damit fort. Darauf begegnete er einem Pferdehirten und betrog ihn um dessen Heerde, und dann begegnete er einem Ochsenhirten und nahm auch dem seine Heerde.

Durch diese und ähnliche Streiche wurde er nach und nach so berühmt im Lande, daß sein Ruf bis zu dem König drang und dieser neugierig wurde, den Menschen zu sehn, welcher alle Welt betrügen könne. Er befahl also seinen Leibwächtern, den Schönen einzufangen und vor ihn zu führen.

Als nun der Schöne vor den König gebracht wurde, sprach dieser zu ihm: „du hast durch die Streiche, welche du den Leuten gespielt, das Leben verwirkt; wenn du aber im Stande bist, mir das Flügelpferd des Drakos zu bringen, so will ich dir das Leben schenken; wenn du das nicht kannst, so lasse ich dich in Stücke hauen!“ Da sagte der Schöne: „wenn es weiter nichts ist, das will ich schon holen.“ Er machte sich also auf, und ging grades Wegs in den Stall, wo das Pflügelpferd des Drakos stand; so wie er aber die Hand ausstreckte, um es am Zaume zu fassen, da fing es, so stark es konnte, zu wiehern an. Der Stall war aber grade unterhalb der Stube, in der der Drakos schlief, so daß dieser von dem Wiehern des Gaules geweckt wurde und ihm zurief: „was hast du denn, mein Schätzchen, daß du so spektakelst?“ Nach einer Weile versuchte der Schöne von neuem den Gaul loszubinden, der fing aber wieder so laut zu wiehern an, daß der Riese abermals aufwachte und den Gaul fragte, was er denn habe, daß er so spektakle. Als nun der

Schöne abermals den Gaul abzubinden versuchte und dieser abermals wieherte und den Drakos zum dritten Male weckte, da wurde der böse, ging in den Stall, nahm eine Peitsche und gab dem Pferd eine derbe Tracht Schläge. Das verdroß aber den Gaul, und als sich daher der Drakos wieder niedergelegt hatte, und der Schöne von neuem versuchte, ihn abzubinden, so ließ er sich das ruhig gefallen. Da zog der Schöne den Gaul aus dem Stalle, setzte sich darauf, und rief, so laut er konnte: „he Drakos! Drakos! wenn dich einer fragt, wer dir deinen Gaul genommen habe, so sage, das sei der Schöne gewesen," und ritt darauf, so rasch er konnte, zum König.

Der König aber sagte ihm: „das Flügelpferd reicht mir nicht hin, du mußt mir auch die Bettdecke mit den Schellchen des Drakos bringen, sonst lasse ich dich in Stücke hauen." Da antwortete der Schöne: „wenn es weiter nichts ist; die will ich schon holen." Er ging also zum Hause des Drakos, stieg in der Nacht auf das Dach und öffnete die Dachluke, ließ die Kesselkette herab und versuchte mit dem Kesselhaken die Bettdecke herauf zu ziehen. Da fingen aber die Schellchen zu klingen an, und davon wachte der Drakos auf und rief: „Frau, du hast mich aufgedeckt!" und zog die Decke wieder an sich, und zugleich den Schönen aus der Dachluke herunter in die Stube. Da packte ihn der Drakos und band ihn und sprach zur Drakäna: „Morgen werde ich in die Kirche gehn, du aber mußt zu Hause bleiben und ihn schlachten und zurichten, und wenn ich aus der Kirche komme, so wollen wir ihn verzehren."

Als nun am andern Morgen der Drakos zur Kirche gegangen war, packte die Drakäna den Schönen, um ihn zu schlachten. Während sie ihn losband, sagte er zu ihr: „warte ein bischen, damit ich mich noch einmal vor dir verbeugen kann;" und wie sie ihm ein bischen Luft ließ, so daß er sich bücken konnte, da packte er sie bei den Beinen, riß sie zu Boden, schlachtete sie und steckte sie in den Backofen, den sie für ihn angezündet hatte; ihre Brüste aber schnitt er ab und hängte sie an den Nagel. Dann nahm er die Schellendecke und brachte sie dem Könige.

Der König aber sagte: „auch das ist noch nicht genug, du mußt mir den Drakos selbst holen, oder ich lasse dich in Stücke hauen.“ Da antwortete der Schöne: „auch das soll geschehen, aber du mußt mir dazu zwei Jahre Zeit lassen, damit mir der Bart wächst, und er mich nicht erkennt.“ Der König war das zufrieden, und nun wartete er zwei Jahre lang, bis ihm der Bart gewachsen war. Darauf machte er sich nach dem Hause des Drakos auf den Weg und begegnete einem Bettler, den fragte er, ob sie nicht ihre Kleider tauschen wollten; und da der es zufrieden war, so zog er dessen Kleider an und gab ihm dafür die seinigen. Darauf ging er grades Wegs in das Haus des Drakos und traf ihn, wie er grade einen Kasten zimmerte, und sprach: „guten Tag, deiner Herrlichkeit, gieb mir ein Stückchen Brot.“ Dieser aber sprach: „Wart ein bischen, bis ich den Kasten fertig habe, dann gebe ich dir.“ Da fragte ihn der Bettler: „was hast du denn mit diesem Kasten vor?“ Der Drakos erwiederte: „so und so ist es mir mit dem Schönen ergangen und darum habe ich diesen Kasten gemacht, um ihn hinein zu stecken, wenn ich ihn erwische.“ Da sprach der Bettler: „das ist in der That ein großer Bösewicht, denn der ist auch Schuld an meinem Elend und hat mich so herunter gebracht. Aber dein Kasten ist zu klein für ihn, denn er ist ein großer Mensch.“ „Ei was,“ antwortete der Drakos; „der Kasten ist ja für mich groß genug.“ Der Bettler sagte: „ja, aber der Schöne ist auch fast so groß wie du, geh her und probir's einmal, wenn du hinein gehst, so geht auch er hinein.“ Da legte sich der Drakos in den Kasten, und der Schöne machte den Deckel zu und rief: „drücke mal, um zu sehn, ob du den Kasten nicht sprengen kannst.“ Da drückte der Drakos, was er konnte, und rief dann: „er ist fest, mache nur auf!“ statt dessen aber schlug der Schöne den Deckel mit Nägeln noch fester zu und schlug auch Nägel in die Bretter, damit er sich nirgends widerstemmen könne. Darauf lud er den Kasten auf den Rücken und trug ihn zum König. Dieser war aber so neugierig, den Drakos zu sehn, daß er ein Loch in den Kasten schnitt, um hinein zu sehn. Da, wo er das Loch schnitt, war grade der Mund des Drakos, und wie nun der König hineinsah,

verschluckte ihn der Drakos auf einmal. Darauf nahm der Schöne die Königstochter zur Frau und wurde der König des Landes.

---

4. Vom eisernen Derwisch und dem Prinzen mit den drei Zwiebäcken.

Es war einmal eine Königin, die bekam keine Kinder, und war darüber sehr traurig. Als sie eines Tages vor ihrer Thüre saß und über ihr Mißgeschick nachdachte, kam ein Derwisch zu ihr, und fragte sie: „warum bist du so traurig, Frau Königin?" Diese aber erwiederte: „gehe deiner Wege und frage mich nicht." „So sage mir's doch, vielleicht kann ich dir helfen." „Ich bin darüber so traurig, daß ich keine Kinder bekomme." „Wenn es weiter nichts ist, so kann ich dir helfen; wenn ich aber mache, daß du drei Kinder bekommst, giebst du mir dann eins davon?" Da rief die Königin: „wenn du machst, daß ich drei Kinder bekomme, so will ich dir gerne eins davon geben." Er gab ihr drei Aepfel, und als sie diese gegessen hatte, wurde ihr Leib gesegnet, und sie gebar drei Knaben, den einen nach dem andern.

Als die Knaben heranwuchsen und in die Schule geschickt wurden, kam eines Tags der Derwisch unterwegs zu dem jüngsten, gab ihm einen Apfel und sagte: „stecke ihn in den Busen, und wenn dich am Abend die Mutter auszieht und der Apfel auf die Erde fällt, da sage ihr: denke an das Versprechen, das du dem Derwisch gegeben hast."

Als am Abend die Mutter den Jüngsten auszog, fiel der Apfel zur Erde, und dabei fiel ihm der Auftrag des Derwisches ein, und er sagte zu seiner Mutter: „ein Derwisch hat mir diesen Apfel gegeben und mir aufgetragen, dir zu sagen, daß du dich an das Versprechen erinnern sollest, das du ihm gegeben hast." Die Mutter antwortete: „wenn er dir morgen wieder begegnet, so sage ihm, daß er zu mir kommen soll." Der Knabe that, wie ihm geheißen, und als der Derwisch am andern Morgen zu ihm kam, sagte er ihm, was ihm seine Mutter aufgetragen hatte. Da ging der Derwisch zur Königin und verlangte von

ihr einen ihrer drei Knaben. Die Königin aber berieth sich lange mit dem Könige, welchen von den dreien sie hergeben sollten; den ältesten? das ging nicht, weil er der erstgeborene war; den zweiten? — aber der war so klug und lernte so wacker; — den dritten? — aber der war ein so hübscher, lieber Junge. Sie wußten lange nicht, was sie thun sollten; endlich beschlossen sie, den jüngsten herzugeben, und auf dessen Schönheit nicht zu achten. Darauf sagten sie zu dem Derwisch, wenn die Knaben nach Hause kommen, so nimm denjenigen mit dir, auf den wir heimlich deuten werden.

Als nun die Knaben aus der Schule kamen und ihre Eltern begrüßt hatten, setzten sie sich der Reihe nach hin, und nun deuteten jene auf den Jüngsten. Da sagte der Derwisch zu diesem: „stecke mir die Pfeife an!" Der Knabe sah seinen Vater an, und da dieser nichts sagte, so that er, was ihm der Derwisch geheißen hatte. Nachdem aber der Derwisch seine Pfeife ausgeraucht, sagte er zu dem Knaben: „nimm meine Pfeife und komm mit mir!" „Ich will nicht," antwortete der Knabe; der König aber befahl ihm, mit dem Derwisch zu gehn, und der Knabe mußte gehorchen. Er folgte jedoch dem Derwisch nur eine Strecke weit, und entschlüpfte ihm dann. Dieser lief ihm nach, konnte ihn aber nicht fangen.

Der Knabe kehrte darauf nach Hause zurück, und als ihn seine Mutter fragte, wie er dem Derwisch entkommen sei, sagte er: „Ihr habt mich wohl dem Derwisch gegeben, um mich zu fressen? Ich habe aber keine Lust, mich fressen zu lassen; gieb mir Geld und ein Pferd, und ich will mich schon vorsehn, daß er mich nicht fängt." Da gab ihm seine Mutter ein gutes Pferd und einen Gurt voll Geld, und der Knabe ritt fort, so schnell, als das Pferd laufen konnte.

Nachdem er eine Zeitlang geritten war, gerieth er in eine Gegend, wo drei Draken waren, die Menschen fraßen, und als er zur Wohnung des ersten kam, traf er die Lamia, dessen Frau, über dem Brotbacken, denn der Drakos fraß jeden Tag einen ganzen Backofen voll Brot. Die Lamia verstand sich aber nicht auf das Backen, denn sie nahm den

Teig und warf ihn auf die glühenden Kohlen. Da zeigte ihr der Prinz, wie man Brot bäckt, und die Lamia war darüber so erfreut, daß sie zu ihm sagte: „für die Gutthat, die du mir erwiesen, will ich dich vor dem Drakos schützen, und dich in den Schrank verstecken, und wenn er mir schwört, daß er dich nicht fressen will, so lasse ich dich heraus, wenn er es aber nicht thut, so bleibst du darin."

Als der Drakos nach Hause kam, rief er: „Lamia, bringe das Essen!" und war ganz vergnügt, denn er hatte unterwegs einen Menschen angetroffen und ihn gefressen. Die Lamia brachte ihm das Brot, und das schmeckte ihm vortrefflich, und als er fertig war, sagte er: „ach Lamia, heute habe ich so viel von deinem guten Brote gegessen, daß ich jetzt selbst Menschenfleisch stehn lassen würde." „Schwöre mir, daß das wahr ist," sagte die Lamia. Da schwor der Drakos, und darauf ließ sie den Prinzen heraus. Dieser verbeugte sich tief vor dem Drakos, küßte ihm die Hand und sprach: „ich bitte dich, errette mich von dem Derwisch, dem eisernen Manne." „Mein Kind," antwortete der Drakos, „der ist von Eisen und frißt selbst unsereinen; doch nimm diesen Brief und diesen Zwieback und gehe damit weiter abwärts zu meinem Bruder."

Da ging der Prinz weiter zu dem andern Drakos, und dort war es wie beim ersten, die Lamia verstund sich auch dort nicht aufs Brotbacken, er zeigte ihr, wie sie es machen solle, und die Lamia erwirkte ihm dafür Frieden von dem Drakos. Der Prinz bat ihn um Schutz vor dem eisernen Derwisch, der Drakos antwortete ihm aber gerade so, wie sein Bruder, doch gab er ihm einen Brief und einen Zwieback und sagte ihm, daß er damit weiter abwärts zu seinem Schwager gehn solle.

Wie er zu diesem kam, ging es ihm, wie die beiden ersten Male, denn auch hier war die Lamia seine Fürsprecherin bei ihrem Manne, und auch dieser gab ihm einen Zwieback und einen Brief und sagte: „du mußt nun noch eine Strecke weiter abwärts gehn, da wirst du an eine Quelle kommen; in diese wirf die Zwiebäcke und die Briefe und rufe: Leichter, Kluger und Schwerer, kommt heraus! und dann werden drei stattliche

ihr einen ihrer drei Knaben. Die [illegible] im Stande sind, dich dem Könige, welchen von den drei[illegible] das ging nicht, weil er der erstge[illegible] der Drakos gesagt hatte, er war so klug und lernte so w[illegible] die Zwiebäcke hinein und rief: so hübscher, lieber Jun[illegible] kommt heraus!" und sogleich sprangen ten; endlich beschl[illegible] folgten ihm nach.

Schönheit nich[illegible] und [illegible] Zeit lang mit ihnen durch die Welt gezogen, er- die Knabe[illegible] [illegible] eines Sees eine Prinzessin allein mit ihren Mäg- wir hei[illegible] Er kaufte also das schönste Roß, was er finden konnte, [illegible] damit an den See und tummelte es dort, bis ihn die Prinzessin sah. Kaum aber wurde sie ihn gewahr, so befahl sie ihren Mägden, den See mit der Ruthe zu schlagen, damit er sich theile, und der Prinz zu ihr hinüber kommen könne. Die Mägde thaten, wie ihnen befohlen worden, und als sie ihn der Prinzessin brachten, nahm sie ihn zum Manne. Der Prinz vergnügte sich dort mit der Jagd und brachte allezeit viel Wild nach Hause, denn der Kluge wußte, wo es stand, der Leichte fing es, und der Schwere trug es nach Hause.

Der Derwisch aber suchte unterdessen in der ganzen Welt nach dem Prinzen und erfuhr endlich, wo er sei. Da kaufte er sich ein noch schöneres Pferd als jener, ritt damit zum Seeufer und tummelte es dort. Kaum erblickte ihn die Prinzessin, so befahl sie ihren Mägden, auch ihn herüber zu bringen. Da schüttelten die Mägde den Kopf und sprachen: „Frau, du hast ja einen sonnenentsprossenen Mann; was willst du denn mit jenem Raben anfangen?" Sie aber erwiederte: „ich will ihn, geht und holt ihn." Darauf schlugen die Mägde den See mit dem Stabe, bis er sich theilte, und der Derwisch hindurchreiten konnte. Als er zu der Prinzessin kam, sagte er zu ihr: „wir wollen den Mann aus dem Wege schaffen, den du hast, und dann sollst du mich heirathen; denn ich bin unsterblich und lebe ewig." „Wie sollen wir das anfangen?" fragte jene. „Am Abend mußt du mich in eine Truhe verstecken und nicht einschlafen, bis ich herauskomme und ihn todtschlage." „Gut!" sagte sie.

Als das im Hause vorging, war der Prinz auf der Jagd, aber der Kluge verrieth ihm, daß der Derwisch zu seiner Frau gekommen sei, und was sie mit einander ausgemacht hatten, und darauf sprach der Starke: „fürchte dich nicht, o Herr, du kannst ruhig schlafen, denn ich werde mich auf die Truhe setzen und ihn darin drücken, so stark ich kann.“ Als sie des Abends nach Hause kamen, ging der Starke stracks auf die Truhe zu und — plumps — ließ er sich auf sie fallen und blieb die ganze Nacht darauf sitzen, und drückte den Derwisch so, daß dieser sich nicht einmal umdrehen konnte.

Nachdem der Prinz und die Prinzessin zu Abend gegessen hatten, gingen sie zu Bett; der Prinz schlief fest, aber die Prinzessin that kein Auge zu und wartete die ganze Nacht vergebens auf die Ankunft des Derwisches. Als am andern Morgen der Prinz auf die Jagd gezogen war, da ging sie in großem Zorne zur Kiste, öffnete sie und fragte den Derwisch, warum er nicht gekommen sei. Dieser aber antwortete: „ich weiß nicht, wie das zuging, aber ich konnte die Kiste nicht aufmachen, denn am Abend setzte sich etwas auf die Kiste und blieb die ganze Nacht darauf sitzen und drückte mich so, daß ich kein Glied rühren konnte. Am Abend mußt du mich in den Backofen verstecken und seinen Gefolgsleuten nicht erlauben, ins Haus zu kommen.“

Doch der Kluge hörte auch dieses Gespräch und sagte es dem Prinzen auf der Jagd; der Schwere aber versetzte darauf: „fürchte dich nicht, o Herr! ich will mich vor das Ofenloch setzen und ihn drücken, wie gestern Nachts.“ Als sie am Abend von der Jagd zurückkehrten, wollte die Königin die Gefolgsleute nicht einlassen. Da bat sie ihr Mann und sprach: „lasse sie doch ein, sie thun dir gewiß nichts,“ und da konnte sie wohl nicht anders und mußte sie einlassen. Der Schwere ging aber stracks auf den Backofen zu und setzte sich mit dem Rücken an dessen Thüre; da konnte sich der Derwisch die ganze Nacht über wiederum nicht rühren, aber auch die Prinzessin that kein Auge zu, weil sie fort und fort erwartete, daß er kommen und ihren Mann todtschlagen werde.

Kerle aus der Quelle hervorkommen, die allein im Stande sind, dich dich vor dem eisernen Derwisch zu schützen."

Da machte es der Prinz, wie ihm der Drakos gesagt hatte, er ging zur Quelle, warf die Briefe und die Zwiebäcke hinein und rief: „Leichter, Kluger und Schwerer, kommt heraus!" und sogleich sprangen die drei Löwen heraus und folgten ihm nach.

Nachdem er eine Zeit lang mit ihnen durch die Welt gezogen, erfuhr er, daß jenseits eines Sees eine Prinzessin allein mit ihren Mägden wohne. Er kaufte also das schönste Roß, was er finden konnte, ritt damit an den See und tummelte es dort, bis ihn die Prinzessin sah. Kaum aber wurde die ihn gewahr, so befahl sie ihren Mägden, den See mit der Ruthe zu schlagen, damit er sich theile, und der Prinz zu ihr hinüber kommen könne. Die Mägde thaten, wie ihnen befohlen worden, und als sie ihn der Prinzessin brachten, nahm sie ihn zum Manne. Der Prinz vergnügte sich dort mit der Jagd und brachte allezeit viel Wild nach Hause, denn der Kluge wußte, wo es stand, der Leichte fing es, und der Schwere trug es nach Hause.

Der Derwisch aber suchte unterdessen in der ganzen Welt nach dem Prinzen und erfuhr endlich, wo er sei. Da kaufte er sich ein noch schöneres Pferd als jener, ritt damit zum Seeufer und tummelte es dort. Kaum erblickte ihn die Prinzessin, so befahl sie ihren Mägden, auch ihn herüber zu bringen. Da schüttelten die Mägde den Kopf und sprachen: „Frau, du hast ja einen sonnenentsprossenen Mann; was willst du denn mit jenem Raben anfangen?" Sie aber erwiederte: „ich will ihn, geht und holt ihn." Darauf schlugen die Mägde den See mit dem Stabe, bis er sich theilte, und der Derwisch hindurchreiten konnte. Als er zu der Prinzessin kam, sagte er zu ihr: „wir wollen den Mann aus dem Wege schaffen, den du hast, und dann sollst du mich heirathen; denn ich bin unsterblich und lebe ewig." „Wie sollen wir das anfangen?" fragte jene. „Am Abend mußt du mich in eine Truhe verstecken und nicht einschlafen, bis ich herauskomme und ihn todtschlage." „Gut!" sagte sie.

Als das im Hause vorging, war der Prinz auf der Jagd, aber der Kluge verrieth ihm, daß der Derwisch zu seiner Frau gekommen sei, und was sie mit einander ausgemacht hatten, und darauf sprach der Starke: „fürchte dich nicht, o Herr, du kannst ruhig schlafen, denn ich werde mich auf die Truhe setzen und ihn darin drücken, so stark ich kann.“ Als sie des Abends nach Hause kamen, ging der Starke stracks auf die Truhe zu und — plumps — ließ er sich auf sie fallen und blieb die ganze Nacht darauf sitzen, und drückte den Derwisch so, daß dieser sich nicht einmal umdrehen konnte.

Nachdem der Prinz und die Prinzessin zu Abend gegessen hatten, gingen sie zu Bett; der Prinz schlief fest, aber die Prinzessin that kein Auge zu und wartete die ganze Nacht vergebens auf die Ankunft des Derwisches. Als am andern Morgen der Prinz auf die Jagd gezogen war, da ging sie in großem Zorne zur Kiste, öffnete sie und fragte den Derwisch, warum er nicht gekommen sei. Dieser aber antwortete: „ich weiß nicht, wie das zuging, aber ich konnte die Kiste nicht aufmachen, denn am Abend setzte sich etwas auf die Kiste und blieb die ganze Nacht darauf sitzen und drückte mich so, daß ich kein Glied rühren konnte. Am Abend mußt du mich in den Backofen verstecken und seinen Gefolgsleuten nicht erlauben, ins Haus zu kommen.“

Doch der Kluge hörte auch dieses Gespräch und sagte es dem Prinzen auf der Jagd; der Schwere aber versetzte darauf: „fürchte dich nicht, o Herr! ich will mich vor das Ofenloch setzen und ihn drücken, wie gestern Nachts.“ Als sie am Abend von der Jagd zurückkehrten, wollte die Königin die Gefolgsleute nicht einlassen. Da bat sie ihr Mann und sprach: „lasse sie doch ein, sie thun dir gewiß nichts,“ und da konnte sie wohl nicht anders und mußte sie einlassen. Der Schwere ging aber stracks auf den Backofen zu und setzte sich mit dem Rücken an dessen Thüre; da konnte sich der Derwisch die ganze Nacht über wiederum nicht rühren, aber auch die Prinzessin that kein Auge zu, weil sie fort und fort erwartete, daß er kommen und ihren Mann todtschlagen werde.

Als nun am andern Morgen der Prinz auf die Jagd gezogen war, da lief sie in großem Zorne an den Backofen und fragte den Derwisch, warum er nicht herausgekommen sei. Der antwortete: „Es ging mir in dieser Nacht, wie in der vorigen; aber ich sehe nun, daß es im Hause nicht geht und daß wir es im Freien versuchen müssen. Morgen mußt du deinen Mann nicht auf die Jagd lassen und ihn in einen verschlossenen Garten locken, seine Gefolgsleute aber aussperren und es so anstellen, daß er auf einen Fruchtbaum steigt. Für das Weitere werde ich dann sorgen."

Kaum hatten sie das ausgemacht, so sagte der Kluge zum Prinzen: „Herr! so eben haben sie sich verabredet, daß sie dich morgen in dem Garten todtschlagen und uns davon aussperren wollen." Darauf sagte der Leichte: „fürchte dich nicht, o Herr! denn wenn der Derwisch morgen kommt und dich fressen will, so brauchst du uns nur zu rufen, dann springe ich über die Mauer, öffne den andern die Thüre, und wir kommen und zerreißen den Derwisch in vier Stücke."

Am andern Morgen sprach die Prinzessin zu ihrem Manne: „Seit der Zeit, wo du hierher gekommen, bist du auch noch nicht einen einzigen Tag zu Hause geblieben, sondern hast mich stets allein gelassen, heute aber sollst du bei mir bleiben, und da wollen wir in unsern Garten gehn und Apfelsinen und andre Früchte pflücken." Der Prinz erwiederte: „wenn es dir Vergnügen macht, so wollen wir in den Garten gehn." Als sie aber zum Garten kamen und die Gefolgsleute des Prinzen ihnen in denselben folgen wollten, sprach die Prinzessin: „wenn diese da mitgehn, so traue ich mich nicht in den Garten und kehre um." Die drei blieben also vor dem Garten stehn, und die Prinzessin schloß die Thüre zu.

Als sie eine Weile im Garten gewandelt waren, rief die Prinzessin: „sieh diese beiden Apfelsinen auf jenem Baume, steige hinauf und brich sie, die eine soll für dich und die andere für mich sein." Kaum war er aber oben, so erschien der Derwisch am Fuße des Baumes und rief: „habe ich dich endlich, du Hund, komme gleich herunter."

Der Prinz erwiederte: „ich bin nun dein so wie so, lasse mich nur noch drei Worte sagen.“ „Nun so sage sie, aber schnell!“ Da rief der Prinz: „Leichter, Kluger und Schwerer!“ und wie ihn die drei rufen hörten, so war auch schon der Leichte über die Mauer gesprungen, hatte den andern das Thor aufgemacht und patt! patt! patt! kamen sie angetrappt, packten den Derwisch, der eine bei den Füßen, der andere bei den Händen, und rissen ihn in Stücke. Darauf tödteten sie auch die Prinzessin, und der Prinz nahm eine von ihren Mägden zur Frau, und lebte von nun an herrlich und in Freuden.

---

5. Vom Prinzen, der dem Drakos gelobt wurde.

Es war einmal ein König, der bekam keine Kinder, und war darüber so betrübt, daß er einstmals ausrief: „ich wollte, ich hätte ein Kind, und möchte es auch der Drakos fressen.“ Und siehe da, auf diese Rede hin wurde der Leib der Königin gesegnet und sie kam mit einem Knaben nieder. Als aber dieser Knabe herangewachsen war, da trat der Drakos vor den König und sprach: „gieb mir nun den Knaben, den du mir gelobt hast;“ und dieser antwortete: „du sollst ihn haben.“ Darauf ließ der König seinen Sohn kommen und erzählte ihm die Sache, indem er sprach: „liebes Kind, so und so steht es mit dir, ich habe dich dem Drakos gelobt, und nun ist er gekommen, um dich zu holen.“ „Wenn dem so ist,“ antwortete der Sohn, „so will ich nicht warten, bis er wiederkommt, sondern hingehn und ihn aufsuchen und sehn, wer von beiden den andern todt schlägt.“

Darauf nahm der Prinz ein Messer und zog fort, um den Drakos aufzusuchen. Als er eine Weile gewandert war, kam er an ein Gebirge, und als er das erstiegen hatte und auf die Ebene herabblickte, die jenseits lag, sah er dort einen schwarzen Punkt, der sich bewegte. Da sagte er bei sich: „das wird der Drakos sein, ich will hin, und ihn entweder todt schlagen, oder von ihm gefressen werden.“ Er ging also

muthig auf jenen schwarzen Punkt los; statt des Drakos fand er aber einen Löwen, einen Adler und eine Ameise, welche alle drei mit einander ein Aas gefunden hatten und nun nicht über dessen Theilung einig werden konnten. Als der Prinz sah, daß das nicht der Drakos war, da wollte er umkehren; sie riefen ihn aber herbei und sagten: „sei so gut und theile dieses Fleisch unter uns.“ Da theilte er es in drei Theile, einen großen, einen kleinern und einen ganz kleinen, und gab den großen dem Löwen, den kleinern dem Adler und den ganz kleinen der Ameise. Diese Theilung gefiel den drei Thieren und sie dankten daher dem Prinzen, als er Abschied von ihnen nahm; aber keines dachte daran, ihm für seine gerechte Theilung ein Gegengeschenk zu machen. Als er schon weit weg war, da fiel es der Ameise ein, und sie sprach daher: „hört, Gesellen, wollen wir denn dem, der uns so gut abgetheilt hat, zum Dank dafür nichts verehren?“ „Du hast Recht,“ erwiederten die beiden andern; sie riefen ihn also zurück, und der Löwe sprach zu ihm: „du hast uns den Gefallen erwiesen und unter uns abgetheilt; wir wollen dir nun auch etwas Gutes dafür erweisen. Von mir aus gewähre ich dir, daß, wenn du zweimal: „Löwe, Löwe!“ rufst, du so stark werden sollst, als ich selber bin.“ Der Adler aber sprach: „und ich gewähre dir, daß, wenn du zweimal: „Adler, Adler!“ rufst, du zum Adler werden und wohin du willst, fliegen kannst, und wenn du sagst: „Mensch, Mensch!“ wieder zum Menschen wirst.“ Endlich sagte die Ameise: „Ich gewähre dir, daß, wenn du zweimal: „Ameise, Ameise!“ rufst, du zur Ameise wirst, und wohin du willst, kriechen kannst, und wenn du wieder: „Mensch, Mensch!“ rufst, du wieder zum Menschen wirst.“

Da bedankte sich der Prinz bei den Thieren und wollte wieder nach Hause zurückkehren. Unterwegs kam er durch einen Wald, in dem die Schäferei eines Königs lag, und von dieser bis zu dessen Schloß war eine Stunde Wegs. In dieser Schäferei melkte man die Schafe, aber man konnte die Milch dem König nicht heiß ins Schloß bringen, um daraus Käse zu machen. Dieser hatte daher in seinem Reiche ausrufen

lassen, daß, wer im Stande sei, die Milch aus der Schäferei heiß ins Schloß zu liefern, den wolle er zu seinem Schwiegersohne machen. Als der Prinz in die Nähe der Hürde kam, stürzten sich alle Hunde auf ihn, um ihn zu zerreißen, er aber sagte: „Adler, Adler!“ und flog mitten in die Schäferei. Als ihn die Hirten sahen, wunderten sie sich und fragten ihn: „he, wie bist du hereingekommen, ohne daß dich die Hunde zerrissen haben?“ Er aber sagte ihnen nicht die Wahrheit, sondern antwortete: „ich habe auf meinem Wege keinen Hunden begegnet.“ Als sie die Milch gemolken hatten und darüber sprachen, wie Schade es sei, daß sie keiner von ihnen dem Könige heiß bringen könne, sagte der Prinz: „gebt sie mir, ich will sie schon heiß hinbringen.“ Da spotteten die Hirten über ihn: „was! wir sind hier so viel gute Springer und können das nicht zu Wege bringen, und du solltest es im Stande sein?“ Er aber sprach: „wenn ihr mir die Milch nicht gebt, so werde ich es dem König sagen, und der wird euch dafür strafen.“ Als sie das hörten, fürchteten sie sich und gaben ihm die Milch. Er ging also mit der Milch aus der Schäferei, und sie schützten ihn vor den Hunden. Als er so weit war, daß sie ihn nicht mehr sehen konnten, da rief er: „Adler, Adler!“ verwandelte sich in einen Adler, nahm die Milcheimer in seine Krallen und flog geraden Wegs zum Schlosse des Königs. Dort klopfte er an das Thor, da ihm dies aber nicht schnell genug aufgemacht wurde, so rief er: „Ameise, Ameise!“ verwandelte sich in eine Ameise, schlüpfte durch das Schlüsselloch und erschien vor dem König. Dieser wunderte sich, wie er hereingekommen sei; als er aber dann die Milch untersuchte und sie noch warm fand, da sagte er bei sich: „den werde ich zu meinem Schwiegersohne machen,“ und nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, gefiel er ihm so, daß er ihn wirklich mit seiner Tochter verlobte.

Grade um diese Zeit hatte sich aber gegen den König einer seiner Statthalter empört, und als er das hörte, sprach er zum Prinzen: „nun, Schwiegersohn, hast du Lust, statt meiner gegen diesen Empörer ins Feld zu ziehen?“ und der antwortete, daß er es sehr gern thun wolle. Da versammelte der König ein großes Heer. Der Prinz aber sagte

ihm: „ich brauche nur ein kleines, aber auserlesenes Gefolge," und nachdem er sich dieses ausgesucht, zog er damit gegen den Empörer. Als er nun mit dem feindlichen Heere zusammenstieß, da rief er: „Löwe, Löwe!" und ward so stark wie ein Löwe, vernichtete den Feind, nahm den Empörer gefangen und brachte ihn vor den König.

Darauf stellte der König die Hochzeit des Prinzen mit seiner Tochter an, und sie wurde mit größter Pracht gefeiert. Bald darauf ging jedoch der Prinz eines Tages an die Quelle, um Wasser zu trinken, und wie er sich darüber bückte, da kam daraus der Drakos hervor und verschluckte ihn.

Als das der König erfuhr, that es ihm sehr leid, sowohl seinetwegen, weil er einen so wackeren Schwiegersohn verloren hatte, als auch seiner Tochter wegen, weil sie ihren Mann so sehr liebte, daß sie schwerlich einen andern Mann heirathen dürfte. Daher beschloß er, sie zu täuschen. Er verbot, ihr den Tod ihres Mannes zu melden, und schickte in aller Eile durch die ganze Welt, um Einen zu finden, der jenem gliche. Als man einen solchen gefunden hatte, da brachte ihn der König selbst zu seiner Tochter und sprach: „siehe, da ist dein Mann unverhofft wiedergekommen." Seine Tochter aber merkte sogleich, daß das nicht ihr rechter Mann sei, und sagte: „nein, der ist es nicht." „Ei was," rief der König, „ich werde doch meinen Schwiegersohn wohl kennen, der ist es und kein anderer." Seine Tochter aber sprach: „nun, wenn er es wirklich ist, so soll er mit mir in die Nebenkammer kommen, damit ich ihn etwas frage." Darauf ging sie dorthin voraus; jener wollte ihr folgen, bevor er aber in die Kammer konnte, machte sie ihm die Thüre vor der Nase zu, und rief von innen: „Wenn du wirklich mein Mann bist, so komme herein." Denn ihr Mann hatte ihr alle seine Gaben anvertraut. Als nun der Fremde erklärte, daß er das nicht könne, da kam sie wieder heraus und sprach zu ihrem Vater: „siehst du, daß das mein Mann nicht ist, aber nun mußt du mir auch sagen, was aus ihm geworden ist." Als nun der König sah, daß er sie nicht hintergehen könne, da sagte er ihr: „liebe Tochter, mit deinem

Manne ist es so und so ergangen." Sie aber sprach: „ich will ihn wieder aus dem Brunnen holen, aber du mußt mir über der Quelle ein Schloß bauen und es mit lauter Aepfeln füllen lassen." Um seine Tochter zu trösten, that ihr der König den Willen und ließ über der Quelle ein Schloß bauen und es mit Aepfeln füllen, und als es fertig war, zog die Prinzessin hinein.

Am ersten Tage nun hing sie zehn Aepfel über die Quelle, in der der Drakos war, und als der sie roch, da schnupperte er und sprach: „was für Aepfel sind das?" und die Prinzessin antwortete: „was für ein Mann ist das, den du da unten bei dir hast? Wenn du ihn ein bischen herausstecken willst, so daß ich seinen Kopf sehen kann, so gebe ich dir die Aepfel zu essen." Da hob der Drakos den Mann in die Höhe, daß er mit dem Kopfe zum Brunnen heraussah, und sie gab ihm darauf die Aepfel. Am andern Tage hing sie noch mehr Aepfel auf, und als der Drakos wieder nach ihnen schnupperte, da sprach die Prinzessin: „wenn du ihn bis zu den Weichen zum Brunnen heraussteckst, so bekommst du alle diese Aepfel." Da hob er den Mann in die Höhe, daß er bis zu den Weichen aus dem Brunnen sah, und bekam dafür die Aepfel. Am dritten Tage hing sie noch viel mehr Aepfel über den Brunnen, und als die der Drakos erblickte, schnupperte er noch viel stärker. Darauf sprach die Prinzessin: „wenn du ihn so hoch hebst, daß ich ihn ganz sehn kann, so gebe ich dir die Aepfel." Da nahm der Drakos den Prinzen auf den Arm und hob ihn ganz aus dem Brunnen heraus; der aber rief: „Ameise, Ameise!" und fiel als Ameise von den Armen des Drakos auf den Boden. Dann sprach er: „Adler, Adler!" und flog mit der Prinzessin in sein Reich und hatte von nun an Ruhe vor dem Drakos.

---

6. Vom Prinzen und seinem Fohlen.

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder und härmte sich darüber sehr. Da kam einst ein Jude zu ihr, gab ihr einen Apfel und sprach: „wenn du diesen Apfel issest, dann wirst du ein Kind bekommen.“ Die Königin nahm den Apfel, schälte und aß ihn und warf die Schalen in den Pferdestall, wo die Stute sie fand und fraß. Da wurden sie beide schwanger und gebaren auch zu derselben Zeit. Die Königin gebar einen Knaben und die Stute ein Fohlen, und die wuchsen mit einander auf.

Nach einiger Zeit mußte der König in den Krieg ziehen und blieb so lange von Hause weg, daß die Königin endlich den Liebesanträgen des Juden Gehör schenkte.

Als der Knabe zwölf Jahre alt war, ging er in die Schule und erlernte die Kriegskunst; und wenn er nach Hause kam, dann setzte er sich auf das Fohlen und übte sich im Speerwerfen. Jemehr aber der Knabe heranwuchs, desto mehr mußten sich die Königin und der Jude vor ihm in Acht nehmen, daß er ihr Verhältniß nicht errathe; und als eines Tages die Königin über diesen Zwang klagte, da sagte der Jude: „wenn du den Knaben aus dem Wege räumst, so brauchst du dich vor Niemand mehr zu scheuen, und kannst thun, was du willst.“ Mit solchen Reden brachte er die Königin endlich dahin, daß sie Gift in das Brot mischte, das ihr Sohn essen sollte, wenn er aus der Schule käme. Wie der heimkam, ging er in den Stall zu seinem Fohlen, um sich darauf zu setzen, und sich im Speerwerfen zu üben. Als er aber zu dem Fohlen trat, sah er, daß es sehr betrübt war und die hellen Thränen weinte. Da fragte der Knabe: „warum weinst du?“ Es erwiderte: „so und so habe ich gehört; deine Mutter liebt den Juden, und sie wollen dich vergiften und haben das Gift in dein Brot gethan; du darfst ja nichts davon essen.“

Der Knabe rührte also das Brot nicht an, welches man ihm vorsetzte, und als ihn die Mutter fragte, warum er nicht esse, sagte er,

daß es ihm der Lehrer als Strafe auferlegt habe, weil er seine Lektion nicht gekonnt hätte. Da sprach die Mutter: „iß nur, ich will es schon bei dem Lehrer verantworten.“ Er aber rührte nichts an und kehrte ungegessen in die Schule zurück.

Am Abend that die Mutter das Gift in den Wein des Knaben; der aber ging, als er aus der Schule kam, wieder zu dem Fohlen, und fand es wieder in Thränen, denn es wußte, was die Königin gethan hatte, und sagte ihm, daß er keinen Wein trinken dürfe, weil er vergiftet sei. Darum trank der Knabe bei dem Abendessen keinen Wein, und als ihm die Mutter zuredete, sagte er, daß ihm dies von seinem Lehrer als Strafe auferlegt worden sei, weil er seine Lektion nicht gekonnt habe.

Darauf steckte die Königin vergiftete Nadeln in das Bett des Knaben, welche ihr der Jude gegeben hatte, damit er sich daran steche, wenn er sich auf das Bett lege, und davon sterbe. Aber der Knabe ging, als er aus der Schule kam, zu seinem Fohlen, und fand es abermals in Thränen, und erfuhr von ihm den neuen Anschlag. Als es nun Schlafenszeit war und die Mutter ihm sagte, daß er sich schlafen legen sollte, da sagte er: „ich will heute Nacht in keinem Bette schlafen, sondern mich im Freien hinlegen und lernen, wie die Soldaten schlafen, wenn sie in den Krieg ziehen.“ Er legte sich also unter einen Baum und schlief dort die Nacht über.

Am andern Morgen kam die Nachricht, daß der Krieg zu Ende sei, und der König nach Hause zurückkehre. Als das die Königin erfuhr, gerieth sie in große Angst, daß der Knabe dem König ihr Verhältniß mit dem Juden verrathen könnte, und berieth mit dem, was sie thun sollten, um dies zu verhindern. Da sagte ihr der Jude: „wenn der König kommt, so mußt du dich krank stellen, und für das weitere will ich schon sorgen.“

Als nun der König aus dem Kriege zurückkam und seine Frau krank fand, rief er alle Aerzte zusammen, und diese verschrieben ihr alle möglichen Arzeneien; aber nichts wollte helfen, und die Königin stellte

sich, als ob sie nur immer kränker würde. Da kam endlich auch der Jude und sagte, daß er sie heilen könne, daß er aber dazu eine Arzenei nöthig habe, zu der der König niemals seine Genehmigung ertheilen werde. Da sagte der König: „was ist das für eine Arzenei? sage sie mir ungescheut und fürchte dich nicht." Darauf fragte der Jude: „wen hast du lieber, deine Frau oder dein Kind?" und der König antwortete: „ich habe das eine so lieb wie das andere." „So ist es nicht gemeint, sondern wenn eines sterben müßte, wünschest du lieber, daß die Königin, oder dein Sohn stürbe?" Der König versetzte: „dann wollte ich lieber, daß mein Sohn stürbe, denn wir können noch andere Kinder bekommen, aber eine solche Frau finde ich nirgends mehr." Darauf sagte der Jude: „wenn es so ist, so mußt du den Sohn schlachten und der Königin dessen Leber zu essen geben, denn ein anderes Mittel giebt es nicht für sie, und wenn sie das nicht bekommt, so ist ihr Tod unfehlbar." Da seufzte der König und sprach: „wenn es denn nicht anders sein kann, so soll das Kind geschlachtet werden."

Als nun der Knabe aus der Schule kam und zu seinem Fohlen ging, da fand er es noch viel trauriger als die anderen Male, und als er es fragte, warum es denn gar so schluchze und weine, da rief es: „sie wollen dich schlachten, denn der Jude hat es vom König verlangt, um deine Mutter zu heilen, und der König hat es genehmigt." Der Prinz aber erwiderte: „sei nur ruhig, das wird nicht geschehen, dafür werde ich schon sorgen."

Darauf ging er zu seinem Vater, und dieser küßte ihn und sprach: „du bist ein schönes Kind, und doch mußt du geschlachtet werden." Da fragte der Knabe: „ei! warum willst du mich denn schlachten lassen?" Der König antwortete: „damit deine Mutter am Leben bleibe." Da sagte der Knabe: „wenn es so ist, so mag es geschehen. Aber vorher sollst du mir drei Anzüge machen lassen; auf dem einen soll der Himmel mit seinen Sternen, auf dem zweiten der Frühling mit seinen Blumen und auf dem dritten das Meer mit seinen Wogen zu sehen sein; die will ich einen nach dem andern anziehen und damit dreimal

um das Königsschloß reiten, dann könnt ihr mich schlachten, und dann gehe ich zufrieden in die andere Welt.

Da befahl der König sogleich, daß man die drei Anzüge genau so machen solle, wie sie der Knabe wünsche, und als sie fertig waren, zog er zuerst das Kleid mit dem Himmel und seinen Sternen an, stieg auf sein Roß, ritt einmal um das königliche Schloß und fragte den König: „Vater, bin ich schön so?“ und dieser antwortete: „ja wohl, mein Herz, aber gleichwohl mußt du sterben.“ Darauf packte er den Anzug in den Mantelsack und zog den zweiten mit dem Frühling und seinen Blumen an und machte es gerade so. Als er darauf den Anzug mit dem Meere und seinen Wellen angelegt hatte und um das Schloß geritten war, fragte er den König zum dritten Male: „Vater, bin ich schön so?“ und dieser antwortete abermals: „ja wohl, mein Herz, aber gleichwohl mußt du sterben.“ Da rief der Sohn: „nun denn so lebt wohl, und schlachtet mich, wenn ihr mich gefangen habt.“

Darauf ritt er fort, so schnell er konnte, und kam in eine Wüstenei; dort zog er den Anzug mit dem Himmel und seinen Sternen an, und darüber zog er einen alten Kittel, setzte eine grobe schwarze Mütze auf, seine andern Anzüge aber ließ er in dem Mantelsack. Als er damit fertig war, riß er dem Rosse ein Haar aus dem Schweife, nahm ihm den Zaum ab, und sagte ihm: „hier weide so lange, bis ich das Haar aus deinem Schweife verbrenne, dann aber laufe was du kannst, und komme zu mir.“ „Wohl!“ sprach das Roß, und somit trennten sie sich.

Darauf ging er in eine große Stadt und verdingte sich bei dem König als Gärtner. Nachdem er eine Weile dort war, kam ihm eines Morgens, da noch alles schlief, die Lust an, wieder einmal zu reiten. Er brannte also das Pferdehaar an; sogleich lief sein Roß herbei, und nachdem er seinen Kittel abgeworfen, ritt er durch die Gärten des Königs, strahlend wie der Morgenstern. Das alles hatte die jüngste der drei Töchter des Königs heimlicher Weise aus ihrem Fenster mit angesehen, und daran gemerkt, daß er ein Königssohn sei.

Eines Tages schickte der König seine älteste Tochter in den Garten,

um ihm eine Melone zu holen, und die brachte ihm eine überreife, die man gar nicht mehr essen konnte. Da sprach der König: „was für eine Frucht bringst du mir da? die ist ja schon so überreif, daß man sie gar nicht mehr essen kann.“ „Ebenso überreif bin ich geworden,“ sprach darauf die Tochter, „und ich verlange, daß du mich endlich verheirathest.“ Aber der König rief: „schweige still, was sind das für Reden, schämst du dich nicht?“

Darauf hieß der König die zweite Tochter eine andere Melone holen; die brachte aber eine ebenso überreife Frucht zurück und gab ihm dieselbe Antwort, wie ihre Schwester. Nun schickte er seine jüngste Tochter in den Garten, die brachte ihm eine schöne Melone. Da sprach der König: „seht, die ist im rechten Alter, weder zu hart noch zu weich.“ Die jüngste erwiderte: „ich bin auch im rechten Alter, lieber Vater.“ „So!“ rief dieser, „also auch du willst einen Mann? Nun, wenn ihr es denn nicht anders wollt, so will ich euch verheirathen.“ Darauf befahl er, alle Männer aus seinem ganzen Reiche sollten unter den Fenstern seines Schlosses vorüberziehen, die Königstöchter aber oben an den Fenstern stehen, und jede von ihnen solle auf den, welcher ihr am meisten gefiele, einen Goldapfel werfen.

Dem zufolge zog alles Volk unter den Fenstern des Schlosses vorbei, und die beiden ältesten Töchter warfen ihre Aepfel nach den vornehmsten Männern, die jüngste aber traf mit dem ihrigen den Gärtner, wie er mit seiner schwarzen groben Mütze vorüberzog. Als das der König sah, rief er: „es ist ein Fehler vorgegangen und der Zug soll von vorn anfangen.“ Aber auch beim zweiten Male warf sie ihren Apfel auf denselben, und so ging es auch beim dritten Male, als der König den Zug nochmals wiederholen ließ. Da ließ er die Jüngste vor sich kommen und fragte sie, ob es ihr Ernst sei, den zu heirathen, auf welchen sie den Apfel geworfen habe. Sie antwortete: „ja, den will ich und keinen andern,“ und der König sagte: „wenn du es also nicht anders willst, so nimm ihn denn und sieh zu, wie du mit ihm zurecht kommst.“ Da wurde eine große Hochzeit angestellt und jede der

drei Schwestern mit dem Manne verheirathet, den sie sich gewählt hatte, aber vor dem Manne der Jüngsten hatte Niemand Respekt.

Bald darauf wurde der König blind und ließ aus der ganzen Welt Aerzte herbeirufen, um ihn zu heilen, die aber sagten, daß es für seine Blindheit kein anderes Heilmittel gebe, als das Wasser des Lebens. Da erboten sich seine beiden Schwiegersöhne, dies Wasser zu holen, und rüsteten sich zum Zuge. Als das die jüngste Tochter erfuhr, ging sie zu ihrem Vater und bat ihn so lange, bis er erlaubte, daß auch sein dritter Schwiegersohn den Zug mitmache. Statt sich aber nach dem Beispiele seiner Schwäger ein schönes Pferd aus dem Stalle des Königs zu wählen, nahm er das allerschlechteste, das noch dazu auf einem Fuße lahm war, und als sie nun ausgezogen waren, ließ er es mit Fleiß in den ersten Sumpf fallen, dem sie begegneten. Wie das seine Schwäger sahen, da fluchten sie gewaltig und zogen vorwärts, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Sobald er sie aber aus dem Gesichte verloren hatte, brannte er das Schweifhaar seines eigenen Pferdes an, und als dies gekommen war, zog er einen von seinen schönen Anzügen an, ritt auf einem andern Wege zu der Quelle des Lebenswassers, und füllte davon eine Flasche. Auf dem Rückwege traf er seine beiden Schwäger, wie sie den Weg zu der Quelle des Lebenswassers suchten, und als er von ihnen erfuhr, daß sie dorthin wollten, da sagte er ihnen: „den Weg könnt ihr euch sparen, denn ich komme von dort und habe eine Flasche voll Lebenswasser, und wenn ein jeder von euch den Schlag aushalten will, den ihm mein Roß mit seinen Hinterfüßen auf den Hintern geben wird, so will ich sie euch geben.“ Das waren jene zufrieden, und hielten ihre Schläge aus, aber da, wo das Pferd hingetroffen, entstanden große runde schwarze Flecken, die wie Siegel aussahen. Darauf gab er seinen Schwägern aus seiner Trinkflasche gemeines Wasser, nahm Abschied von ihnen und eilte nach dem Sumpfe voraus, worin das lahme Pferd stak. Hier zog er seine alten Kleider an, entließ sein Roß und setzte

sich auf das lahme Pferd, und als ihn seine Schwäger erreichten, da verhöhnten sie ihn und ritten an ihm vorüber.

Sie eilten sogleich zum Könige und brachten ihm das Wasser. Der bestrich sich damit die Augen einmal, zweimal, dreimal, aber er sah darum nicht besser als vorher. Da hinkte nach einer Weile auch der andere auf seinem lahmen Pferde herbei; er ging jedoch nicht sogleich zum König, sondern zu seiner Frau, und schickte sie ins Schloß, um zu sehen, was vorging. Sie fand den König sehr verdrießlich über die fehlgeschlagene Hoffnung. Da erzählte sie ihm, daß auch ihr Mann zurückgekehrt sei und Lebenswasser gebracht habe, und fragte ihn, ob er kommen und ihn damit bestreichen dürfe. Der König aber rief: „bleibe mir mit diesem Tölpel vom Leibe, die beiden andern haben das rechte Wasser nicht finden können, so viel Mühe sie sich auch gaben, und nun will es der Dummkopf gefunden haben!" Doch die Prinzessin ließ nicht nach, sie gab ihm so gute Worte und bat so lange, bis der König endlich einwilligte. Da kam der Gärtner mit dem Wasser des Lebens und bestrich damit des Königs Augen, und beim ersten Male sah er ein klein wenig, bei dem zweiten Male sah er schon besser und beim dritten Male sah er vollkommen. Da umarmte er seinen Schwiegersohn und rief: „von nun an sollst du mein Sohn sein." Der aber sprach: „wenn du mich zum Sohne haben willst, so mußt du den Weg von meiner Hütte bis zu deinem Schlosse mit lauter Goldstücken bedecken lassen, und dann will ich auf diesem Wege als dein Sohn zu dir reiten." Da ließ der König diesen Weg sogleich mit Tuch belegen und darauf die Goldstücke schütten, und als man das in der Stadt hörte, da strömte alle Welt herzu, um die Goldstraße zu betrachten.

Als nun alles fertig war, da brannte der Prinz das Schweifhaar an, und sogleich erschien das Fohlen. Darauf zog er das Gewand mit dem Meere und seinen Wellen an, stieg auf das Roß und ritt auf dem Goldwege in das Königsschloß. Der König empfing ihn mit großen Ehren, und nachdem sie sich begrüßt hatten, sagte der Jüngling zum König: „lasse einmal deine andern Schwiegersöhne kommen, und die sollen

dir die Siegel zeigen, die ich ihnen aufgedrückt zum Beweise, daß sie meine Sklaven sind.“ Da ließ sie der König kommen, und wie sie sich auch sträuben mochten, so mußten sie ihm endlich doch ihre Siegel zeigen. Als diese der König erblickte, jagte er sie beide fort, und hielt von nun an den jüngsten wie seinen Sohn, und als er starb, übergab er ihm das Reich, und der lebte sein Lebelang herrlich und in Freuden.

---

7. Goldgerte.

Es war einmal ein Kaufmann, der handelte nach Indien und hatte drei Töchter. Als er wieder einmal nach Indien gehen wollte, da bat ihn die älteste Tochter, daß er ihr ein indisches Kleid mitbringe, die zweite ein indisches Kopftuch, die jüngste aber die goldene Gerte, und damit er ihre Aufträge nicht vergesse, so wünschten sie ihm, daß, wenn er nicht alles Bestellte mitbringe, sein Schiff nicht von der Stelle könne.

Als er nun nach Indien kam, da kaufte er alle Waaren, die er nöthig hatte, und dazu auch das Kleid und das Kopftuch für die zwei ältesten Töchter, aber an die goldene Gerte der Jüngsten dachte er nicht, und als er wieder heim fahren wollte, kam sein Schiff trotz des günstigen Windes nicht von der Stelle. Da setzte er sich an den Strand und dachte nach, was wohl Schuld daran wäre.

Während er so da saß, kam ein Bauer vorüber und fragte ihn, warum er so betrübt sei. Anfangs wollte er es ihm nicht sagen. Der Bauer aber ließ nicht nach, bis er es erfahren hatte, und sagte darauf: „denke einmal nach, ob du nicht etwas versprochen und nicht gehalten hast.“ Da dachte der Kaufmann nach und endlich fiel ihm ein, daß er den Auftrag seiner jüngsten Tochter vergessen habe. Er fragte also den Bauer, wo die goldene Gerte zu finden wäre, und der zeigte ihm einen Weg, auf dem er drei Stunden lang gehen solle, und dann würde er hinkommen.

Da ging der Kaufmann den Weg, den ihm der Bauer gezeigt hatte,

und als er drei Stunden gegangen war, erkundigte er sich bei den Leuten auf dem Felde, wo die goldene Gerte sei. Sie zeigten ihm ein großes Schloß und sagten, darin wohne die goldene Gerte, denn so heiße der Königssohn. Als das der Kaufmann hörte, erschrak er nicht wenig, doch faßte er ein Herz, ging vor das Schloß und begehrte vom König die Erlaubniß herein zu kommen. Als er sie erhalten hatte, und der König ihn fragte, was sein Begehren sei, antwortete er, daß er mit dem Königssohne zu sprechen wünsche. Da führte ihn der König in das Gemach, in welchem sein Sohn wohnte, und dieser fragte den Kaufmann, was sein Begehren sei. Der Kaufmann erzählte, was ihm seine Tochter aufgetragen und wie es ihm darauf ergangen sei. Als das der Königssohn hörte, führte er den Kaufmann in einen Saal, in welchem viele Mädchen abgebildet waren, und fragte ihn: „ist deine Tochter so hübsch wie diese?“ Der aber antwortete, sie sei noch tausendmal schöner. Da führte er ihn in ein anderes Gemach, wo das Bild einer Jungfrau hing, welche er im Schlafe gesehen und von der er geträumt hatte, daß er sie heirathen werde, und fragte ihn: „ist deine Tochter so hübsch wie diese?“ Der Kaufmann aber rief: „das ist sie, wie sie leibt und lebt.“ Darauf gab ihm der Königssohn einen Brief, ein Becken und einen Ring und sagte ihm, daß er das alles seiner Tochter geben solle. Der Kaufmann nahm die drei Stücke und empfahl sich, und als er wieder auf sein Schiff kam, lief es so schnell, daß er in kurzer Zeit nach Hause kam.

Da kamen ihm seine Töchter entgegen und fragten, ob er ihnen mitbrächte, was er ihnen versprochen habe; er aber packte die Geschenke aus und gab der ältesten das Kleid, der zweiten das Kopftuch und der jüngsten den Brief, das Becken und den Ring. Die lief damit in ihre Kammer, schloß sich ein und öffnete den Brief des Prinzen, und darin stand, wenn sie ihn haben wolle, so solle sie das Becken mit Wasser füllen, den Ring hineinwerfen, und dreimal rufen: „komm, komm mein goldenes Gertchen!“ Dann würde er als Taube geflogen kommen, sich in dem Wasser baden und in einen Mann verwandeln; darum solle

sie ein Loch in die Zimmerdecke machen, damit er durch dasselbe zu ihr könne.

Das Mädchen that, was in dem Briefe geschrieben stand, und so wie sie das Becken mit Wasser gefüllt und den Ring hineingelegt hatte, kam das Täubchen geflogen, badete sich in dem Wasser und verwandelte sich in einen schönen jungen Mann, und nachdem sie lange Zeit mit einander geschwatzt hatten, badete er sich wieder, ward zur Taube und flog davon. Beim Abschiede gab er ihr eine Nuß und sagte, daß sie dieselbe aufschlagen und das anziehen solle, was sie darin finde.

Darauf schlug das Mädchen die Nuß auf, und fand darin einen ganzen Anzug, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war. Als sie ihn angezogen hatte und aus ihrer Kammer trat, da bewunderte sie alle Welt und ihre Schwestern begannen neidisch auf sie zu werden.

Nach einigen Tagen ließ sie ihren Geliebten wieder zu sich kommen und beim Abschied gab er ihr diesmal eine Haselnuß, die sie zerschlagen und was darin sei anziehen solle. In der Haselnuß war aber ein ganzer Anzug, auf dem das Meer mit seinen Wellen zu sehen war. Als sie nun diesen angezogen hatte, und aus ihrer Kammer trat, da bewunderte sie alle Welt und ihre Schwestern beneideten sie noch mehr.

Beim dritten Mal gab er ihr eine Feige und sagte, daß sie die aufschneiden und das, was darin wäre, anziehen solle. In der Feige war ein Anzug, auf dem der Maimonat mit seinen Blumen zu sehen war, und als sie mit diesem aus ihrer Kammer trat, da bewunderte sie alle Welt. Ihre Schwestern aber wurden so neidisch auf sie, daß sie sich mit einander beriethen, was sie ihr Böses anthun könnten. Darauf beschlossen sie, ihre Schwester zu belauschen, wenn sie sich wieder einsperrte, um zu sehen, wie sie zu den schönen Kleidern käme. Als sie nun merkten, daß sie sich wieder eingesperrt hatte, da schlichen sie an ihre Thüre, in der ein kleiner Riß war, und sahen ,wie sie Wasser in das Becken goß, den Ring hinein warf, und dem Täubchen rief, und wie sich das in einen schönen Prinzen verwandelte, der mit ihr koste und dann wieder als Taube davon flog.

Nachdem sie das alles mit angesehen hatten, wollten sie ihrer Schwester ihr Glück nicht allein gönnen, sondern auch ihr Theil daran haben. Sie beriethen sich also, wie sie das machen sollten, und als sie darüber einig waren, beschlossen sie, daß es zuerst die Aelteste versuchen solle. Wie sie nun am andern Morgen zusammen ins Bad gingen, ließ diese einen Sack Perlen auf die Erde fallen, kauerte sich nieder, um sie aufzulesen, und blieb so hinter den anderen zurück. Dann aber lief sie schnell in die Kammer der Jüngsten, nahm das Becken, füllte es mit Wasser, legte den Ring hinein und rief dreimal: „komm, komm mein goldenes Gertchen!“ aber in der Eile hatte sie nicht gesehen, daß in dem Becken ein Messer lag, und als nun die Taube geflogen kam, sich in das Becken stürzte und untertauchte, da schnitt sie sich an dem Messer in den Hals, und das Wasser wurde roth von dem Blute, das aus der Wunde floß; die Taube aber schwang sich auf und flog fort. Darüber erschrak die älteste Schwester so sehr, daß sie alles stehen ließ und davon lief.

Als nun die Jüngste aus dem Bade zurückkehrte und ihr Täubchen rufen wollte, da sah sie das Becken mit dem blutigen Wasser und nun errieth sie, was vorgegangen war, und begann zu weinen und zu schluchzen: „ach! ach! welches Unglück!“ Nachdem sie sich aber satt geweint, ging sie zu ihrem Vater und sagte: „lieber Vater, ich kann nicht länger bei dir bleiben, sondern muß in die Fremde, laß mir also einen schönen fränkischen Anzug machen und rüste mir ein Schiff aus, um damit in die Welt zu fahren.“ Als alles fertig war, was sie verlangt hatte, stieg sie zu Schiff und ließ es nach Indien fahren.

Auf ihrer Fahrt mußte aber das Schiff einmal anlegen, und die Prinzessin stieg ans Land, um sich ein bischen umzusehen. Als sie eine Weile gegangen war, sah sie, wie eine Taube von einem Stoßvogel verfolgt wurde, und hörte, wie sie den fragte: ob er denn gar kein Herz für die Krankheit des Königssohnes habe, den alle Aerzte aufgegeben hätten. Darauf antwortete der Stoßvogel: „die Aerzte wissen freilich nicht, wie der zu heilen ist.“ Da fragte die Taube: „mit welchem Mittel ist er zu heilen?“ Jener antwortete: „wenn man uns

tödtet, und aus unserem Fleische mit dem Wasser jener Quelle eine Salbe kocht und damit den Hals des Jünglings bestreicht, so wird er heil."

Als das die Jungfrau hörte, legte sie sofort ihr Gewehr auf beide Vögel an und schoß sie mit einem Schusse herunter. Darauf schöpfte sie Wasser aus der Quelle, die der Stoßvogel angegeben, und kochte aus dem Fleische der beiden Vögel eine Salbe. Als sie damit in Indien angekommen war, verkleidete sie sich als Arzt, zog vor das Schloß ihres Geliebten, und rief was sie konnte: „wer braucht einen guten Arzt, wer kauft gute Arzeneien?" bis es der König hörte, sie vor sich kommen ließ und fragte: „kannst du meinen Sohn heilen?" Sie antwortete: „erst muß ich ihn sehen," und nachdem sie ihn gesehen hatte, sagte sie: „ich heile ihn in acht Tagen, daß er wieder auf die Jagd gehen kann." Als das der König hörte, freute er sich ungemein. Die anderen Aerzte aber riefen: „wenn der den Königssohn in acht Tagen heilt, so laß uns allen die Köpfe abschlagen." Doch der König hörte nicht auf sie und ließ die Jungfrau gewähren. Als sie nun den Hals des Kranken zum ersten Male mit der Salbe bestrich, da wurde ihm schon besser, und nach zwei Tagen begann er schon zu sprechen, und nach acht Tagen ging er mit dem Arzte auf die Jagd.

Als der König sah, daß sein Sohn völlig heil war, fragte er den Arzt, welche Gnade er sich von ihm ausbitte zum Danke für das Gute, das er ihm erwiesen habe. Da antwortete dieser: „ich verlange weiter nichts von Euer Majestät als ein großes Gastmahl zu meinen Ehren, dem alle Fürsten von ganz Indien beiwohnen sollen;" und der König versetzte: „was du verlangst, ist für mich eine Kleinigkeit; weil du es aber wünschest, mag es sein."

Sofort ließ der König ein großes Gastmahl bereiten und lud die Fürsten von ganz Indien dazu ein, und als die Mahlzeit zu Ende war, da erhob sich die Jungfrau und bat den König, daß er Stille gebieten solle, weil sie ein Märchen erzählen wolle. Sobald nun alles still geworden war, begann sie und erzählte der Reihe nach alles, was sich mit ihr

und dem Königssohne zugetragen, und als sie zu Ende war, warf sie ihren falschen Bart und ihre Mannskleider weg und rief: „ich bin das Mädchen, von dem ich euch erzählt habe, ich bin die Frau des Königssohns." Als das der König hörte, umarmte er sie und rief: „du bist meine Schwiegertochter." Darauf stellte er eine große Hochzeit an und gab das Paar zusammen, und sie lebten von da an herrlich und in Freuden.

---

8. Der halbe Mensch.

Es war einmal eine Frau, die gebar keine Kinder und war darüber so betrübt, daß sie eines Tages zu Gott betete: „lieber Gott, schenke mir ein Kind, und wenn es auch nur ein halbes wäre." Da schenkte ihr Gott einen Knaben mit halbem Kopfe, halber Nase, halbem Munde, halbem Körper, einer Hand und einem Fuß, und da er so mißgestaltet war, so behielt ihn die Mutter immer zu Hause, und schickte ihn nicht auf die Arbeit. Eines Tages aber ward ihm die Zeit lang und er sagte zu seiner Mutter: „Mutter, ich mag nicht mehr zu Hause bleiben, gieb mir ein Beil und ein Maulthier, ich will hinaus in den Wald und Holz holen." Aber die Mutter erwiderte: „wie kannst du Holz schlagen, liebes Kind, du bist ja nur ein halber Mensch." Doch er bat so lange, bis ihm die Mutter endlich ein Beil und ein Maulthier gab. Damit ging er in den Wald, schlug Holz und brachte es nach Hause zurück, und da er diese Arbeit ganz gut machte, so ließ ihn die Mutter gewähren.

Als er nun eines Tages nach Holz ging, kam er an dem Schloß der Königstochter vorüber, und wie ihn diese mit einem Fuß und einem Arm auf dem Maulthier sitzen sah, lachte sie sehr und rief ihre Mägde: „kommt und seht den Halben!" Als die ihn erblickten, wollten sie platzen vor Lachen. Das verdutzte den Halben so sehr, daß ihm sein Beil auf die Erde fiel. Da bedachte er sich eine Zeitlang und fragte sich: „soll ich absteigen und es aufheben, oder soll ich nicht absteigen?" Endlich aber stieg er doch nicht ab, sondern ließ das Beil liegen und

ritt weiter. Da sprach die Prinzessin zu den Mädchen: „seht doch den Halben, er läßt sein Beil fallen und steigt nicht einmal herunter um es aufzuheben!" Darüber wurde der Halbe noch verdutzter, und ließ auch sein Seil fallen, und bedachte sich wieder eine Weile und sprach bei sich: „soll ich absteigen und das Seil aufheben, oder soll ich nicht absteigen?" Endlich aber ritt er seiner Wege und ließ auch das Seil liegen. Da rief die Prinzessin ihren Mädchen zu: „seht doch den Halben, der sein Beil und sein Seil fallen läßt und nicht absteigt um es aufzuheben!"

Der Halbe aber ritt an seinen Holzplatz, und als er dort ankam, sagte er bei sich: „mit was sollst du nun Holz schlagen, und mit was sollst du es binden?" Es war aber dort ein See. Und wie er so sinnend ins Wasser stierte, sah er am Ufer einen Fisch schwimmen. Er warf schnell seinen Zottenmantel auf ihn und fing ihn damit. Da bat ihn der Fisch um sein Leben und sprach: „laß mich los, Halber! Ich will dir auch eine Kunst lehren; wenn du die kannst, so geschieht Alles, was du willst."

Drauf sagte der Halbe: „so belade mir mein Maulthier mit Holz, damit ich sehe, ob das auch wahr ist, was du sagst." Und der Fisch sprach: „beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, das Maulthier soll mit Holz beladen sein!" Und siehe, er war noch nicht mit dem Spruche fertig, so war das Maulthier mit Holz beladen. Als das der Halbe sah, sagte er zum Fisch: „wenn du mir diese Kunst lehrst, so lasse ich dich frei." Und der Fisch sprach: „wenn du willst, daß etwas geschehen soll, so sprich: „bei dem ersten Worte Gottes und bei dem zweiten des Fisches, das und das soll geschehen!" und was du dann gewünscht hast, das geschieht." Drauf ließ der Halbe den Fisch los, nahm sein beladenes Maulthier an die Hand, und zog wieder an dem Schlosse der Königstochter vorüber. Als die Prinzessin ihn erblickte, rief sie ihren Mägden: „kommt schnell, und seht den Halben, wie er daher kömmt und sein Maulthier ohne Axt und ohne Seil beladen hat;" und darauf lachten sie, bis sie nicht mehr konnten. Das verdroß aber den Halben so, daß er sprach: „beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des

Fisches, die Prinzessin soll schwanger werden!“ Und nachdem ihre Zeit vorüber war, gebar sie ein Kind, ohne daß man wußte, von wem sie es habe. Da nahm sie ihr Vater vor und wollte sie darüber ausfragen, sie aber antwortete stets: „nicht einmal gesprochen hab' ich mit einem Mann, woher mir also das Kind gekommen ist, das weiß ich nicht.“

Als das Kind größer geworden, ließ der König alle Menschen in seine Hauptstadt kommen, und nachdem sie versammelt waren, gab er dem Kind einen Apfel und sprach: „jetzt gehe hin und gieb ihn deinem Vater.“ Wie das Kind nun herumlief und mit dem Apfel spielte, da fiel er ihm auf die Erde und rollte fort, und wie es ihm nachlief, kam es an eine Ecke, wo der Halbe stand, und vor dem blieb der Apfel liegen. Das Kind bückte sich, um den Apfel zu greifen, und wie es den Kopf in die Höhe hob, erblickte es den Halben und sprach zu ihm: „da Papa! nimm den Apfel!“

Als das die Leute hörten, ergriffen sie den Halben und brachten ihn vor den König. Der König aber sprach: „da es der Halbe gethan hat, so müssen wir sie Alle tödten, ihn, und die Prinzessin und das Kind.“

Seine Räthe aber sprachen zu ihm: „was du sagst, ist ungerecht! Denn die Prinzessin ist deine Tochter, und dein eigenes Blut darfst du nicht vergießen. Laß also lieber ein eisernes Faß machen und die Prinzessin, den Halben und das Kind hineinstecken und sie ins Meer werfen, und gieb ihnen nichts anderes als einen Kranz Feigen für das Kind mit, damit es nicht gar zu schnell sterbe.“

Dieser Rath gefiel dem König. Er ließ also das Faß machen, die drei hineinstecken und in das Meer werfen. Wie sie nun so zusammen im Faß saßen, sagte die Prinzessin zum Halben: „ich habe dich noch nie gesehen, wie kommt es, daß wir jetzt hier zusammen sind?“ „Gieb mir eine Feige,“ versetzte der Halbe, „dann will ich dir's sagen.“ Und die Prinzessin gab ihm eine Feige von denjenigen, die sie für das Kind mitbekommen hatte. Nachdem er sie gegessen hatte, sprach der Halbe: „erinnerst du dich nicht, daß mir einmal, als ich beim Schlosse

vorbeikam, das Beil und das Seil zu Boden fiel, und du mich auslachtest?" — „Ja, das erinnere ich mich," versetzte die Prinzessin.

„Nun, ich weiß einen Spruch, und wenn ich den hersage, so geschieht Alles, was ich will; den sagte ich damals und wünschte, daß du schwanger werdest, und darum bist du schwanger geworden."

Drauf sagte die Prinzessin: „wenn du einen solchen Spruch weißt, daß alles geschieht, was du sagst, so sage ihn doch jetzt, damit wir aus diesem Faß heraus und ans Land kommen." Der Halbe versetzte: „gieb mir eine Feige und dann will ich ihn sagen." Da gab ihm die Prinzessin eine Feige, und nachdem er sie verzehrt hatte, sprach er heimlich: „beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, das Faß soll an's Land schwimmen und sich öffnen, damit wir heraussteigen." Und sofort lief das Faß auf den Strand, öffnete sich, und sie stiegen heraus. Wie sie heraus waren, überfiel sie ein Regen. Da bat die Prinzessin den Halben: „sag' doch deinen Spruch, damit wir irgend ein Obdach finden und nicht naß werden." Der Halbe aber sprach: „gieb mir eine Feige und dann will ich ihn sagen." Da gab ihm die Prinzessin eine Feige und er sagte bei sich: „beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, es soll hier ein Obdach werden!" Und sogleich ward eines und sie setzten sich drunter.

Drauf bat die Prinzessin den Halben abermals: „bis dahin hast du deine Sache gut gemacht! Jetzt aber sage deinen Spruch, damit wir ein großes Schloß bekommen, dessen Steine und Balken und gesammtes Hausgeräthe sprechen können." Und der Halbe erwiderte: „gieb mir eine Feige und dann will ich ihn sagen!" Da gab sie ihm noch eine Feige, und nachdem er sie verzehrt hatte, sprach er bei sich: „beim ersten Wort Gottes und beim zweiten des Fisches, es soll ein Schloß entstehen und dessen Steine, Balken und gesammtes Hausgeräthe sollen sprechen können!" Sogleich entstand ein Schloß, an dem alles sprach, und sie gingen hinein und wohnten darin, und der Halbe schaffte Alles herbei, was nöthig war, und was sich die Prinzessin wünschte.

Eines Tags ging der König auf die Jagd und erblickte von Weitem ein Schloß, das er noch nie gesehen hatte; da wurde er neugierig, wem es wohl gehören könne. Er schickte also zwei seiner Diener hin und sprach zu ihnen: „Nehmt diese Rebhühner, geht in jenes Schloß und bratet sie dort, und seht zu, was das für ein Schloß ist, denn ich bin schon oft hier auf der Jagd gewesen und habe es noch nie bemerkt."

Die Diener, denen dies der König geheißen hatte, nahmen die Rebhühner und gingen zu jenem Schloß. Und als sie an das Hausthor kamen, fragte sie dieses: „Was wollt ihr hier?" Da sprachen sie: „der König hat uns hieher geschickt, um ein paar Rebhühner zu braten." Das Hausthor aber versetzte: „bleibt stehn, erst muß ich meine Frau fragen." Drauf sagte es das Hausthor der ersten Thüre, die im Innern war, und diese der zweiten, und diese der dritten, und so ging es von Thüre zu Thüre, bis die Frage an die Hausfrau gelangte. Diese aber befahl, die Fremden einzulassen, und sofort öffneten sich alle Thüren von selbst und ließen die Diener ein. Die wunderten sich sehr, als sie hörten, daß sogar die Balken und Steine sie willkommen hießen, gingen dann in die Küche, und wie da der eine zum andern sagte: „wo werden wir Holz finden?" riefen die Scheite: „hier sind wir!" Und wie sie zu einander sprachen: „Wir haben kein Salz und keine Butter," da riefen Salz und Butter: „Hier sind wir!"

Nachdem sie nun die Rebhühner zugerichtet, an den Spieß gesteckt und an's Feuer gestellt hatten, wollten sie sich ein bischen in der Nähe der Küche umsehen, ob es noch andere Dinge im Schlosse gäbe, die sprechen könnten. Aber sie fanden deren so viele und blieben so lange aus der Küche weg, daß die Rebhühner zu Kohlen verbrannt waren, als sie wieder daran dachten und in die Küche liefen. Da geriethen sie in große Verlegenheit, wie sie sich beim Könige entschuldigen sollten, daß sie ihm die Rebhühner verbrannt hätten. Endlich entschlossen sie sich, geradenwegs zum König zu gehen und ihm zu erzählen, was sie gesehen.

Der König aber wollte ihnen nicht glauben, und schickte andere Diener hin. Denen erging es gerade so, wie den ersten, und als der König hörte, daß sie ganz ebenso aussagten, wie die ersten, beschloß er, selbst hinzugehen und sich mit eignen Augen und Ohren zu überzeugen.

Wie er nun zum Thore kam, da sprach das Thor zu ihm: „Seid willkommen, Herr König!" Und als er hineinging, riefen ihm alle Steine und alle Balken denselben Willkomm zu, und der König wunderte sich sehr, daß hier Holz und Steine reden könnten.

Als die Prinzessin hörte, daß der König selbst gekommen sei, kam sie ihm entgegen, um ihn zu empfangen. Sie führte ihn in ihre Prunkgemächer, gab sich ihm aber nicht zu erkennen, und der König wunderte sich sehr über ihr anständiges Benehmen und ihre feinen Reden.

Unterdessen wollten die Diener in der Küche die Rebhühner braten, die der König mitgebracht hatte; mit denen ging es aber, wie mit den andern, denn vor lauter Verwunderung über das, was sie sahen und hörten, ließen die Diener sie zu Kohlen verbrennen.

Als das dem König gemeldet wurde, gerieth er in großen Zorn, weil er sehr hungrig war und nun nichts zu essen hatte. Die Prinzessin aber sprach: „Ich bitte Euch, Herr König, bei uns vorlieb zu nehmen und in unserm dürftigen Hause zu speisen." Und als der König es annahm, ging sie, um den Halben zu suchen, der sich vor dem König verkrochen hatte, und sprach: „Ich habe den König zum Essen eingeladen, sage nun deinen Spruch, damit uns ein prächtiges Gastmahl komme mit allen nöthigen Dienern, Musikanten und Tänzern und Allem, was dazu gehört." Drauf sprach der Halbe: „gieb mir eine Feige und dann will ich ihn sagen." Da gab ihm die Prinzessin eine Feige. Nachdem er sie verzehrt hatte, sagte er seinen Spruch nach dem Willen der Prinzessin, und sogleich erschien ein Gastmahl mit Allem, was dazu gehört. Als sich nun die Prinzessin mit dem König und den Dienern dran gesetzt, da begannen die Musikanten zu spielen, und spielten so schön, daß der König erstaunte und sprach: „Ich bin ein König,

aber solche Musik habe ich doch nicht in meinem Schlosse." Drauf fingen die Tänzerinnen zu tanzen an, und tanzten so schön, daß der König der Prinzessin sagte: „Ich bin ein König, aber solche Tänzerinnen hab' ich nicht in meinem Schlosse, sag' mir doch, wie du zu ihnen gekommen bist." Und die Prinzessin erwiederte: „Mein Vater hat sie mir als Erbe hinterlassen." Drauf ging die Prinzessin zum Halben und sagte ihm: „Du sollst mir noch einen Spruch sagen, damit sich ein Löffel in den Stiefel des Königs verstecke." Und der Halbe erwiederte: „Gieb mir eine Feige und dann will ich ihn sagen." Da gab ihm die Prinzessin eine Feige, und er sagte seinen Spruch nach ihrem Willen, und sofort versteckte sich ein Löffel in den Stiefel des Königs.

Als nun der König Abschied nehmen wollte, da sagte die Prinzessin: „Wartet ein wenig, ich glaub', es fehlt mir etwas." Ueber diese Rede ward der König sehr unwirsch und sagte: „Nein, das ist nicht möglich, solche Leute sind wir nicht!" Aber die Prinzessin ließ sich nicht irre machen und rief:

„Alle Schüsseln seid ihr da?"

„Ja!"

„Alle Teller seid ihr da?"

„Ja!"

„Alle Löffel seid ihr da?"

Da rief der Löffel aus dem Stiefel des Königs hervor: „Ich stecke in des Königs Stiefel!" —

Nun begann die Prinzessin mit dem König zu schmälen und sprach: „Ich hab Euch in mein Haus aufgenommen, hab Euch ein Gastmahl angerichtet und alle möglichen Ehren angethan, und Ihr nehmt mir nun einen Löffel mit! Schämt Ihr Euch nicht?" Der König aber rief: „Das ist nicht möglich! Irgend Jemand hat mir den Löffel in den Stiefel gesteckt. Du thust mir schweres Unrecht!"

Darauf sagte die Prinzessin: „Solches Unrecht hast du auch an mir gethan und mich mit dem Halben in das Faß gesteckt, ohne daß ich

gefehlt hatte.“ Da blieb der König lange Zeit vor Verwunderung sprachlos. — Die Prinzessin aber führte den Halben vor ihn und dieser erzählte Alles, wie es sich zugetragen.

Der König verwunderte sich sehr über diese Erzählung und nahm seine Tochter mit sich an den Hof und vermählte sie an einen seiner Großen. Den Halben aber machte er zu seinem ersten Leibwächter und gab ihm seine schönste Sklavin zur Frau.

---

9. Von den drei dankbaren Thieren.

Es war einmal eine arme Frau, die hatte zwar einen Sohn, aber nicht Brot genug, um sich und ihn zu sättigen; der Junge ging daher in den Wald, sammelte Strauchwerk und verkaufte es in der Stadt, und erhielt dafür zwei Heller. Darauf ging er nach Hause und wollte das Geld seiner Mutter geben, damit sie dafür Brot anschaffe. Aber unterwegs traf er auf mehrere Knaben, die darüber her waren, eine Schlange zu tödten. Da dauerte ihn das Thier und er sagte zu den Knaben: „Ich gebe euch einen Heller, wenn ihr sie leben laßt.“ Die Knaben waren es zufrieden, nahmen den Heller und ließen die Schlange laufen. Diese aber folgte ihm nach. Und als er nach Hause kam, erzählte er seiner Mutter, was er gethan habe. Da begann die Mutter zu schmälen und sprach: „Ich schickte dich weg, um Geld zu verdienen, damit wir nicht verhungern, und statt dessen bringst du Schlangen ins Haus.“ Der Junge aber sagte: „laßt's gut sein, Mutter, zu etwas wird sie schon nütze sein!“

Drauf ging er wieder in den Wald, sammelte Strauchwerk, und verkaufte es in der Stadt für zwei Heller. Auf dem Heimweg kam er zu ein paar Knaben, die waren darüber her, einen Hund zu tödten. Da dauerte ihn das Thier und er sprach zu ihnen: „Ich gebe euch einen Heller, wenn ihr ihn leben laßt.“ Die Knaben nahmen den Heller und ließen den Hund in Frieden. Dieser aber folgte ihm nach, und so kam

er zu seiner Mutter zurück und erzählte ihr, was ihm begegnet war. Da schmälte die Mutter wie das erste Mal; er aber kehrte sich nicht dran, holte wiederum Strauchwerk in dem Wald und verkaufte es in der Stadt für zwei Heller. Diesmal fand er auf dem Rückweg ein paar Knaben, welche darüber her waren, eine Katze zu tödten; und er sagte zu ihnen: „ich geb' euch einen Heller, wenn ihr sie nicht todtschlagt." Die Jungen nahmen den Heller und ließen die Katze in Frieden. Diese aber folgte ihm nach. Als er heimkam, erzählte er der Mutter, was er gethan habe. Wie die Mutter hörte, daß er noch eine Katze bringe, da wurde sie sehr unwirsch und rief: „das ist nicht auszuhalten. Ich schicke dich fort, um etwas zu verdienen, damit wir nicht verhungern, und statt des Geldes bringst du mir Schlangen, Hunde und Katzen in's Haus!" Der Sohn aber sagte: „Laßt's gut sein, Mutter, zu etwas werden sie schon nütze sein."

Als sie darauf zu Bette gingen, schlich sich die Schlange zum Sohn und sprach: „Weil du so barmherzig bist, so bringe mich auch zu meinem Vater und meiner Mutter, und wenn sie dir Geld oder Gold geben wollen, so nimm es nicht an, sondern verlange zum Lohn den Siegelring, welchen mein Vater am Finger trägt, und das wird dein Schade nicht sein!" —

Da stand der Sohn auf und brachte die Schlange zu ihren Eltern. Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, sprach die Schlange zu ihrem Vater: „Der da hat mich vom Tod errettet." Da fragte der Vater den Menschen: „Was soll ich dir für die Wohlthat geben, die du meinem Kinde erwiesen hast?" Und dieser antwortete, wie ihn die Schlange gelehrt hatte: „Ich will weder Geld noch Gold, sondern nur den Siegelring, den du an deiner Hand trägst." Der Vater der Schlange aber erschrak, als er das hörte, und sprach: „Was du verlangst, ist zu viel, das kann ich dir nicht geben!"

Da stellte sich die Schlange, als ob sie mit dem Menschen wieder fort wollte, und sprach: „Vater, wenn du diesem, der mich doch vom Tod errettet hat, deinen Siegelring nicht geben willst, so geh' ich wie-

der mit ihm zurück, denn ihm schuldige ich mein Leben!" Da gab der Vater dem Menschen den Siegelring und nahm von ihm sein Kind zurück und sagte: „Wenn du irgend etwas nöthig hast, so lecke an dem Siegel, da wird ein schwarzer Mann erscheinen; dem befiehl, was du willst, und er wird es ausführen."

Drauf nahm der Mensch Abschied von den Schlangen und ging nach Hause. Dort aber empfing ihn die Mutter nicht sehr freundlich und fragte ihn: „Was werden wir heute essen?" Er aber sprach:

„Geh zum Schranke, dort findest du das Nöthige!"

„Mein Sohn, ich geh des Tags so oft zum Schranke und finde niemals etwas drin."

„Geh nur, sag ich dir, geh nur! denn jetzt findest du gewiß etwas." Und während sie zum Schranke ging, leckte er am Siegel, und es erschien ein Schwarzer und fragte: „Was befiehlst du, Herr?" Er aber sagte: „Ich will, daß du mir den Schrank mit Speisen anfüllst!"

Und bis die Mutter zum Schranke kam, war dieser voll Speisen aller Art; die nahmen sie heraus und thaten sich gütlich und machten sich von da an mit dem Ringe ein schönes Leben.

Doch nach und nach ward der Sohn dessen überdrüssig, und eines Tages sprach er zu seiner Mutter: „Geh zum König, Mutter, und sage ihm, er soll mir seine Tochter zur Frau geben!" Da sprach die Mutter: „Was kömmt dir an? Wie können wir uns bis zur Tochter des Königs versteigen?" Er aber hörte nicht auf ihre Einreden und bestand darauf, daß sie hingehen solle.

Uebel oder wohl, mußte sich die Alte aufmachen und zum König gehn. Und als sie vor ihn kam, sagte sie zu ihm ohne viele Umschweife: „Mein Sohn verlangt deine Tochter zum Weibe!" Da lachte der König und sprach: „Wenn er im Stande ist, ein Schloß zu bauen, das größer ist als das meinige, dann soll er meine Tochter zum Weibe haben."

Die Alte kam zu ihrem Sohn zurück und erzählte ihm die Antwort des Königs. Und in derselben Nacht leckte dieser an dem Siegel, und als der Schwarze erschien, befahl er ihm, ein Schloß zu bauen,

das größer sei, als das des Königs. In demselben Augenblick war er in einem Schloß, das größer war, als das des Königs.

Am andern Morgen schickte er seine Mutter wiederum zum König. Und als sie vor ihn kam, sagte sie: „Mein Sohn hat das Schloß gebaut, wie du ihm aufgetragen, und verlangt nun deine Tochter zum Weibe." Der König aber antwortete: „Wenn er im Stande ist, den Weg von seinem Schlosse zu dem meinigen mit Gold zu pflastern, dann soll er meine Tochter bekommen."

Da ging die Alte nach Hause und erzählte ihrem Sohne, was ihr der König geantwortet. Der aber ließ durch den Schwarzen in der Nacht darauf den goldnen Weg bauen, wie ihn der König verlangt hatte. Und des Morgens ging die Mutter wiederum zum König und sagte: „Mein Sohn hat das gethan, was du verlangt hast." Da sprach der König: „Nun, dann soll er sich zur Hochzeit vorbereiten." Die Alte kehrte nach Hause zurück und erzählte ihrem Sohne, was ihr der König aufgetragen. Und dieser rüstete sich also zur Hochzeit.

Der König aber ließ seine Tochter rufen, theilte ihr seinen Beschluß mit, und erzählte ihr, wie geschickt ihr Bräutigam sei und was er Alles bis jetzt vollbracht habe.

Als die Prinzessin hörte, wie reich und geschickt ihr Bräutigam sei, freute sie sich sehr und verlangte vom Vater nichts andres, als einen Schwarzen, der ihr aufwarte, und den sie mit ihren Aufträgen ausschicken könne. Der König gab ihr einen solchen, und als der bestimmte Tag herankam, da nahm der Sohn der Wittwe die Prinzessin zur Frau. Sie lebten lange Zeit glücklich mit einander, und er hatte seine Frau so lieb, daß er sich in einer schwachen Stunde von ihr beschwatzen ließ, und ihr das Geheimniß des Siegels anvertraute.

Mit der Zeit aber begann die Prinzessin, sich in ihren Schwarzen zu verlieben, und ihre Liebe zu ihm ward nach und nach so groß, daß sie eines Nachts, während ihr Mann schlief, ihm das Siegel raubte und mit dem Schwarzen flüchtig ward.

Sie gingen zusammen auf eine Insel im Meer, ließen sich durch die Kraft des Ringes ein Schloß bauen und lebten dort mit einander.

Als der Sohn der Wittwe am andern Morgen aufwachte und inne wurde, was geschehn war, verfiel er in tiefe Trauer. Da kam die Katze leise herbeigeschlichen und schmiegte sich schmeichelnd und spinnend an ihn an. Und als er darauf nicht achtete, fragte sie ihn endlich: „Was fehlt dir, Herr?"

„Was mir fehlt, Närrchen? So und so ist's mir ergangen. Heute Nacht hat mir meine Frau den Siegelring geraubt und ist mit dem Schwarzen davon gelaufen."

„Pah, wenn's weiter nichts ist, so laß dich das nicht kümmern! Den Ring will ich dir schon wiederbringen, wenn du mir den Hund giebst, damit ich auf ihm hinreiten und ihn holen kann."

Da gab er der Katze den Hund, und sie setzte sich auf ihn und ritt über's Meer zum Schlosse der Prinzessin, schlich sich dort ein und suchte vergebens alle Winkel nach dem Ringe aus, bis sie endlich erlauschte, daß der Schwarze den Ring unter seiner Zunge versteckt hielt. Darauf fing sie eine Maus und sprach zu ihr: „Maus, wenn du dein Leben retten willst, so mußt du dein Schwänzchen in das Nasenloch des Schwarzen stecken, während er schläft." Die Maus versprach es und hielt Wort. Als nun der Schwarze den Kitzel spürte, da fing er an gar heftig zu nießen, und dadurch fiel ihm der Ring heraus, den er unter der Zunge versteckt hatte. Die Katze packte ihn sogleich, stieg auf den Hund und suchte das Weite. Während sie nun über das Meer schwammen, da sagte der Hund zur Katze: „Liebe Katze, sei doch so gut, und zeig mir ein bischen den Ring." „Was siehst du dran, du Narr?" meinte die Katze. Da aber der Hund nicht nachließ, so zog sie den Ring hervor, und wie ihn der Hund nehmen will, so fällt er in's Meer, und ein Fisch schnappte ihn auf und ward dadurch zum Buntfische.

Da sprach die Katze zum Hunde: „Wehe uns, was hast du angestellt? Wie können wir zu unserm Herrn ohne Ring zurückkehren?" — Aber was war zu thun? Im Meer konnten sie nicht bleiben; sie

schwammen also an's Land, und kamen an einen Ort, wo die Schiffe ankern. — Dort gingen sie auf das beste Schiff, und die Katze wußte dem Schiffer so zu schmeicheln und schön zu thun, daß dieser sagte: „Ei der Tausend, was für eine schöne Katze ist uns da zugelaufen! Wenn ich heute Abend nach Hause komme und den Fisch koche, den ich gefangen habe, so soll sie auch die Därme bekommen und sich dran gütlich thun." Das war aber der Fisch, welcher den Siegelring geschluckt hatte, und wie nun die Katze die Därme bekam, packte sie das Kleinod, stieg auf den Hund, kehrte zu ihrem Herrn zurück, und als sie den so traurig dasitzen sah, rief sie von weitem: „miau, miau!" Da hob der Herr den Kopf in die Höhe und fragte: „Hast du ihn, mein Kätzchen?"

„Ich hab ihn, Herr! ich hab ihn; aber du mußt den Hund todtschlagen, denn als wir auf dem Meere schwammen, wollte er den Ring sehen und ließ ihn in's Meer fallen." Da griff jener nach der Flinte und legte an, um ihn todtzuschießen. Die Katze aber rief: „Laß ihn gehn, Herr, wir haben ja so lange aus einer Schüssel gegessen." Und jener setzte ab und ließ ihn leben.

Drauf nahm der Herr den Siegelring und leckte daran; sogleich erschien der Schwarze und fragte: „Was befiehlst du, Herr?"

„Bringe das Schloß daher, welches im Meere steht." Und als es vor ihm stand, ging er hinein und fand den Schwarzen bei seiner Frau liegen, schlug ihn todt, und lebte mit dieser glücklich und zufrieden bis an sein Ende. —

---

10. Das Mädchen im Krieg.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und wurde eines Tages aufgeboten, um in den Krieg zu ziehen. Da er aber schon alt und schwächlich war, so betrübte ihn das sehr, und er saß Tage lang, um darüber nachzusinnen, was er thun solle. —

Da kam seine älteste Tochter zu ihm und fragte: „Was hast du, Herr, daß du so traurig bist?"

„Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege!“

„Nein, lieber Vater, ich muß es wissen, und gehe nicht eher von der Stelle, als bis du mir es sagst.“

„Was soll ich dir sagen, mein armes Mädchen? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin zu alt, um mitzuziehn.“

„O weh! Ich glaubte, du zerbrächst dir den Kopf, wie du mich endlich unter die Haube bringen könntest,“ rief das Mädchen trotzig, und verließ den Vater.

Drauf kam die Zweite und sprach: „Was ist dir, Väterchen, daß du so traurig bist?“

„Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege!“

„Nein, nein! du mußt es mir sagen, ich will es wissen!“

„Ich sage dir's nicht, denn sonst antwortest du mir, wie die Andere.“

„Nein, das thue ich gewiß nicht!“

„Nun, so höre, mein Kind! Man bietet mich auf zum Kriege, und ich bin zu alt dazu und kann nicht mitgehn.“

„O Unheil! ich glaubte, du zerbrächst dir den Kopf, wie du mich unter die Haube bringen könntest!“ rief das Mädchen und ging seiner Wege.

Drauf kam die Jüngste und fragte: „Was ist dir, Vater, daß du so traurig bist?“

„Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege! Denn sonst antwortest du mir, wie die zwei Andern.“

„Nein, nein! das thu' ich gewiß nicht; sage es mir, ich beschwöre dich!“

„Also, mein Töchterchen, du willst wissen, warum ich so traurig bin? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin alt geworden und kann nicht mitziehn.“

„Und das kümmert dich so sehr? Weißt du was? Laß mir schöne Mannskleider machen, und gieb mir ein gutes Pferd, und ich will statt deiner in den Krieg ziehn.“

„Ach, geh doch, du bist ein Mädchen und willst in den Krieg ziehen?“

„Das laß dich nicht kümmern! Ich will nicht blos hingehn, sondern auch siegen.“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ sagte der König, ließ ihr Mannskleider machen und gab ihr ein gutes Pferd. Das Mädchen zog in den Krieg und überwand die Feinde.

Bei diesem Feldzug war auch ein Prinz aus einem andern Königreiche. Und als sie zusammen nach Hause zogen, kehrten sie in dem Schlosse dieses Prinzen ein, und da kam es ihm vor, als ob sein Gast kein Mann wäre. Er ging also zu seiner Mutter und sprach: „Ich glaube, das ist ein Mädchen, Mutter.“ Die wunderte sich sehr über diese Rede und sagte: „Wie kann ein Mädchen in den Krieg ziehn?“ Er aber blieb bei seiner Meinung, und um in's Klare zu kommen, rieth ihm die Mutter: „Führe sie in den Wald und schlafe mit ihr zusammen auf dem Grase, und wenn du beim Aufstehn siehst, daß der Platz, wo du gelegen, frischer ist, dann ist es ein Mädchen. Ist das aber nicht der Fall, dann ist es ein Mann.“

Da gingen sie zusammen in den Wald und schliefen auf dem Grase. Als aber der Prinz eingeschlafen war, da schlich sich das Mädchen weg und schlief an einer andern Stelle, und kehrte erst kurz vor Tagesanbruch an seinen ersten Platz zurück. Als sie aufgestanden waren, untersuchte der Prinz die Plätze und sah, daß der, wo die Prinzessin gelegen, grüner war als der seinige. Und bei der Rückkehr gestand er seiner Mutter, daß sein Platz am dürrsten gewesen sei. Da erwiederte diese: „Hab ich dir's nicht gesagt, daß es ein Mann sei?“ Er aber blieb bei seiner Meinung.

Als nun das Mädchen Abschied nahm, um in sein Reich zurückzukehren, und aus der Stadt herausgeritten war, da rief es: „Ein Mädchen im Kriege! Als Mädchen bin ich in den Krieg gezogen zur Schande des Esels von König!“

Als das der Prinz hörte, sagte er zu seiner Mutter: „Siehst du,

Mutter, daß ich Recht hatte und daß es ein Mädchen war! Aber ich will hinziehen in ihr Reich, und sie zur Frau nehmen."

Der Prinz zog also alte Kleider an, kaufte sich eine Anzahl Spindeln, Kunkeln und Halsbänder, ging nach der Stadt der Prinzessin, und bot seine Waaren dort feil, indem er schrie: „Spindeln, Kunkeln, Halsbänder für den goldnen Zahn!" Denn er wußte, daß die Prinzessin einen Zahn verloren und dafür einen goldnen eingesetzt hatte.

Als das die Mägde der Prinzessin hörten, sprachen sie zu ihr: „Hörst du nicht, Herrin, was dieser Lump ruft?"

„Laßt ihn schreien!" antwortete diese.

„Wollen wir denn nichts von ihm kaufen?"

„Kauft, was ihr wollt."

Als sie nun den Krämer heraufgerufen, fragte ihn die Prinzessin: „Wie viel Thaler er für ein Halsband verlange?" Der aber antwortete: „Ich verlange kein Geld, sondern ein Maaß voll Erbsen." Als das die Mägde hörten, lachten sie laut. Die Prinzessin aber befahl, ihm die Erbsen zu geben. Und wie er sie nun in seinen Sack schütten wollte, ließ er sie auf die Erde fallen, und setzte sich dann hin, um sie Stück für Stück aufzulesen, bis es Nacht wurde. Da sprachen die Mägde: „Warum hast du uns nicht um ein anderes Maaß Erbsen gebeten, statt hier zu sitzen und die aufzulesen?"

„Nein, das geht nicht," sagte dieser, „denn das ist mein erster Handel. Statt dessen aber bitte ich Euch, mir ein Kämmerchen zu zeigen, wo ich die Nacht schlafen kann." Die Mägde gingen zur Prinzessin, und erhielten von ihr die Erlaubniß dazu. Da legte sich der Prinz auf die Lauer und entdeckte so den Ort, wo die Schlüssel lagen, mit denen die Prinzessin eingesperrt wurde. Und in der Nacht nahm er die Schlüssel, öffnete das Schlafgemach, warf ein Schlafkraut auf die Prinzessin, das er deshalb bei sich führte, nahm sie auf die Schultern und trug sie in seine Heimath. —

Als die Prinzessin aufwachte, fand sie sich an einem fremden Orte und sprach drei Jahre lang gar nicht. Da verlor die Mutter des

Prinzen endlich die Geduld, und sagte zu ihm: „Du bist wirklich ein Narr, daß du einen so weiten Weg gemacht und so viel ausgestanden hast, um dir eine stumme Frau zu holen! Werde doch endlich klug, und laß sie sitzen und nimm eine Andere." Sie stellten also eine große Hochzeit an, und als es zur Trauung des neuen Brautpaars ging, und alle Gäste Kerzen erhielten, gaben sie der Stummen auch eine, und wie die Feier zu Ende war, da warf sie die Kerze nicht weg gleich den Andern, sondern behielt sie in der Hand, und alle Welt sagte zu ihr: „du verbrennst deine Hand, Stumme." Sie aber that, als hörte sie es nicht. Da kam der Bräutigam selbst und sagte zu ihr: „Stumme, du verbrennst dir die Hand!" Sie aber that, als hörte sie's nicht. Drauf sprach der Bräutigam: „laßt auch die Braut ihr zureden." Und die Braut sprach: „Stumme, du verbrennst dir die Hand!" Da rief diese plötzlich: „Stumm sollst du selbst werden, und dahin gehen, wo du hergekommen bist! Ich habe zum Prinzen ein Wort gesprochen, und bin deswegen drei Jahre stumm gewesen, und du, Braut, hast noch die Krone auf, und schiltst mich eine Stumme?" Als der Prinz hörte, daß die Stumme wieder sprach, da verstieß er die neue Braut und nahm die alte und lebte mit ihr glücklich und in Freuden.

---

11. Die Wette der drei Brüder mit dem Bartlosen.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne und davon war der jüngste an einem Fuße lahm. Als nun der Vater auf seinem Todtenbette lag, da rief er seine drei Söhne vor sich, nahm Abschied, und verlangte von ihnen das Versprechen, daß sie ihr Lebenlang weder mit einem Bartlosen noch mit einem Hinkenden auf Reisen gehn sollten. Alle drei versprachen ihm das, und darauf starb er zufrieden.

Nachdem sie den Vater begraben hatten, da machte sich zuerst der älteste Bruder auf, um in der Welt sein Glück zu versuchen. Er war aber noch nicht weit vom Hause, so begegnete ihm ein Bartloser und

fragte ihn, „wo er hin wolle." Darauf antwortete der Aelteste: „in die Fremde, um mein Glück zu versuchen." „Da nimm mich auch mit," sagte der Bartlose. „Nein, das darf ich nicht, denn der Vater hat es uns auf dem Sterbebette verboten, mit einem Bartlosen zusammen zu reisen." Als er eine Weile gegangen war, begegnete er einem andern Bartlosen, der fragte ihn eben so wie der erste, erhielt aber dieselbe Antwort. Eine Strecke weiter begegnete ihm ein dritter Bartloser, und als auch der ihm seine Begleitung anbot, da dachte der Aelteste: es ist nun einmal mein Schicksal, daß ich lauter Bartlosen begegne, also mag es denn sein, und so nahm er denn den Bartlosen als Reisegefährten an.

Nachdem sie eine Weile gewandert waren, schlug ihm der Bartlose vor, daß sie mit einander wetten wollten, wer zuerst über den andern ärgerlich würde, und es solle um das Fleisch des Rückgrats gelten, das der andere dem, der sich geärgert, ausschneiden dürfe. Der Aelteste war das zufrieden, und der Bartlose führte ihn in sein Haus und gab ihm auf, seine Heerde zu hüten, und als der Aelteste sie austreiben wollte, da gab er ihm einen Laib Brot und sprach: „da nimm das Brot und iß davon so viel du willst und gieb auch dem Hunde davon; aber am Abend mußt du mir es heil zurückbringen." Als das der Aelteste hörte, wurde er zornig und rief: „das ist doch zu arg, denn wie soll ich es anfangen, daß ich mich an dem Brote satt esse, und auch dem Hunde davon gebe, und es doch am Abend heil wiederbringe!" Darauf sprach der Bartlose: „nun hast du die Wette verloren, nun will ich meinen Gewinnst haben;" und da mußte der Aelteste so lange still halten, bis ihm der Bartlose das Fleisch von dem Rückgrat geschnitten hatte. Dem Aeltesten war dadurch die Reiselust vertrieben und er ging also wieder nach Hause, sagte aber seinen Brüdern kein Wort von dem, was ihm widerfahren war.

Darauf machte sich der zweite Bruder auf, um in der Welt sein Glück zu versuchen; dem erging es ebenso wie dem Aeltesten und er kam eben so verdrießlich nach Hause. Da sagte der hinkende Jüngste:

„wenn es euch nicht geglückt ist, so will ich es probiren, vielleicht geht mir es besser.“ „Nun so mache dich auf,“ erwiederten die Brüder, und hofften, daß es ihm ebenso ergehen werde, wie ihnen.

Da machte sich der Jüngste auf den Weg und begegnete ebenso wie seine Brüder dem Bartlosen und schloß mit ihm auch dieselbe Wette. Als ihm aber dieser am Morgen, wo er mit der Heerde ausziehen sollte, einen Laib Brot gab und ihm auftrug, davon zu essen und dem Hund davon zu geben und ihn doch am Abend heil zurückzubringen, wurde er darüber nicht ärgerlich, sondern sagte: „ganz wohl.“ Nachdem er mit der Heerde eine Weile gezogen war, suchte er sich einen schönen Platz aus, machte dort ein großes Feuer an, dann griff er das beste Lamm aus der Heerde, schlachtete und briet es, und als er es verzehrt hatte, lockte er den Hund an sich heran und schlug ihn todt.

Bald nachher kam ein Ochsenwagen an der Weide vorüber, und wie der Lahme bemerkte, daß dessen Gespann in elendem Zustande und der eine Ochse nahe daran war, umzustehn, spannte er es aus und gab dafür das beste Paar aus seiner Heerde. Darauf fragte er die Leute, denen der Wagen gehörte: „Habt ihr Brot und Wein?“ und als diese es bejahten, schlachtete er eine Jungkuh und briet sie und that sich mit den Fremden gütlich.

Als er am Abend die Heerde heimtrieb und der Bartlose bemerkte, daß davon Stücke fehlten, sagte er zwar nichts zu dem Lahmen, weil er an die Wette dachte, doch sprach er bei sich: „an dem habe ich meinen Meister gefunden.“ Aber so ging es nun Tag für Tag und jeden Abend kam der Lahme mit einer kleineren und schlechteren Heerde nach Hause. Da hielt es endlich der Bartlose nicht mehr aus und fuhr eines Abends den Lahmen mit den Worten an: „Kerl, was ist aus den Ochsen geworden?“ Der aber sprach: „Du hast die Wette verloren und nun stehe still, bis ich dir einen Riemen Fleisch aus dem Rücken geschnitten.“ Darauf machte er es ihm ebenso, wie dieser es seinen zwei Brüdern gemacht hatte, nahm ihm obendrein alle seine Habe und kehrte damit nach Hause zurück.

---

12. Vom Mordmesser, dem Wetzstein der Geduld und der Kerze, die nicht schmilzt.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine Tochter, die oft am Fenster saß und stickte. Als sie eines Tags wieder am Fenster saß, flog ein Vogel an ihr vorüber und rief: „Was stickst du in Silber und Gold, du wirst ja doch nur einen todten Mann bekommen!“ Das verdroß das Mädchen sehr, und sie ging weinend zu ihrem Vater und sagte ihm, was ihr der Vogel zugerufen. Der aber machte kein großes Aufheben davon und sagte: „Es ist eben ein Vogel, laß ihn schwatzen!“ Das geschah aber nicht blos einmal, sondern mehrmals, und so oft der Vogel vorüber flog, rief er ihr dasselbe zu.

Als sich eines Tags das Mädchen mit seinen Gespielinnen im Freien vergnügte, wurde es vom Regen überfallen. Da lief es nach einem Hause, welches in der Nähe lag, und stellte sich unter das Vordach. Während es nun so stand und wartete, ging plötzlich die Hausthür auf, und das Mädchen trat in's Haus, um sich ein bischen darin umzusehen. Kaum war es aber eingetreten, so ging die Thür wiederum zu. Das Mädchen ließ sich dadurch nicht irre machen und lief von einem Zimmer zum andern, bis es in ein Gemach kam, wo ein todter Prinz lag, welcher einen Zettel in der Hand hatte, auf dem geschrieben stand: „Wer hierher kommt und bei mir drei Wochen, drei Tage und drei Stunden, ohne zu schlafen, Wache hält, der wird mich zum Leben erwecken, und wenn es ein Mann ist, so mach' ich ihn zu meinem Minister, und wenn es eine Frau ist, so nehm' ich sie zum Weibe.“

Als das Mädchen diesen Zettel las, gedachte sie der Worte, die der Vogel ihr zugerufen, und beschloß den Prinzen zu erlösen. Sie wachte auch wirklich drei Wochen und drei Tage bei ihm, ohne zu schlafen, da konnte sie sich aber vor Müdigkeit kaum mehr halten. Sie öffnete also das Fenster, um frische Luft zu schöpfen, und sah eine Zigeunerin darunter stehn; die ließ sie durch das Fenster zu sich kommen und sprach: „Wache du zwei Stunden hier, ich muß ein bischen schlafen, und wecke mich

nach zwei Stunden. Diese war es zufrieden, und das Mädchen legte sich schlafen.

Die Zigeunerin weckte sie aber nicht, sondern wachte allein die drei Stunden durch, und als der Prinz aufwachte, sagte er zu ihr: „Du bist meine Frau!“ Darauf sprach die Zigeunerin zum Prinzen: „Nimm das Mädchen, welches hier schläft, und laß sie die Gänse hüten,“ und der Prinz, um seiner Braut gefällig zu sein, that das Mädchen zu den Gänsen.

Eines Tages bekam der Prinz Lust in den Krieg zu ziehen. Er rief also seine Frau und fragte sie, was er ihr mitbringen solle, und sie bestellte sich einen goldenen Anzug. Darauf rief er auch der Gänsehirtin, und fragte sie: „was willst du, daß ich dir mitbringe?“ Und diese sagte: „ich wünsche mir das Mordmesser, den Wetzstein der Geduld und die Kerze, die nicht schmilzt, und wenn du mir das nicht mitbringst, so soll dein Pferd nicht von der Stelle gehn.“

Drauf zog der Prinz in den Krieg und trieb die Feinde zu Paaren, und als er nach Hause wollte, kaufte er für seine Frau einen goldenen Anzug, vergaß aber das, was die Gänsehirtin für sich bestellt hatte. Und als er nun heim reiten wollte, da brachte er sein Pferd nicht von der Stelle. Wie er so drauf saß und nachdachte, was das wohl bedeute, da fiel ihm ein, was er der Gänsehirtin versprochen hatte. Er ging also auf den Markt und fragte nach dem Mordmesser, dem Wetzstein der Geduld und der Kerze, die nicht schmilzt. Nachdem er lange vergeblich herumgegangen, fand er endlich Alles in einer kleinen Bude bei einem alten Kaufmann, und der fragte ihn: „für wen kaufst du diese Sachen?“

„Für meine Magd,“ erwiderte der Prinz.

„Nun, dann gieb Acht, was sie damit anfängt, wenn du es ihr giebst!“

Drauf zog der Prinz heim und gab seiner Frau den goldenen Anzug und der Gänsehirtin das Messer, den Wetzstein und die Kerze.

Diese trug die Sachen in ihre Hütte und schloß sich ein. Der Prinz aber schlich ihr nach um zu sehen, was sie damit anfange.

Das Mädchen setzte den Wetzstein der Geduld auf die Erde, legte das Mordmesser darauf, und steckte die Kerze an, die nicht schmilzt, und fing dann an zu sprechen: „Mordmesser, warum liegst du so ruhig da, warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?" — Da erhob sich das Messer, um ihr den Hals abzuschneiden, aber der Wetzstein der Geduld zog es zurück, und wie sich das Messer erhob, da brannte auch die Kerze, die nicht schmilzt, so düster, als ob sie erlöschen wolle, und das Mädchen fuhr fort: „Ich war ein Fräulein aus gutem Hause, und als ich am Fenster stickte, rief mir ein Vogel zu: warum stickst du in Gold und Silber, du bekömmst ja doch nur einen todten Mann. Ich aber glaubte es nicht. — Mordmesser, warum liegst du so ruhig da? warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?" — Da erhob sich das Messer gegen sie, und der Wetzstein zog es zurück. —

„Eines Tages vergnügte ich mich mit meinen Gespielinnen im Freien; da überfiel uns ein Regen, und ich stellte mich unter die Thür dieses Schlosses um den Regen abzuwarten. — Mordmesser, warum liegst du so ruhig da? warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?" — Da erhob sich das Messer gegen sie, und der Wetzstein zog es zurück. — „Drauf öffnete sich die Thüre und zog mich hinein; ich ging durch viele Zimmer, kam in das Gemach des Prinzen, sah den Zettel, den er in der Hand hielt, und las ihn. — Mordmesser, warum liegst du so ruhig da? warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?" — Da erhob sich das Messer gegen sie, und der Wetzstein zog es zurück. — „Und ich wachte bei ihm drei Wochen und drei Tage; da ging die Zigeunerin, die er jetzt zur Frau hat, unter dem Fenster vorüber, und ich rief sie herauf und sagte ihr, sie solle zwei Stunden wachen; sie wachte aber drei Stunden ohne mich aufzuwecken. Und darum nahm sie der Prinz zur Frau und machte mich zur Gänsehirtin. — Mordmesser, wie kannst du es mit ansehen, daß ich drei Wochen

gewacht und Gänsehirtin geworden bin, während die Zigeunerin nur drei Stunden wachte, und Prinzessin geworden ist? — Und du zauderst noch, Mordmesser?"

Da erhob sich das Messer sehr hoch gegen sie, der Wetzstein konnte es nicht mehr zurückhalten und die Kerze verlosch ganz und gar. Der Prinz aber, der das Alles gehört hatte, fing an zu schluchzen, stieß die Thür ein, und ergriff das Messer grade wie es auf das Mädchen losstechen wollte, führte die Gänsehirtin in sein Schloß, machte sie zu seiner Frau und ließ die Zigeunerin an ihrer Statt die Gänse hüten.

---

13. Von der unter der Erde versteckten Prinzessin.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und große Reichthümer, und bevor er starb, vertheilte er sie an seine Söhne. Die beiden älteren Söhne lebten in Saus und Braus, Jahr aus Jahr ein, und verpraßten und verschwendeten die Schätze ihres Vaters, bis nichts mehr übrig war, und sie in Elend geriethen. Der Jüngste dagegen hielt mit seinem Erbtheil Haus, nahm eine Frau und bekam von ihr eine wunderschöne Tochter. Als diese herangewachsen war, baute er für sie unter der Erde einen großen Palast und tödtete den Baumeister, welcher ihn gebaut hatte. Drauf sperrte er seine Tochter hinein und schickte Herolde durch die ganze Welt, welche verkündigten, daß der, welcher im Stande sei, des Königs Tochter zu finden, sie zur Frau bekommen solle. Wenn er sie aber nicht finden könne, so müsse er sterben. Da kamen nun viele junge Männer, um das Wagstück zu bestehen; aber alle ihre Mühe war vergeblich. Sie konnten die Prinzessin nicht finden, und verloren ihre Köpfe.

Nachdem schon Viele ihren Tod gefunden hatten, kam es einem jungen Mann, der bildschön und ebenso klug war, in den Sinn, den Versuch zu machen. Er ging also zu einem Hirten und bat ihn, er

möge ihn in ein Schaffell stecken, welches ein goldenes Vließ habe, und ihn in dieser Verkleidung zum Könige bringen. Der Schäfer ließ sich überreden, nahm ein Schaffell, welches goldenes Vließ hatte, nähte den Burschen hinein, that auch Speise und Trank und Schaaflosung dazu, und brachte ihn so vor den König.

Als dieser das goldene Lamm sah, fragte er den Hirten: „verkaufst du das Lamm?“ Der Hirt aber erwiderte: „nein, Herr König, ich verkaufe es nicht, wenn du aber Gefallen an ihm findest, so will ich mich dir gerne dienstbar erzeigen, und es dir ohne Entgelt auf drei Tage borgen. Dann aber mußt du mir es wiedergeben.“

Der König versprach das, und machte sich mit dem Lamm auf zu seiner Tochter; und nachdem er es in sein Schloß und durch viele Zimmer geführt, kam er an eine Thür, und rief: „öffnet Euch, Tartara Martara der Erde!“ Da öffnete sich die Thüre von selbst, und nachdem sie wieder durch viele Zimmer gegangen waren, kamen sie an eine zweite Thür. Bei der rief der König wieder: „öffnet Euch, Tartara Martara der Erde!“ Drauf öffnete sich die Thüre von selbst und sie kamen in das Gemach, in dem die Prinzessin wohnte, und dessen Boden, Wände und Decke ganz von Silber waren. Nachdem der König die Prinzessin begrüßt hatte, gab er ihr das Lamm. Sie hatte eine große Freude daran, streichelte und hätschelte es und spielte mit ihm. Aber nach einem Weilchen loste das Lamm; da sagte die Prinzessin zum König: „Vater, das Lamm hat gelost!“ Und dieser erwiderte: „es ist eben ein Lamm, warum soll es denn nicht losen!“ Drauf ließ er das Lamm bei der Prinzessin und ging seiner Wege.

In der Nacht aber zog der Bursche das Fell aus. Und als die Prinzessin sah, daß er so schön war, verliebte sie sich in ihn, und fragte: „warum hast du dich in das Fell gesteckt und bist hierher gekommen?“ Der erwiderte: „als ich sah, daß so Viele dich nicht finden konnten und das Leben verloren, ersann ich diese List und kam zu dir.“ Da rief die Prinzessin: „ei, das hast du gut gemacht! Aber du mußt wissen, daß, wenn du mich hier gefunden hast, deine Wette noch nicht

gewacht und Gänsehirtin geworden bin, während die Zigeunerin nur drei Stunden wachte, und Prinzessin geworden ist? — Und du zauberst noch, Mordmesser?"

Da erhob sich das Messer sehr hoch gegen sie, der Wetzstein konnte es nicht mehr zurückhalten und die Kerze verlosch ganz und gar. Der Prinz aber, der das Alles gehört hatte, fing an zu schluchzen, stieß die Thür ein, und ergriff das Messer grade wie es auf das Mädchen losstechen wollte, führte die Gänsehirtin in sein Schloß, machte sie zu seiner Frau und ließ die Zigeunerin an ihrer Statt die Gänse hüten.

---

13. Von der unter der Erde versteckten Prinzessin.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und große Reichthümer, und bevor er starb, vertheilte er sie an seine Söhne. Die beiden älteren Söhne lebten in Saus und Braus, Jahr aus Jahr ein, und verpraßten und verschwendeten die Schätze ihres Vaters, bis nichts mehr übrig war, und sie in Elend geriethen. Der Jüngste dagegen hielt mit seinem Erbtheil Haus, nahm eine Frau und bekam von ihr eine wunderschöne Tochter. Als diese herangewachsen war, baute er für sie unter der Erde einen großen Palast und tödtete den Baumeister, welcher ihn gebaut hatte. Drauf sperrte er seine Tochter hinein und schickte Herolde durch die ganze Welt, welche verkündigten, daß der, welcher im Stande sei, des Königs Tochter zu finden, sie zur Frau bekommen solle. Wenn er sie aber nicht finden könne, so müsse er sterben. Da kamen nun viele junge Männer, um das Wagstück zu bestehen; aber alle ihre Mühe war vergeblich. Sie konnten die Prinzessin nicht finden, und verloren ihre Köpfe.

Nachdem schon Viele ihren Tod gefunden hatten, kam es einem jungen Mann, der bildschön und ebenso klug war, in den Sinn, den Versuch zu machen. Er ging also zu einem Hirten und bat ihn, er

möge ihn in ein Schaffell stecken, welches ein goldenes Vließ habe, und ihn in dieser Verkleidung zum Könige bringen. Der Schäfer ließ sich überreden, nahm ein Schaffell, welches goldenes Vließ hatte, nähte den Burschen hinein, that auch Speise und Trank und Schaaflosung dazu, und brachte ihn so vor den König.

Als dieser das goldene Lamm sah, fragte er den Hirten: „verkaufst du das Lamm?“ Der Hirt aber erwiderte: „nein, Herr König, ich verkaufe es nicht, wenn du aber Gefallen an ihm findest, so will ich mich dir gerne dienstbar erzeigen, und es dir ohne Entgelt auf drei Tage borgen. Dann aber mußt du mir es wiedergeben.“

Der König versprach das, und machte sich mit dem Lamm auf zu seiner Tochter; und nachdem er es in sein Schloß und durch viele Zimmer geführt, kam er an eine Thür, und rief: „öffnet Euch, Tartara Martara der Erde!“ Da öffnete sich die Thüre von selbst, und nachdem sie wieder durch viele Zimmer gegangen waren, kamen sie an eine zweite Thür. Bei der rief der König wieder: „öffnet Euch, Tartara Martara der Erde!“ Drauf öffnete sich die Thüre von selbst und sie kamen in das Gemach, in dem die Prinzessin wohnte, und dessen Boden, Wände und Decke ganz von Silber waren. Nachdem der König die Prinzessin begrüßt hatte, gab er ihr das Lamm. Sie hatte eine große Freude daran, streichelte und hätschelte es und spielte mit ihm. Aber nach einem Weilchen loste das Lamm; da sagte die Prinzessin zum König: „Vater, das Lamm hat gelost!“ Und dieser erwiderte: „es ist eben ein Lamm, warum soll es denn nicht losen!“ Drauf ließ er das Lamm bei der Prinzessin und ging seiner Wege.

In der Nacht aber zog der Bursche das Fell aus. Und als die Prinzessin sah, daß er so schön war, verliebte sie sich in ihn, und fragte: „warum hast du dich in das Fell gesteckt und bist hierher gekommen?“ Der erwiderte: „als ich sah, daß so Viele dich nicht finden konnten und das Leben verloren, ersann ich diese List und kam zu dir.“ Da rief die Prinzessin: „ei, das hast du gut gemacht! Aber du mußt wissen, daß, wenn du mich hier gefunden hast, deine Wette noch nicht

gewonnen ist. Denn dann verwandelt mich der Vater sammt meinen Mägden in Enten und fragt dich: welche von diesen Enten ist die Prinzessin? Da werde ich nun den Kopf rückwärts wenden und mir mit dem Schnabel die Flügel putzen, damit du mich erkennst."

Nachdem sie drei Tage lang mit einander geplaudert und gekost hatten, kam der Hirte wieder zum König und verlangte sein Lamm.

Und der König ging zu seiner Tochter um es zu holen. Diese that sehr betrübt, weil sie so schön mit dem Lamme gespielt hätte. Der König aber sagte: „ich kann es dir nicht lassen, denn es ist nur geborgt," und nahm es mit und gab es an den Hirten zurück.

Nun warf der Bursche das Fell ab, ging zum König und sprach: „Herr, ich bin im Stande deine Tochter zu finden." Als der König den schönen Burschen sah, sagte er zu ihm: „mich dauert deine Jugend, liebes Kind. Dies Wagestück hat schon so Vielen das Leben gekostet und wird auch dein Tod sein." —„Ich bleibe dabei, Herr König; ich will sie entweder finden oder den Kopf verlieren."

Drauf ging er vor dem König her, und dieser folgte ihm, bis sie zu der großen Thür kamen. Da sprach der Bursche zum König: „sage drei Worte, damit sie aufgehe." Und der König antwortete: „was sind das für Worte? Soll ich etwa sagen: Schloß, Schloß, Schloß!" „Nein," sprach Jener, „sage: öffnet Euch, Tartara Martara der Erde!"

Als das der König gethan hatte, öffnete sich die Thür, und sie gingen hinein, und der König kaute vor Zorn an seinem Schnurrbart. Dann kamen sie zur zweiten Thür, da ging es wie bei der ersten. Sie traten ein und fanden die Prinzessin.

Drauf sprach der König: „gut, die Prinzessin hast du gefunden. Nun werde ich sie aber mit sammt ihren Mägden in Enten verwandeln, und wenn du erräthst, welche von diesen meine Tochter ist, dann sollst du sie zum Weibe haben." Und sofort verwandelte der König alle Mädchen in Enten, führte sie dem Burschen vor und sagte zu ihm: „Nun zeige mir die, welche meine Tochter ist." Da putzte sich die Prinzessin nach der Abrede mit dem Schnabel die Flügel, und der Bursche

sprach: „die da, welche sich die Flügel putzt, ist die Prinzessin." Nun konnte der König nicht anders und mußte sie ihm zum Weibe geben, und er lebte mit ihr herrlich und in Freuden.

---

14. Das Ziegenkind.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin, die bekamen keine Kinder und waren darüber sehr betrübt. Eines Tages betete die Frau zum lieben Gott: „er möge ihr ein Kind geben und wenn es auch ein Zicklein wäre." Drauf ward ihr Leib gesegnet, sie gebar aber statt eines Kindes ein Zicklein, welches frisch und munter heranwuchs. Eines Tages sprach die Mutter zur jungen Ziege: „wenn ich nur Jemand hätte, der dem Vater einen Krug Wasser auf den Acker brächte!" Und diese erwiderte: „binde ihn an mein Gehörn, und ich trage ihn hin." Die Mutter band ihr also den Krug an die Hörner, und sie trug ihn zu ihrem Vater. Auf dem Rückweg kam sie an ein heimliches sonniges Plätzchen, da setzte sie sich hin, zog ihr Fell ab und lauste es. Als sie so da saß, kam ein Prinz durch den Wald, der auf der Jagd war, erblickte sie von Weitem, und näherte sich ihr leise und seine Augen staunten über ihre Schönheit, welche wie die Sonne strahlte. Wie er aber näher treten wollte, wurde sie ihn gewahr, schlüpfte sogleich in ihr Fell und lief nach Hause.

Der Prinz schickte ihr nach, um zu wissen, wo sie hinginge, und als es erfahren, da ging er heim und sagte zu seiner Mutter: „schicke Brautwerber in das und das Haus, denn ich will die Ziege zur Frau nehmen, welche dort wohnt."

Wie das die Mutter hörte, fing sie an zu jammern und zu weinen, und rief: „mein Sohn, wenn du dich vermählen willst, so nimm doch eine Prinzessin von Deinesgleichen, aber keine Ziege."

Doch er sagte: „entweder diese oder keine!" und blieb dabei. Als die Mutter inne wurde, daß ihr Sohn sich nicht abbringen ließ,

den Backofen. Der Geruch von dem brennenden Felle drang aber bis zum Hochzeitshaus und bis in den Saal, wo das Mädchen tanzte. Da schlüpfte es fort, rannte bis zum Ofen und wollte sich hineinstürzen. Der Prinz aber war ihr nachgelaufen; er fing sie in seinen Armen auf und sprach: „Ich habe dich nicht für den Backofen genommen, mein Herz!" Darauf trug er sie auf seinen Armen in das gläserne Gemach des Schlosses und ging nicht auf die Hochzeit, sondern koste mit ihr.

Nach einer Weile schickte die Mutter die Amme nach dem Sohn, um zu sehen, wo er bleibe. Die fragte ihn: „Warum kommst du nicht zur Hochzeit?" „Ich habe Kopfweh," erwiderte er; „aber die Mutter soll sich nicht stören lassen. Am Abend komme ich, um sie abzuholen." Die Mutter wartete jedoch vergebens auf ihn. Und als sie endlich nach Hause kam, da sagte ihr der Prinz: „Da Mutter, nimm die Schlüssel zum gläsernen Saale und hole mir einen Trinkbecher." Diese ging hin, öffnete die Thüre und es glänzte darin so sehr, daß sie erschrak und schrie: „Es ist ein Geist im Saal! es ist ein Geist im Saal!" Der Prinz aber lachte, nahm sie bei der Hand, führte sie in den Saal zurück und sagte: „Sieh doch einmal recht hin, Mutter!" Und als die Schnur aufstand und der Königin die Hand küßte, fuhr er fort: „Siehst du Mutter, das ist die Ziege!" Und die Königin umarmte und küßte sie und sprach: „Warum hast du dich so lange versteckt, mein Kind?" Drauf stellte sie eine Hochzeit an, wie noch keine war gesehen worden, und lud alle Könige von weit und breit dazu ein, und schickte auch nach dem Vater und der Mutter ihrer Schnur. Diese aber fürchteten umgebracht zu werden und versteckten sich.

Als der König hörte, daß sie aus Furcht nicht kommen wollten, ließ er ihnen sogleich neue Kleider machen und ging selbst hin und holte sie herbei. Ihre Tochter kam ihnen bis in den Hof entgegen und küßte ihnen an der Treppe die Hände. Und so fröhlich ging's noch auf keiner Hochzeit her.



15. Von dem Prinzen und der Schwanenjungfrau.

Es war einmal ein König, der konnte keine Kinder bekommen und härmte und grämte sich darüber Tag und Nacht, und in seinem Kummer befahl er, daß in allen Städten und Dörfern die Häuser schwarz angestrichen werden sollten.

Nach langer Zeit wurde ihm endlich ein Söhnchen geboren, und aus Freude darüber befahl er, daß alle Häuser in seinem ganzen Reiche weiß angestrichen werden sollten. Darauf erkundigte er sich nach dem weisesten und gelehrtesten Manne auf der Welt, und als er ihn erfahren hatte, ließ er ihn kommen und sprach zu ihm: „ich freue mich nicht so sehr, daß ich einen Sohn bekommen habe, als daß er zu deiner Zeit geboren worden ist; du sollst ihn erziehen und ihn nicht eher aus deiner Hut lassen, bis er alles gelernt hat, was du weißt.“

Um aber das Kind vor allem Schaden zu bewahren, ließ er ein gläsernes Schloß bauen und setzte es mit seinem Lehrer hinein. Eines Tags brachte man Fleisch auf die Tafel, an dem noch ein Knochen war, und über diesen verwunderte sich der Knabe, denn er hatte wohl von Knochen gehört, aber noch keinen Knochen gesehn. Er verlangte ihn also, um damit zu spielen, und als er ihn erhalten hatte, warf er ihn so lange hin und her, bis er so stark an eine der Wände fuhr, daß er sie durchschlug. Da steckte der Knabe den Kopf durch das Loch und erblickte zum ersten Male Himmel, Berge, Flüsse, Felder und vieles andere, und das gefiel ihm so sehr, daß er seinen Lehrer bat, ihn hinaus zu führen. Der aber sagte ihm: „ich darf das nicht, darum mußt du deinen Vater bitten.“ Als nun dieser zum Knaben kam, da bat und flehte der so lange, bis ihn der Vater aus dem gläsernen Schlosse nahm und in die Welt brachte. Darüber war große Freude im ganzen Reiche und es wurden zur Feier große Feste und Jagden angestellt. Der Knabe aber fand großes Vergnügen an der Jagd und wurde bald ein solcher Jagdliebhaber, daß er oft allein ohne Diener und Hunde auszog und jagte.

Eines Tags stellte der König eine große Jagd an, an der auch der Prinz und sein Lehrer Theil nahmen. Da erblickten beide einen großen Hirsch; sie gaben sich an seine Verfolgung und kamen dadurch von der Gesellschaft ab, und nach einer Weile verlor der Lehrer auch den Prinzen aus dem Gesichte und alles Suchen nach ihm war vergebens. Da glaubte man endlich, daß ihn irgend ein Raubthier gefressen habe, und der König verfiel darüber in so tiefe Trauer, daß er wieder alle Häuser schwarz anzustreichen befahl.

Der Prinz wurde von dem Hirsche in eine Einöde gelockt, aus welcher er sich nicht mehr herauszufinden im Stande war, und als sein Pferd vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, band er es an einen Baum, und um seinen Hunger zu stillen, stach er mit seinem Messer Wurzeln aus der Erde und verzehrte sie.

So lebte er längere Zeit, bis eines Tages ein Jude vor ihm erschien, und ihn fragte, was er in dieser Wildniß suche. Darauf erzählte ihm der Prinz, wie es ihm ergangen sei, und der Jude sprach: „sei guten Muths, mein Sohn, ich will dir den Weg zu deinem Vater schon zeigen.“ Sie machten sich nun auf und trafen unterwegs einen Büffel, den erlegte der Jude und zog ihm die Haut ab und nahm sie mit. Darauf kamen sie an einen sehr hohen und steilen Berg, und da sagte der Jude zu dem Prinzen: „wenn du willst, daß ich dich zu deinem Vater bringe, so mußt du mir vorher einen Dienst erweisen, und auf diesen Berg steigen und mir das Gold herunter werfen, das dort liegt.“ „Das wollte ich recht gerne thun,“ antwortete der Prinz, „wenn ich nur erst oben wäre, denn wie soll ich hinaufkommen?“ Da sprach der Jude: „das ist viel leichter, als du dir denkst, mein Sohn, du brauchst dich nur von mir in dieses Büffelfell einnähen zu lassen, denn jetzt ist grade die Zeit, wo die Adler herunterkommen und Futter suchen, und wenn sie dich in dem Felle erblicken, werden sie dich für einen Büffel halten und auf den Berg tragen. Wenn sie mit dir oben sind und dich auf die Erde legen, dann nimm dein Messer, und schneide das Fell auf und streife es ab.“ Dem Prinzen gefiel dieser Anschlag; er ließ sich also

in das Fell einnähen, und es dauerte nicht lange, so kamen die Adler, packten ihn und flogen mit ihm auf den Berg; da zerschnitt der Prinz das Fell und warf nun dem Juden das Gold herunter, was dort lag. Der sammelte davon so viel er konnte, setzte sich dann auf das Pferd des Prinzen und ritt fort. Da rief der Prinz: „wo willst du hin, und wie soll ich von dem Berge herunter kommen?“ Der Jude aber rief ihm zurück: „bleibe, wo du bist, es ist ja schön dort oben,“ und jagte davon.

Der Prinz suchte nun nach irgend einem Wege oder Fußsteige, um von dem Berge herunter zu kommen, doch alle Mühe war vergebens, überall war der Abhang so steil, als wenn er mit dem Messer abgeschnitten wäre. Oben war aber eine endlose Fläche, auf der allerhand Wurzeln wuchsen; von diesen nährte sich der Prinz und wurde so stark, daß er, wenn er drei Tage hinter einander davon aß, ein Haus mit seinen Händen hätte niederreißen können.

Als er eines Tages eine Wurzel ausgrub, fand er einen eisernen Ring, der in eine Steinplatte eingelassen war, und als er diese aufhob, erblickte er eine endlose Stiege, die in den Berg hinab führte. Er besann sich nicht lange und stieg auf ihr hinunter, aber er brauchte einen ganzen Tag, bis er unten ankam. Endlich erblickte er Himmel und Erde, und als er die Treppe vollends hinunter gestiegen war, da sah er einen großen Pallast, und auf den eilte er zu, um zu sehn, ob er etwas zu essen fände, denn von dem langen Wege war er sehr hungrig geworden. Als er dort eintrat, erblickte er einen Greis, der mit schweren Eisenketten an die Mauer gefesselt war, und dessen Bart ihm bis an die Knie herabreichte; der bat ihn, daß er ihn lösen möchte. Der Prinz aber verlangte etwas zu essen. Da sprach der Greis: „löse mich vorher, dann will ich dir zu essen geben.“ Der Jüngling aber rief: „dazu bin ich jetzt nicht stark genug, denn ich sterbe vor Hunger.“ Da sagte der Greis: „lange in meine Tasche und hole die vierzig Schlüssel heraus, die die vierzig Stuben des Schlosses aufschließen, und öffne mit diesem Schlüssel die und die Stube. In ihrem Schranke wirst du eine Ruthe

finden, und wenn du mit dieser auf den Boden klopfst, so werden daraus alle Speisen kommen, die du wünschest." Der Prinz that, wie ihm geheißen, und nachdem er sich satt gegessen hatte und wieder zu Kräften gekommen war, da löste er den Greis von seinen Fesseln, und reinigte und lauste ihn, denn er war lange Zeit angeschmiedet gewesen, und blieb nun bei ihm in dem Schlosse.

Aber es dauerte nicht lange, so begann sich der Prinz zu langweilen, und als das der Greis merkte, gab er ihm neununddreißig Schlüssel zu neununddreißig Stuben des Schlosses und lud ihn ein, sie anzusehen und sich an den Schätzen zu ergötzen, die er darin finden würde. Da schloß der Prinz der Reihe nach alle neununddreißig Stuben auf, und vergnügte sich an dem Anblicke aller Schätze, welche sie enthielten. Nachdem er aber damit fertig war, wurde er wieder traurig, und als ihn der Greis darum beredete, sprach er: „du hast mir die neununddreißig Schlüssel zu den neununddreißig Stuben gegeben, jedoch einen hast du zurückbehalten; ich möchte aber wissen, was in der vierzigsten Stube ist." Da rief der Greis: „verlange das nicht, mein Sohn, das wäre dein Verderben, denn darin ist ein See, und zu diesem kommen täglich drei Elfinnen und baden sich darin; sie sind sehr schön von Gestalt, aber auch ebenso grimmig von Gemüth, denn sie zerreißen Jeden, den sie erblicken. Ihre ganze Kraft steckt aber in den Kleidern, und wenn man ihnen die wegnimmt, so sind sie machtlos. Es haben dies schon viele junge Männer an ihnen versucht, doch sie sind alle darüber zu Grunde gegangen. Schlage dir also diesen Gedanken aus dem Kopfe, denn es wäre dein Unglück." Aber der Prinz ließ sich nicht irre machen, und lag dem Greise so lange an, bis er ihm endlich den Schlüssel gab und sprach: „wenn du dich denn nicht abhalten lassen willst, so befolge wenigstens genau, was ich dir sage. Von den drei Schwestern baden zuerst die beiden ältesten, und die jüngste bleibt im Grase sitzen und spielt auf der Laute; das ist aber die schönste von den dreien. Wenn nun die andern fertig sind, so zieht sie sich aus und geht in das Wasser, und dann mußt du ihr die Kleider wegnehmen, und sie fest unter den

in das Fell einnähen, und es dauerte nicht lange, so kamen die Adler, packten ihn und flogen mit ihm auf den Berg; da zerschnitt der Prinz das Fell und warf nun dem Juden das Gold herunter, was dort lag. Der sammelte davon so viel er konnte, setzte sich dann auf das Pferd des Prinzen und ritt fort. Da rief der Prinz: „wo willst du hin, und wie soll ich von dem Berge herunter kommen?“ Der Jude aber rief ihm zurück: „bleibe, wo du bist, es ist ja schön dort oben,“ und jagte davon.

Der Prinz suchte nun nach irgend einem Wege oder Fußsteige, um von dem Berge herunter zu kommen, doch alle Mühe war vergebens, überall war der Abhang so steil, als wenn er mit dem Messer abgeschnitten wäre. Oben war aber eine endlose Fläche, auf der allerhand Wurzeln wuchsen; von diesen nährte sich der Prinz und wurde so stark, daß er, wenn er drei Tage hinter einander davon aß, ein Haus mit seinen Händen hätte niederreißen können.

Als er eines Tages eine Wurzel ausgrub, fand er einen eisernen Ring, der in eine Steinplatte eingelassen war, und als er diese aufhob, erblickte er eine endlose Stiege, die in den Berg hinab führte. Er besann sich nicht lange und stieg auf ihr hinunter, aber er brauchte einen ganzen Tag, bis er unten ankam. Endlich erblickte er Himmel und Erde, und als er die Treppe vollends hinunter gestiegen war, da sah er einen großen Pallast, und auf den eilte er zu, um zu sehn, ob er etwas zu essen fände, denn von dem langen Wege war er sehr hungrig geworden. Als er dort eintrat, erblickte er einen Greis, der mit schweren Eisenketten an die Mauer gefesselt war, und dessen Bart ihm bis an die Knie herabreichte; der bat ihn, daß er ihn lösen möchte. Der Prinz aber verlangte etwas zu essen. Da sprach der Greis: „löse mich vorher, dann will ich dir zu essen geben.“ Der Jüngling aber rief: „dazu bin ich jetzt nicht stark genug, denn ich sterbe vor Hunger.“ Da sagte der Greis: „lange in meine Tasche und hole die vierzig Schlüssel heraus, die die vierzig Stuben des Schlosses aufschließen, und öffene mit diesem Schlüssel die und die Stube. In ihrem Schranke wirst du eine Ruthe

Der Prinz erwiederte: „wenn du mir sagst, warum du diesen Schäferstab bei dir führst, so sollst du zu essen haben." Da antwortete der Derwisch: „wenn ich zu dem Stabe sage: wurr! mein Stöckchen, schlag ihn auf den Kopf, so fährt der Stab aus meiner Hand dem an den Kopf, den ich meine, und schlägt ihn todt." „Laß mich ihn ein wenig ansehn," sagte der Prinz, und als er ihn in der Hand hatte, rief er: „wurr! mein Stöckchen, schlag den Derwisch auf den Kopf." Da fuhr ihm der Stab aus der Hand und an den Kopf des Derwisches und schlug ihn todt. Der Prinz aber nahm den Schäferstab, sein Goldstäbchen und das Mädchen, das über den Tod ihres Bruders sehr traurig war, und zog weiter.

Zur Mittagszeit hielten sie wieder still, und da kam der zweite Bruder des Mädchens in der Gestalt eines Juden zu ihnen, der bald sichtbar und bald unsichtbar war. Da fragte das Mädchen den Prinzen: „was ist das, was bald erscheint und bald verschwindet?" Der aber sah nichts, denn der Jude erschien nur, so oft der Prinz die Augen senkte, und verschwand, sobald er sie aufschlug. Endlich aber zeigte er sich auch ihm, kam heran und sagte: „mich hungert, habt ihr etwas zu essen?" Da fragte ihn der Prinz: „sage mir erst, wie es zuging, daß du bald sichtbar, bald unsichtbar warst, und dann sollst du zu essen haben." Der Jude erwiederte: „Siehst du diese Mütze, wenn ich sie aufsetze, werde ich unsichtbar, und wenn ich sie abnehme, werde ich wieder sichtbar."

„Laß sie mich einmal ansehen," sprach der Prinz, und als er sie in der Hand hatte, rief er: „wurr! mein Stöckchen! dem Juden an den Kopf!" da fuhr sein Schäferstab dem Juden an den Kopf und schlug ihn todt. Als die Elfin das sah, sprach sie bei sich: „nun muß ich sehn, wie ich mir selber helfe, denn da meine beiden Brüder todt sind, hilft mir Niemand mehr."

Der Prinz aber nahm das Goldstäbchen, die Mütze, den Schäferstab und das Mädchen, und ritt damit in das Reich seines Vaters. Als er in das erste Dorf kam, sah er, daß alle Häuser schwarz angestrichen

waren; er ließ daher den Schultheis kommen und fragte ihn nach der Ursache. Da begann dieser, und erzählte ihm von dem alten Könige und seinem Sohne, und wie der auf einer Jagd umgekommen sei, und der König aus Kummer darüber alle Häuser habe schwarz anstreichen lassen. Als er fertig war, sagte ihm der Prinz: „ich bin der Sohn des Königs, gehe hin zu meinem Vater und sage ihm das, und verdiene dir den Botenlohn.“ Der Schultheis wollte es anfangs nicht glauben, weil der Königssohn schon lange verloren und verfault sei. Aber endlich entschloß er sich doch, lief zum König und sagte ihm die Botschaft. Dieser schickte sogleich seine Hofherren und seine Spielleute hinaus, ließ ihn mit den größten Ehren einholen, und empfing ihn unter Kanonendonner und Volksjubel. Darauf befahl er seinen Unterthanen, alle Häuser wieder weiß anzustreichen, und stellte große Festlichkeiten an, bei welchen alle Welt die Elfin bewunderte, weil sie so schön war und so schön tanzte.

Während sie nun so tanzte und alle Welt nur auf sie Acht hatte, nahm der Prinz ihre Kleider und gab sie seiner Tante zum Aufheben und bat sie, sie sorgfältig zu verschließen, und Niemanden zu geben, als ihm allein. Die Elfin aber hatte es doch gemerkt, und als der Prinz sich nun Mittags niederlegte, um ein wenig zu schlummern, da kam sie zur Tante und bat sie, ihr die Kleider zu geben, damit sie sie ein bischen anziehen und darin tanzen könne. Die Tante weigerte sich anfangs, aber die Elfin bat sie so beweglich und schmeichelte ihr so lange, bis sie nicht mehr widerstehen konnte und ihr die Kleider gab. Die Elfin zog sie an, kehrte zum Tanzplatze zurück, und tanzte nun noch viel schöner als vorher. Als der Prinz aufwachte, verlangte er von seiner Tante die Kleider des Mädchens, und diese gestand ihm, daß sie das Mädchen so lange gequält habe, bis sie sie ihr gegeben. Da lief der Prinz dahin, wo die Elfin tanzte; wie ihn aber diese sah, sprang sie auf das Fenster und rief: „Lebe wohl, wenn du Lust hast, mich wieder zu sehn, so komme in die gläserne Stadt!“ und flog davon.

Da weinte und tobte der Prinz, aber was half es? Das Mädchen

Der Prinz erwiederte: „wenn du mir sagst, warum du diesen Schäferstab bei dir führst, so sollst du zu essen haben.“ Da antwortete der Derwisch: „wenn ich zu dem Stabe sage: wurr! mein Stöckchen, schlag ihn auf den Kopf, so fährt der Stab aus meiner Hand dem an den Kopf, den ich meine, und schlägt ihn todt.“ „Laß mich ihn ein wenig ansehn,“ sagte der Prinz, und als er ihn in der Hand hatte, rief er: „wurr! mein Stöckchen, schlag den Derwisch auf den Kopf.“ Da fuhr ihm der Stab aus der Hand und an den Kopf des Derwisches und schlug ihn todt. Der Prinz aber nahm den Schäferstab, sein Goldstäbchen und das Mädchen, das über den Tod ihres Bruders sehr traurig war, und zog weiter.

Zur Mittagszeit hielten sie wieder still, und da kam der zweite Bruder des Mädchens in der Gestalt eines Juden zu ihnen, der bald sichtbar und bald unsichtbar war. Da fragte das Mädchen den Prinzen: „was ist das, was bald erscheint und bald verschwindet?“ Der aber sah nichts, denn der Jude erschien nur, so oft der Prinz die Augen senkte, und verschwand, sobald er sie aufschlug. Endlich aber zeigte er sich auch ihm, kam heran und sagte: „mich hungert, habt ihr etwas zu essen?“ Da fragte ihn der Prinz: „sage mir erst, wie es zuging, daß du bald sichtbar, bald unsichtbar warst, und dann sollst du zu essen haben.“ Der Jude erwiederte: „Siehst du diese Mütze, wenn ich sie aufsetze, werde ich unsichtbar, und wenn ich sie abnehme, werde ich wieder sichtbar.“

„Laß sie mich einmal ansehen,“ sprach der Prinz, und als er sie in der Hand hatte, rief er: „wurr! mein Stöckchen! dem Juden an den Kopf!“ da fuhr sein Schäferstab dem Juden an den Kopf und schlug ihn todt. Als die Elfin das sah, sprach sie bei sich: „nun muß ich sehn, wie ich mir selber helfe, denn da meine beiden Brüder todt sind, hilft mir Niemand mehr.“

Der Prinz aber nahm das Goldstäbchen, die Mütze, den Schäferstab und das Mädchen, und ritt damit in das Reich seines Vaters. Als er in das erste Dorf kam, sah er, daß alle Häuser schwarz angestrichen

und der Prinz schnitt seinen eignen Fuß ab, und gab ihn dem Schnapphahn zu fressen.

Als sie endlich ankamen, kehrten sie bei einem alten Mann ein; der war zu den heiligen Stätten gewandert, und wurde davon Chadschi genannt. Er war, nach der Weise der Alten, sehr gesprächig und erzählte dem Prinzen, daß der König der Stadt mit einem andern Könige Krieg habe. Als der Prinz das hörte, sprach er zu dem Chadschi: „Gehe hin und sage dem König, daß ich im Stande sei, allein seinen Feind zu besiegen." Der Chadschi aber hielt dies für eine leere Prahlerei und begann daher auf den Prinzen zu schmähen und zu schimpfen, weil er glaubte, er wolle ihn zum besten haben. Aber der Prinz lag ihm so lange an, bis er sich entschloß, zum König zu gehn und den Auftrag auszurichten.

Der König ließ den Prinzen zu sich kommen, um ihn selber zu fragen, und als dieser vor dem König erschien, sagte er ihm: „ich verpflichte mich, dir deinen Feind gebunden hierher zu bringen, und wenn ich es nicht im Stande bin, so sollst du mir das Haupt abschlagen, wenn ich ihn aber bringe, so sollst du mir deine jüngste Tochter zur Frau geben." Der König war das zufrieden, und der Prinz suchte sich die besten von den Soldaten des Königs aus und zog mit ihnen wider den Feind. Als sie ihn erblickten, ging ihm der Prinz allein entgegen und sagte zu seinem Schäferstabe: „Wurr! Stäbchen, den Feinden auf den Kopf!" Da fuhr der Stock auf das feindliche Heer los und erschlug alles was ihm vorkam, und darüber erschraken die Feinde so, daß alles in Verwirrung kam und das ganze Heer davon lief. Der Prinz aber hatte seine Mütze aufgesetzt und war dem Stocke unsichtbar gefolgt und suchte nun so lange, bis er den feindlichen König gefunden hatte. Da packte und band er ihn, und führte ihn in die gläserne Stadt zum Könige. Darüber freute sich dieser so sehr, daß er gleich seine jüngste Tochter holen ließ und ihr den Prinzen als ihren Gemahl vorstellte. Der Prinz hatte sich aber so verkleidet, daß ihn das Mädchen nicht erkannte, und als sie hörte, daß sie diesen Mann heirathen sollte, da

erschrak sie und widersetzte sich, worüber der König sehr zornig wurde. Der Prinz aber sagte zum König, er möchte ihm nur erlauben seiner Tochter zwei Worte im Geheimen zu sagen, dann werde sie gewiß einwilligen. Da ließ sie der König in ein besonderes Zimmer führen, und dort gab sich der Prinz der Jungfrau zu erkennen. Die aber freute sich sehr über das unverhoffte Wiedersehen, und erklärte nun ihrem Vater, daß sie den Fremden zum Manne haben wolle. Da wurde eine große Hochzeit angestellt, und als diese vorüber war, nahm er von dem Könige Abschied und ging mit seiner Frau in seine Heimath zurück.

---

16. Von der Frau, die Gutes thut und Undank erfährt.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte zwei Söhne, und davon war der Aelteste ein gesetzter und fleißiger Mensch, der Jüngste aber faul und nur auf sein Vergnügen bedacht. Als nun der Alte starb und ihnen ein großes Vermögen hinterließ, da wollte der Jüngste nicht zu Hause bleiben, weil er dort nicht seinen bösen Lüsten nachhängen konnte; er verlangte daher von seinem Bruder, daß sie abtheilen sollten, weil er in der Fremde sein Glück versuchen wolle. Der Aeltere wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, da aber der Jüngste auf seinem Willen bestand, so gab er endlich nach und theilte mit ihm das Vatergut.

Als der Jüngste seinen Antheil erhalten, nahm er ihn und ging damit graden Weges nach Korfu, begann dort sogleich ein wüstes Leben und verpraßte in böser Gesellschaft alles, was er besaß, bis auf den letzten Heller. Weil er nun nichts mehr hatte, verließen ihn alle seine Freunde, und da er nicht arbeiten wollte, gerieth er in große Noth und entschloß sich endlich nach Hause zu seinem Bruder zurückzukehren; dem erzählte er so viel von dem Unglücke vor, das ihn bei allen seinen Unternehmungen verfolgt habe, bis er ihm glaubte und

von dem Seinigen zwanzig tausend Piaster gab, um noch einmal sein Glück zu versuchen.

Sowie der Taugenichts das Geld erhalten hatte, ging er geraden Weges nach Athen und trieb es dort noch ärger als vorher. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er keinen Heller mehr und gerieth in so große Noth, daß er wieder zu seinem Bruder zu gehen beschloß. Dem erzählte er abermals von seinem großen Unglücke und brachte es endlich so weit, daß er von ihm noch einmal zwanzig tausend Piaster erhielt, um damit sein Glück zu versuchen.

Mit diesem Gelde ging er geraden Weges in die Walachei; es dauerte aber nicht lange, so hatte er es durchgebracht und kehrte arm und zerlumpt nach Hause zurück.

Da sprach der Aeltere: „ich sehe, Bruder, du hast kein Glück; und wenn ich dir immer und immer wieder Geld gebe, und du es verlierst, so haben wir am Ende beide nichts. Bleibe du also daheim und halte Haus mit meiner Frau, und ich will in die Fremde gehen und sehen, ob mir das Glück holder ist als dir, und an dem, was ich gewinne, sollst du deinen Antheil haben.

Der ältere Bruder ging also auf Reisen und der jüngere blieb zu Hause bei seiner Schwägerin. Das war aber nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine sehr tugendhafte, kluge und seelengute Frau und in allen weiblichen Arbeiten wohl erfahren; und wegen dieser ihrer Vorzüge hatte sie sein Bruder ohne Mitgift geheirathet, denn sie war aus einem armen Hause. Als nun der Jüngere sah, wie schön seine Schwägerin war, verliebte er sich sofort in sie, und kaum hatte sein Bruder das Haus verlassen, so begann er ihr schön zu thun, und es dauerte keine drei Tage, so machte er ihr Anträge. Die Frau verwies ihm Anfangs sein Betragen mit Sanftmuth und machte ihm Vorstellungen über seine Undankbarkeit und das Unrecht, das er seinem Bruder anthun wolle. Als er aber nicht abließ, drohte sie ihm, ihrem Manne von seinem Betragen Kunde zu geben. Ueber ihren Widerstand wurde er endlich so zornig, daß er sie zu verderben beschloß.

Er ging also zu dem Richter und sagte: „mein Bruder ist auf Reisen gegangen und seitdem führt meine Schwägerin ein so liederliches Leben, daß ich es nicht länger dulden darf." Der Richter aber, welcher sowohl ihn als seine Schwägerin kannte, wollte seiner Klage kein Gehör schenken, sondern schalt ihn und jagte ihn fort.

Er ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern, sondern machte eines Abends einen seiner Gesellen betrunken, schleppte ihn heimlich in das Haus seines Bruders und versteckte ihn dort in der Frauenwohnung. Darauf lief er zu dem Richter, pochte ihn aus dem Schlafe und verlangte zwei von seinen Leuten, um den Liebhaber seiner Schwägerin abzufangen, mit dem sie die Nacht zubringe. Als die Leute an der Thüre der Frauenwohnung pochten, da wollte ihnen die Frau anfangs nicht aufmachen, und verlangte den Grund zu wissen, warum sie in ihre Wohnung wollten. Den Mägden aber wurde bange, und sie öffneten die Thüre ohne ihr Vorwissen. Die Leute des Richters durchsuchten nun das Haus und fanden den Betrunkenen darin. Da schleppten sie die Frau vor das Gericht, und dieses sprach das Urtheil über sie, daß sie hinausgeführt und hingerichtet werden solle. Sie wurde also an zwei Gerichtsdiener übergeben und von diesen in den Wald geführt. Weil sie aber so schön war, konnten es diese nicht über das Herz bringen sie zu tödten; sie gruben also ein Loch in die Erde und steckten sie hinein, so daß nur der Kopf heraussah, füllten das Loch darauf wieder mit Erde und überließen sie ihrem Schicksale.

So blieb denn die arme Frau den ganzen Tag über, bis gegen Abend ein Räuberhauptmann, der von Geschlecht ein Neger war, mit seiner Bande an der Stelle vorüberzog, wo sie eingegraben war, und als sie dessen Roß wiehern hörte, da rief sie, so laut sie konnte: „Wer du auch sein magst, Türke oder Christ, komme und befreie mich." Als das der Räuberhauptmann hörte, sprengte er an die Stelle, grub die Frau aus, nahm sie hinter sich aufs Pferd und brachte sie in sein Lager. Dort baute er ihr eine Hütte und hielt sie sehr in Ehren, und alle

seine Leute liebten und schätzten sie wegen ihrer Schönheit und Sittsamkeit.

Der Räuber aber, welcher der Nächste nach dem Hauptmann war, verliebte sich so sehr in sie, daß er sie ohne Unterlaß mit seinen Anträgen verfolgte, und weil er damit nicht abließ, drohte sie ihm endlich, es dem Hauptmann anzuzeigen. Da begann sich dieser zu fürchten, und um sie daran zu verhindern, ging er des Nachts heimlich zum Bette, in dem der Knabe des Hauptmanns schlief, und schnitt ihm den Hals ab, füllte ein Gefäß mit dessen Blut, sprengte dieses von dem Bette bis zur Hütte der jungen Frau und legte das blutige Messer unter ihr Kopfkissen.

Als am andern Morgen die Frau des Hauptmannes aufstand, und ihr Söhnchen ermordet fand, erhob sie ein großes Wehegeschrei und rief: „wer hat mir das gethan?“ Da kam der Mörder hinzu und sagte: „laßt uns der Blutspur nachgehen und sehen, wohin sie führt.“ Die führte aber geraden Wegs zur Hütte der jungen Frau, und als sie diese durchsuchten, fanden sie auch das blutige Messer unter ihrem Kopfkissen. Da rief der Hauptmann: „warum hast du mir das gethan? warum vergiltst du Gutes mit Bösem?“ Aber die junge Frau fing an zu jammern und zu klagen und betheuerte ihre Unschuld in so rührender Weise, daß der Hauptmann davon überzeugt wurde und sprach: „ich will es glauben, daß du unschuldig an dem Tode meines Kindes bist, du mußt aber nun fort von hier, denn so oft ich dich sehen würde, müßte ich an mein armes Kind denken.“ Er gab ihr also einen Sack voll Geld und einen Führer, der ihr den Weg nach der nächsten Stadt zeigte.

Als die junge Frau dort ankam, fing es an zu dunkeln; sie faßte sich also ein Herz und klopfte an einer kleinen Hütte, in der eine alte Frau wohnte, und fragte, ob sie sie nicht über Nacht behalten wollte. Die sagte: „ja!“ und so schlief sie denn diese Nacht bei der Alten.

Am andern Morgen zog sich die Alte an, um ins Bad zu gehen, und da bat die junge Frau, sie mitzunehmen. Als sie nun nach dem

Er ging also zu dem Richter und sagte: „mein Bruder ist auf Reisen gegangen und seitdem führt meine Schwägerin ein so liederliches Leben, daß ich es nicht länger dulden darf.“ Der Richter aber, welcher sowohl ihn als seine Schwägerin kannte, wollte seiner Klage kein Gehör schenken, sondern schalt ihn und jagte ihn fort.

Er ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern, sondern machte eines Abends einen seiner Gesellen betrunken, schleppte ihn heimlich in das Haus seines Bruders und versteckte ihn dort in der Frauenwohnung. Darauf lief er zu dem Richter, pochte ihn aus dem Schlafe und verlangte zwei von seinen Leuten, um den Liebhaber seiner Schwägerin abzufangen, mit dem sie die Nacht zubringe. Als die Leute an der Thüre der Frauenwohnung pochten, da wollte ihnen die Frau anfangs nicht aufmachen, und verlangte den Grund zu wissen, warum sie in ihre Wohnung wollten. Den Mägden aber wurde bange, und sie öffneten die Thüre ohne ihr Vorwissen. Die Leute des Richters durchsuchten nun das Haus und fanden den Betrunkenen darin. Da schleppten sie die Frau vor das Gericht, und dieses sprach das Urtheil über sie, daß sie hinausgeführt und hingerichtet werden solle. Sie wurde also an zwei Gerichtsdiener übergeben und von diesen in den Wald geführt. Weil sie aber so schön war, konnten es diese nicht über das Herz bringen sie zu tödten; sie gruben also ein Loch in die Erde und steckten sie hinein, so daß nur der Kopf heraussah, füllten das Loch darauf wieder mit Erde und überließen sie ihrem Schicksale.

So blieb denn die arme Frau den ganzen Tag über, bis gegen Abend ein Räuberhauptmann, der von Geschlecht ein Neger war, mit seiner Bande an der Stelle vorüberzog, wo sie eingegraben war, und als sie dessen Roß wiehern hörte, da rief sie, so laut sie konnte: „Wer du auch sein magst, Türke oder Christ, komme und befreie mich.“ Als das der Räuberhauptmann hörte, sprengte er an die Stelle, grub die Frau aus, nahm sie hinter sich aufs Pferd und brachte sie in sein Lager. Dort baute er ihr eine Hütte und hielt sie sehr in Ehren, und alle

seine Leute liebten und schätzten sie wegen ihrer Schönheit und Sittsamkeit.

Der Räuber aber, welcher der Nächste nach dem Hauptmann war, verliebte sich so sehr. in sie, daß er sie ohne Unterlaß mit seinen Anträgen verfolgte, und weil er damit nicht abließ, drohte sie ihm endlich, es dem Hauptmann anzuzeigen. Da begann sich dieser zu fürchten, und um sie daran zu verhindern, ging er des Nachts heimlich zum Bette, in dem der Knabe des Hauptmanns schlief, und schnitt ihm den Hals ab, füllte ein Gefäß mit dessen Blut, sprengte dieses von dem Bette bis zur Hütte der jungen Frau und legte das blutige Messer unter ihr Kopfkissen.

Als am andern Morgen die Frau des Hauptmannes aufstand, und ihr Söhnchen ermordet fand, erhob sie ein großes Wehegeschrei und rief: „wer hat mir das gethan?" Da kam der Mörder hinzu und sagte: „laßt uns der Blutspur nachgehen und sehen, wohin sie führt." Die führte aber geraden Wegs zur Hütte der jungen Frau, und als sie diese durchsuchten, fanden sie auch das blutige Messer unter ihrem Kopfkissen. Da rief der Hauptmann: „warum hast du mir das gethan? warum vergiltst du Gutes mit Bösem?" Aber die junge Frau fing an zu jammern und zu klagen und betheuerte ihre Unschuld in so rührender Weise, daß der Hauptmann davon überzeugt wurde und sprach: „ich will es glauben, daß du unschuldig an dem Tode meines Kindes bist, du mußt aber nun fort von hier, denn so oft ich dich sehen würde, müßte ich an mein armes Kind denken." Er gab ihr also einen Sack voll Geld und einen Führer, der ihr den Weg nach der nächsten Stadt zeigte.

Als die junge Frau dort ankam, fing es an zu dunkeln; sie faßte sich also ein Herz und klopfte an einer kleinen Hütte, in der eine alte Frau wohnte, und fragte, ob sie sie nicht über Nacht behalten wollte. Die sagte: „ja!" und so schlief sie denn diese Nacht bei der Alten.

Am andern Morgen zog sich die Alte an, um ins Bad zu gehen, und da bat die junge Frau, sie mitzunehmen. Als sie nun nach dem

Bade gingen, begegneten sie unterwegs einem Zug, der zu der Stadt hinausging, um einen Menschen zu hängen, weil er fünfhundert Piaster schuldig war, die er nicht bezahlen konnte, und es dort der Brauch war alle die aufzuhängen, welche ihre Schulden nicht bezahlen konnten. Da fragte die junge Frau, was sie vorhätten, und als sie das erfahren hatte, da sagte sie: „Nein, das soll nicht geschehen. Kommt mit mir nach Hause, ich will euch das Geld geben." Die Leute gingen also mit, und als sie das Geld erhalten hatten, ließen sie ihren Gefangenen los und gingen ihrer Wege. Da sprach dieser zu der jungen Frau: „ich bin dir mein Leben schuldig, und will daher dein Sklave sein und dir überall hin folgen, wo du hingehst." Sie aber antwortete, er solle seiner Wege gehen, denn sie brauche keine Diener. Doch der Mensch war bereits durch ihre große Schönheit so gefesselt, daß er nicht von ihr wich und sie überall hin begleitete, und als sie am Abend in eine Herberge ging, um dort über Nacht zu bleiben, kam er zu ihr und stellte ihr seinen Liebesantrag. Aber sie schalt ihn aus und warf ihm seinen Undank vor, und er wurde darüber so zornig, daß er am andern Morgen zu einem Schiffskapitain ging, der in derselben Herberge übernachtet hatte, und ihn fragte, ob er nicht seine schöne Sclavin kaufen wolle. Als dieser sie gesehen hatte, faßte er große Liebe zu ihr und kaufte sie, brachte sie mit Gewalt auf sein Schiff und fuhr sogleich mit ihr ab. Am Abend wollte er sie in sein Bett nehmen. Die junge Frau weigerte sich so lange, daß der Schiffer zornig wurde und Gewalt gegen sie gebrauchen wollte; sie aber widerstand aus allen ihren Kräften, und während sie mit einander rangen, entstand ein furchtbarer Sturm und zerschellte das Schiff, in dem sie waren. Das Schiffsvolk rettete sich schwimmend, die junge Frau aber packte mit Gottes Hülfe ein Stück Holz und wurde mit diesem von den Wellen an eine Insel gespült, über welche eine Königin herrschte.

Als die junge Frau auf dem Trockenen war, ging sie bis zu einem Brunnen und setzte sich dort um sich auszuruhen. Da kam die Amme der Königin zum Brunnen und fragte sie, wer sie sei. Sie antwortete:

„ich bin ein armes Weib und darum bitte für mich bei deiner Königin, daß sie mich zur Magd annimmt, Lohn verlange ich nicht." Da ging die Amme zur Königin und erzählte ihr das, und die Königin schickte sogleich nach ihr und ließ sie holen, und als sie sah, wie sittsam und verständig sie war, setzte sie sie ihrem ganzen Reiche vor, und war mit ihr so zufrieden, daß sie vor ihrem Tode den Rath der Zwölfe zu sich berief und erklärte, daß sie dieselbe zu ihrer Nachfolgerin ernenne, damit sie nach ihrem Tode das Reich als Königin beherrsche.

Als sie nun gestorben war, wurde nach ihrem Befehle die junge Frau auf den Thron gesetzt und herrschte von nun an als Königin. Alle Welt war unter ihrer Herrschaft glücklich und zufrieden, aber über Lippen kam niemals ein Lächeln, sondern sie war immer ernst und traurig.

Da kam ein altes Mütterchen zu ihr und sprach: „Sage mir, warum du so traurig bist; du warst ein armes verlassenes Kind und bist nun Königin und lachst doch niemals; vertraue mir deinen Kummer an, vielleicht kann ich dir helfen, denn ich verstehe mich auf Zauberei und bin im Stande dein Herz zu heilen." Die Königin faßte Vertrauen zu der Alten; sie setzte sich also zu ihr und erzählte ihr ihre Schicksale von Anfang an der Reihe nach, und als sie damit fertig war, sagte die Alte: „in drei Tagen werde ich dir Antwort sagen." Darauf machte sie ihre Zaubereien, und als die glücklich ausfielen, lief sie zur Königin und sprach: „ich weiß nun, was du thun sollst; du mußt in deinem Hofe ein großes Krankenhaus erbauen und dann in der ganzen Welt bekannt machen lassen, daß alle Blinden, Lahmen und Aussätzigen hierher kommen sollten und von dir geheilt werden würden."

Die Königin baute das Krankenhaus, wie ihr die Alte geheißen, und als es fertig war, schickte sie Herolde in die ganze Welt, um alle Blinden, Lahmen und Aussätzigen zu sich einzuladen. Da strömten die Kranken von allen Enden herbei, und die Königin heilte sie mit den Arzeneien, die ihr ihre Wohlthäterin hinterlassen hatte.

Davon hörte auch ihr Mann, [illegible] mit seinem blinden

Bruder dorthin zu gehen und ihn heilen zu lassen. Als er nämlich von jener Reise nach Hause kam und diesen nach seiner Frau fragte, erzählte derselbe: wie er sie bei Nacht ertappt habe, als sie mit einem fremden Manne im Bette lag, und wie sie zur Strafe dafür nach dem Gesetze den Tod erlitten. Der Mann beruhigte sich bei dieser Erzählung seines Bruders; der aber fing von da an zu klagen, daß seine Augen schwach würden, und es dauerte nicht lange, so war er ganz blind. Als nun der Aeltere von der Einladung der Königin hörte, da machte er sich mit seinem Bruder auf, um ihn dorthin zu bringen. Unterwegs traf er mit dem schwarzen Räuberhauptmann zusammen, der mit seinem Leibgenossen auch dahin reiste, weil er seit seiner Unthat an der jungen Frau an beiden Füßen lahm geworden war. Weiterhin stießen sie auf den, welchen sie vom Galgen befreit hatte, und der sich durch die Königin von der Krätze heilen lassen wollte, die ihn von der Zeit an befallen hatte, wo er sie als Sklavin verkaufte. Endlich trafen sie auch noch mit dem Schiffskapitain zusammen, der sie gekauft hatte, und der nun gleichfalls auf die Insel wollte, um sich von einem bösen Fieber heilen zu lassen, und so fügte es sich, daß alle diese zusammen dort ankamen, um Heilung zu suchen.

Als sie aus dem Schiffe stiegen, stand die Königin am Fenster ihres Schlosses, um sich die Ankommenden zu betrachten, und erkannte nicht nur ihren Mann, sondern auch alle übrigen. Da befahl sie ihrer Dienerschaft, sie alle in das beste Gemach zu führen und sie mit den besten Speisen zu versehen; und als die Reihe an sie kam vor der Königin zu erscheinen, um von ihr das Heilmittel zu erhalten, da ließ sie diese alle zusammen vor sich erscheinen.

Wie nun alle vor ihr standen, sprach sie: „liebe Leute, ihr müßt wissen, daß euch die Mittel, die ich euch geben werde, nur dann zu heilen im Stande sind, wenn ihr vorher alle Sünden bekennt, die ihr in eurem Leben begangen habt.“ Darauf wandte sie sich an den Bruder ihres Mannes und forderte ihn auf, seine Beichte zu beginnen; der erzählte, was er in seinem Leben Böses begangen, verschwieg aber die

Unthat an seiner Schwägerin, weil er sich vor seinem Bruder scheute, der zugegen war. Als er ausgebeichtet hatte, sprach die Königin: „du hast noch nicht alles bekannt, was du begangen hast,“ und sprach ihm so lange zu, bis er sich ein Herz faßte und sagte: „meine größte Sünde ist, daß ich die Frau meines Bruders verläumdet und dadurch ihren Tod verschuldet habe.“ Da sprach die Königin: „so, nun hast du alles gesagt, da, nimm dies Mittel, das wird dich heilen;“ und er bestrich damit seine Augen und fing an wieder zu sehen. Darauf aber begann sein Bruder auf ihn zu schmähen, doch die Königin gab ihm so lange gute Worte, bis er seinem Bruder verzieh.

Nun kam die Reihe an den jungen Räuber, und der wollte aus Furcht vor seinem Hauptmann den Mord des Kindes nicht gestehen. Aber die Königin ließ nicht eher nach, als bis er bekannt hatte: seine größte Sünde sei, daß er den Knaben seines Hauptmannes erstochen und die Schuld auf eine junge Frau geworfen habe, weil sie ihn nicht erhören wollte. Darauf erhielt auch dieser sein Mittel, und kaum hatte er seine Füße damit bestrichen, so konnte er wieder gehen.

Ebenso ging es mit dem, den sie vom Galgen befreit, und mit dem Schiffskapitain, der sie von ihm gekauft hatte, denn auch diese wurden nicht eher heil, als bis sie das Unrecht gebeichtet hatten, das sie der jungen Frau angethan.

Darauf wandte sie sich zu ihrem Manne und sprach: „Auch du hast schwer an deiner Frau gefehlt, weil du von Hause gingst und sie in den Händen deines Bruders ließest, von dem du doch wissen mußtest, was er für ein Mensch war.“ Als dieser nun ganz zerknirscht vor ihr stand, fragte sie ihn: „würdest du deine Frau erkennen, wenn du sie wiedersähest?“ Er aber sagte: „wie sollte ich meine Frau nicht wiedererkennen? Aber du hast ja gehört, daß sie vor zehn Jahren im Meere ertrunken ist.“ Da schlug die Königin ihren Schleier zurück und sprach: „sieh mich an, denn ich bin deine Frau, und alles, was du gehört hast, habe ich wirklich erduldet.“ Da wurde der Mann ohnmächtig vor Freude, und alle anderen begannen zu zittern und glaubten nicht an-

ders, als daß ihnen nun die Königin zur Strafe das Leben nehmen würde. Diese aber brachte ihren Mann wieder zu sich und sagte: „zum König kann ich dich nicht machen, weil sie hier zu Lande nur Königinnen haben, aber du sollst der Erste sein nach mir." Zu den andern aber sprach sie: „ihr habt mir Böses gethan, doch ich will Böses mit Gutem vergelten, ihr sollt bei mir bleiben und Aemter und Würden erhalten, wie ihr sie wünschet."

---

17. Der Mann mit der Erbse.

Es war einmal ein junger Mann, der hieß Penteklimas, und der ging in die Welt, um sein Glück zu suchen. Als er eine Weile gegangen war, fand er auf dem Wege eine Erbse liegen und hob sie auf. Indem er sie aufhob, fiel ihm ein, daß er ausgezogen sei, um sein Glück zu suchen, und da er nun die Erbse gefunden, so müsse diese sein Glück sein. Als er darüber nachdachte, wie das sein könnte, sagte er bei sich: „wenn ich die Erbse stecke, so werde ich übers Jahr hundert Erbsen haben, und wenn ich diese das andere Jahr säe, werde ich das Zehnfache ärnten, und im vierten Jahre werde ich viele tausend Erbsen haben; ich bin also gut daran und will die Erbse wohl aufheben. Er band sie also in sein Taschentuch, hatte aber seine Gedanken immer nur auf die Erbse gerichtet, und so oft er irgend ein Geschäft vornahm, ließ er es in der Hälfte, holte sein Taschentuch hervor und sah nach, ob er seine Erbse noch habe. Darauf nahm er eine Feder und rechnete aus, wie viel Erbsen er in dem einen und wie viel er in dem andern Jahre ärnten werde, und so fort, und wenn er mit dem Rechnen fertig war, sprach er: „ich bin gut daran."

Nachdem er es so eine Weile getrieben hatte, machte er sich auf und ging an die Küste und verlangte zweihundert Schiffe zu miethen, und als ihn die Leute fragten, was er denn mit so viel Schiffen vorhabe, sagte er, daß er darauf seine Habe verschiffen wolle. Da staunten

die Leute und glaubten anfangs, er wolle sie zum Besten haben. Als er aber fort und fort nach Schiffen fragte, verlangten sie von ihm genau zu wissen, wie viel Schiffe er nöthig habe. Da holte der Mann seine Erbse hervor, machte nochmals seine Rechnung und schloß danach seine Verträge mit den Schiffern.

Drauf liefen die Schiffer zum König und erzählten ihm, daß ein Mann in den Hafen gekommen wäre, der so reich sei, daß er zweihundert Schiffe verlange, um darauf seine Habe zu verschiffen. Als das der König hörte, wunderte er sich sehr und ließ den Menschen zu sich kommen, um selbst mit ihm zu sprechen. Der Penteklimas war aber von Gestalt recht ansehnlich, und hatte sich so schöne Kleider machen lassen, daß ihm von seinem Gelde nur zweihundert Piaster übrig blieben; aber er machte sich keine Sorgen, denn er hatte ja die Erbse, mit der er sein Glück machen wollte. Er erschien also guten Muthes vor dem König, und der fragte ihn, wo er sein Vermögen habe. Der Penteklimas aber antwortete: „ich habe es an einem sicheren Orte und brauche zweihundert Schiffe um es hierher zu schaffen." Da dachte der König: „das wäre ein Mann für meine Tochter!" und fragte ihn also, ob er nicht seine Tochter heirathen wollte. Als der Penteklimas das hörte, wurde er ganz nachdenklich und sagte bei sich: „ich bin meiner Sache freilich noch nicht sicher, doch wenn ich nein sage, so giebt mir der König die Schiffe nicht." Als ihn aber der König um eine Antwort drängte, sprach er endlich: „ich will erst hingehen und mein Vermögen holen, und dann soll die Hochzeit sein." Daß nun der Penteklimas bei einem solchen Vorschlag so bedenklich that, das machte den König nur noch hitziger, und er sprach also: „wenn du erst die Reise machen willst, so verlobe dich wenigstens mit ihr und nimm sie, wenn du zurückkommst." Das war der Penteklimas zufrieden. Ueber dem Reden war es Abend geworden und der König wollte ihn nicht von sich lassen, sondern befahl, daß er in seinem Schlosse schlafen solle. Um nun zu sehen, ob er auch wirklich gut gewohnt sei, befahl der König heimlich, daß man ihm zerrissene Betttücher und eine zerlumpte Decke aufbreiten, und daß

ein Diener ihn die Nacht über beobachten solle, ob er schlafe oder nicht; denn wenn er schläft, dachte der König, so ist er ein armer-Schlucker, wenn er aber nicht schläft, so ist er gut erzogen und in neuem Bettzeug zu schlafen gewohnt, und kann also in den Lumpen nicht schlafen.

Am andern Morgen erzählte der Diener dem König, daß der Penteklimas die ganze Nacht über sehr unruhig gewesen sei und kein Auge zugethan habe. Das kam aber daher: weil der Penteklimas fürchtete, in diesen Lumpen seine Erbse zu verlieren und sie nicht mehr zu finden, so konnte er nicht schlafen und griff immer wieder dahin, wo er sie verborgen hatte, um sich zu überzeugen, daß sie noch da sei. Darauf befahl der König, ihm in der nächsten Nacht ein so weiches und schönes Lager als möglich zu bereiten. In diesem aber schlief der Penteklimas ganz vortrefflich, weil er da keine Furcht hatte, daß er seine Erbse darin verlieren könne. Als das der König hörte, war er überzeugt, daß dies der rechte Mann für seine Tochter sei, und drang nun darauf, daß die Verlobung gehalten werden solle. Am Verlobungsabend legte man die Prinzessin zu ihm; er hatte jedoch wenig Aufmerksamkeit für sie, denn sein Sinn war auf die Erbse gerichtet, und auf die Ernten, die er von ihr erwartete, und kaum war er eingeschlafen, so träumte ihm, daß er sie verloren habe; da wachte er im Sprunge auf und griff so hastig nach seiner Erbse, daß diese zu Boden fiel; nun fing er an zu schreien und zu schluchzen: „o Unheil! o Unheil! wo ist mein Glück! wo ist mein Glück!" bis er sie wieder gefunden hatte, und die Prinzessin wunderte sich nicht wenig über das sonderbare Treiben ihres Verlobten.

So trieb er es eine Weile und vertiefte sich mehr und mehr in seine Rechnungen, bis er endlich auf das Drängen des Königs zur See zu gehen beschloß und sich mit zweihundert Schiffen auf den Weg machte. Als er aber während der Fahrt wieder einmal über seinen Rechnungen saß, da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, wie unsinnig sein Treiben sei, denn noch habe er ja nicht einmal für ein Feld gesorgt, um die eine Erbse zu säen, und nun gehe er mit zweihundert

Schiffen, um die Ernte zu holen, die sie erst nach vielen Jahren liefern könne. „Ich bin ein Wahnsinniger," sagte er bei sich, „aber was soll ich nun anfangen, wo ich den König und so viele Leute betrogen habe? Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich in das Meer zu stürzen." Er sann nun auf einen Vorwand, wie er von den Schiffen loskommen könne, und sprach zu den Schiffern, als sie der nächsten besten Küste nahe kamen: „hier sollt ihr mich an das Land setzen und so lange warten, bis ich euch rufe, denn um meine Schätze aufzusuchen, muß ich allein sein." Als er aber auf das Land kam, da ging er in einen Wald und versteckte sich darin, und wollte nicht eher wieder hervorkommen, als bis die Schiffer des Wartens müde abgefahren wären.

Die Schiffer warteten lange Zeit auf ihn vergeblich, und als er gar nicht kommen wollte, beschlossen sie, ihn aufzusuchen. Sie durchsuchten also den ganzen Wald und entdeckten darin eine ganz mit Goldstücken angefüllte Höhle, welche ein Mohr mit dem Schwerte in der Hand bewachte. Nicht weit davon aber entdeckten sie den Penteklimas in einem Dickicht versteckt. Sie riefen ihm also zu: „komm her! komm her! wir haben deinen Schatz gefunden." Als das der Penteklimas hörte, wollte er anfangs seinen Ohren nicht trauen, doch faßte er sich ein Herz und kam hervor und befahl den Schiffern, den Mohren todt zu schlagen, und als sie das gethan hatten, füllten sie die zweihundert Schiffe mit den Schätzen, die sie in der Höhle fanden, und kehrten damit nach Hause zurück. Der König aber empfing den Penteklimas in größter Pracht mit Fackeln und Laternen, und dieser hielt darauf seine Hochzeit mit der Königstochter und ward ein großer Mann. Wie dem unser Herrgott beigestanden hat! Denn wenn der Schatz nicht gefunden worden wäre, so hätten ihn die Schiffer unfehlbar todt geschlagen. Siehst du, wie ihn trotz seiner Narrheit mit der Erbse der liebe Gott nicht zu Grunde gehen ließ?

---

18. Der Bartlose und der Drakos.

Es war einmal ein Bartloser, der hatte eine schwangere Frau. Dieser kam großes Gelüste nach frischem Käse an, und der Bartlose machte sich also auf, um welchen zu finden. Da begegnete er einem Schäfer und fragte ihn: „hast du frischen Käse?" „Ach, mein lieber Bartloser, wo soll ich den herbekommen?" sprach jener, „denn sowie ich meine Schaafe gemolken habe, und daraus Siebkäse machen will, kommt ein Drakos und frißt mir die Milch auf." Darauf versetzte der Bartlose: „wenn du die Wahrheit sprichst, so bin ich derjenige, der dich an dem Drakos rächen kann; sowie du deine Schaafe gemolken hast, und daran bist Siebkäse zu machen, dann rufe mich, und ich will schon machen, daß der Drakos nicht mehr wiederkommt." „Ach, wenn du das kannst," rief der Schäfer, „so will ich dir jede Woche Milch und Käse umsonst bringen, und dir immerdar dankbar sein."

Als der Schäfer am andern Tage wieder Käse machen wollte, da rief er den Bartlosen zu sich. Dieser aber schloß die Thüre der Hütte zu, zog eiserne Schuhe mit großen Nägeln an, streute eine Lage glühender Asche auf den Boden, und nahm einen frischen Käse in die Hand. Als nun der Drakos kam, um nach seiner Gewohnheit den Käse zu fressen, und aus dem Loche hervorsah, durch welches er in die Hütte zu kriechen pflegte, rief ihn der Bartlose an: „he, was bist du für ein Kerl?" und jener antwortete: „ich bin der Drakos." Da lachte der Bartlose und sprach: „ei was, Drakos, in meinen Augen bist du nur eine Mücke." Der Drakos kehrte sich nicht an diese Worte, sondern kam etwas weiter hervor und sah sich nach dem frischen Käse um. Da aber rief der Bartlose mit fürchterlicher Stimme: „höre, Drakos, wenn du nicht machst, daß du fortkommst, so werde ich dich fressen, so wahr als aus dem Stein, den ich in meiner Hand zerdrücke, Wasser fließt und ich aus dem Boden, auf dem ich stehe, Feuer stampfe; denn in meinen Augen bist du nur eine Mücke." Als nun der Drakos sah, daß jener den Stein mit den Händen zerdrückte und Wasser daraus floß, und daß aus

dem Boden, auf den er stampfte, Feuer kam, da begann er sich zu fürchten, und sagte zu dem Bartlosen: „wir wollen Frieden mit einander halten und Brüderschaft machen." Der Bartlose sagte: „meinetwegen, wenn du den Schäfer in Ruhe lässest;" und als das der Drakos versprochen hatte, machten sie Brüderschaft mit einander und zogen in die Welt.

Als sie an einen Wald kamen, sagte der Drakos: „wir wollen nun auf die Jagd gehen, nimm du diese Richtung, und ich will jene nehmen, und dann wollen wir sehen, wer das meiste Wild nach Hause bringt." Als der Bartlose nicht weit gegangen war, sah er einen Wildeber auf sich anrennen und um sich vor ihm zu retten, hatte er kaum Zeit auf den nächsten Baum zu steigen. Da versuchte der Eber den Baum mit seinen Hauern zu fällen, damit jener herunterfiele und er ihn fressen könne. Er fuhr aber so gewaltig mit seinem Rüssel wider den Baum, daß er davon starb und seine Hauer in dem Baume stecken blieben. Da stieg der Bartlose vom Baume und lief nach dem Drakos und rief: „Drakos! Drakos! nun wie steht es mit der Jagd?" „Dumme Frage," sagte dieser darauf, „wir haben ja kaum angefangen." — „Nun, so komme her und sieh dir das Ferkel an, das ich gefangen und mit den Hauern in den Baum gesteckt habe, damit es nicht davon läuft. Nimm es und trag es nach Hause, und weide es einstweilen aus, bis ich nachkomme." Er that dies aber, weil er selbst nicht im Stande war, das Schwein zu schleppen. Da nahm es der Drakos auf die Schultern und trug es nach Hause.

Unterwegs kamen dem Drakos Zweifel an, ob der Bartlose wirklich so stark sei, als er sich rühmte. Nachdem er also das Schwein abgesetzt, lief er zurück und forderte ihn auf, mit ihm zu ringen, um zu sehen, wer von ihnen den andern unterbrächte. Der Bartlose versetzte, daß er das zufrieden wäre, aber daß dem Kampfe viele Leute zusehen müßten. Sie rangen darauf, aber bei dem ersten Stoß, den der Drakos dem Bartlosen gab, fiel der zu Boden, und jener rief: „ei, Bartloser, wo ist denn die Stärke, die du von deinem Vater hast?" Der aber sagte: „ei, Drakos, mach doch kein solches Ge-

schrei darüber, daß ich ausgeglitten bin." Doch zum zweiten Male ging es grade so. Beim dritten Mal kniete sich der Drakos auf die Brust des Bartlosen und von seiner Schwere traten dem die Augen aus den Höhlen. Da rief der Drakos: „ei Bartloser, wo ist denn die große Stärke, die du von deinem Vater hast? warum rollst du denn deine Augen so?" Darauf sagte der Bartlose: „ich rolle meine Augen, weil ich darüber nachdenke, wohin ich dich nun in die Lüfte werfen soll, nach Sonnenaufgang, oder nach Sonnenuntergang, denn in meinen Augen bist du doch nur eine Mücke." Da erschrak der Drakos, stand auf und erklärte sich für besiegt und bat den Bartlosen nur, daß er ihn nicht in die Lüfte schleudern möge.

Darauf ging der Drakos zu seiner Mutter und sprach: „Mutter, ich habe einen begegnet, der stärker ist, als ich, und habe Brüderschaft mit ihm gemacht; so und so ist es mir mit ihm gegangen." Als er ihr alles erzählt hatte, sagte sie: „du hast Recht, der ist stärker als du, den müssen wir aus dem Wege schaffen, damit uns von ihm kein Leid wiederfährt."

Des andern Tags kam der Bartlose wieder mit dem Drakos zusammen, und da sagte der zu ihm: „heute Abend mußt du mit mir nach Hause kommen, da soll uns meine Mutter den Eber braten, den du erlegt hast, und wir wollen uns einmal recht gütlich thun." Der Bartlose ging also am Abend mit dem Drakos nach Hause und aß und trank mit ihm und seiner Mutter. Als man ihm aber im Hause ein Bett machen wollte, sagte er: „ich kann es in einem Hause nicht aushalten, denn ich bin gewohnt, im Freien zu schlafen." Er ging also vor das Haus und legte sich vor demselben nieder. Nach einer Weile stand er heimlich auf und schlich sich an einen andern Platz, der versteckter war, an die Stelle aber, wo er sich früher hingelegt hatte, legte er einen Sack Stroh.

Nach Mitternacht stand der Drakos auf, nahm ein großes Messer, schlich zu dem Sacke und bohrte ihn durch und durch. Drauf ging er in das Haus zurück und sagte zu seiner Mutter: „der wird uns keinen Kummer machen, denn ich habe ihn durch und durch gestochen.

Am andern Morgen ging der Bartlose in das Haus und fand den Drakos noch schlafend. Da weckte er ihn und rief: „he Bruder, schläfst du noch um diese Zeit?“ Als der Drakos den Bartlosen vor sich stehn sah, wunderte er sich sehr und rief: „was? du lebst noch? habe ich dich denn nicht heute Nacht durch und durch gestochen?“ Der Bartlose aber lachte und sprach: „Weißt du denn nicht, daß ich unsterblich und unverwundbar bin?“ „Ist das möglich?“ fragte der Drakos. „Ja,“ sagte der andere, „ich bin gefärbt und bin deswegen stich= und schuß=fest, ich habe wirklich heute Nacht gespürt, daß mich etwas stach, ich glaubte aber, es wäre ein Floh.“ „Kannst du mich nicht auch färben?“ fragte der Drakos. „Ei warum nicht, aber dazu brauche ich ein Faß, das so groß ist, daß du hineinkriechen kannst, und einen Waschkessel, der ebenso groß ist; der muß mit Wasser gefüllt und über das Feuer gesetzt werden, und wenn das Wasser siedet, dann werde ich die zur Farbe nöthigen Kräuter hineinwerfen und die Farbe kochen.“ Der Drakos besorgte alles, was ihm der Bartlose aufgetragen. Wie nun das Wasser sott, warf der Bartlose einen Arm voll Kräuter hinein, und als die Farbe fertig war, ließ er den Drakos in das Faß steigen, hob mit der Drakäna den Kessel vom Feuer, schüttete das siedende Wasser auf den Drakos und hieß die Mutter das Faß mit einem Tuche zubinden, damit der Dunst nicht herauskönne, und als das geschehn war, machte er sich heimlich aus dem Staube.

Die Drakäna wartete und wartete, daß er wiederkommen und ihren Sohn aus dem Fasse herauslassen solle. Am Abend aber verlor sie die Geduld, öffnete das Faß und rief: „komm heraus!“ aber der Drakos rührte sich nicht. Da nahm die Mutter einen Hakenstock, um ihn damit herauszuziehen, aber sie zog nur einen Arm von ihm heraus, und sie mußte lange fischen, bevor sie alle Glieder ihres Sohnes einzeln aus der Brühe herausgefischt hatte.

Der Bartlose ging nun zu dem Schäfer und erzählte ihm, wie er ihn von dem Drakos erlöst habe, und zum Dank dafür schenkte ihm dieser das schönste Lamm aus seiner Heerde.

Als aber der Bartlose das Lamm nach Hause trug, da begegnete ihm eine Füchsin, riß es ihm von den Schultern und schleppte es in ihre Höhle. Weil nun der Bartlose sich scheute, ihr in diese nachzukriechen, so sagte er: „warte, Stinkmario! das will ich dir vergelten.“ Er nahm darauf zwei Kürbisflaschen und hängte sie so geschickt an einem Stab vor der Höhle auf, daß der Wind in die Löcher pfiff, und da starker Nordwind war, so brummten die Flaschen in einem fort u! u! u! u! Die Füchsin glaubte, daß der Bartlose vor der Höhle stehe und vor Zorn über das verlorene Schaaf so schnaube, und traute sich drei Tage lang nicht aus ihrer Höhle hervor. Am vierten konnte sie es aber vor Durst nicht mehr aushalten, und wagte sich heraus, und als sie die Kürbisflaschen erblickte, fing sie an zu fluchen und band sie an ihren Schweif, um sie in das Meer zu werfen. Als sie sie aber von einem Felsen herunterwerfen wollte, verlor sie das Gleichgewicht, fiel mit den Flaschen ins Meer und ertrank.

---

19. Der Hundskopf.

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Töchter, und als sie eines Tages mit der jüngsten auf dem Felde war, kam der Hundskopf zu den beiden älteren und bettelte. Da gab ihm die älteste Tochter eine Hand voll Mehl, und wie er das nehmen wollte, schüttete er es auf den Boden. Darauf brachte sie ihm eine Hand voll Erbsen; und auch diese ließ er auf die Erde fallen, als er sie in seinen Sack stecken wollte, und setzte sich nun hin, und las sie Stück für Stück auf. Da wollte ihm das Mädchen eine andere Hand voll Erbsen geben, damit sie ihn aus dem Hause brächte; er aber sagte: „setze dich nicht in Unkosten, Töchterchen!“ und fuhr fort, die verschütteten Erbsen aufzulesen. Darüber ward es Abend und die Mutter kam mit der jüngsten Tochter von dem Felde; die Tochter trug ein Täubchen in der Hand, das sie auf dem Felde gefangen hatte. Als nun die Mutter den Hundskopf erblickte, fragte sie

ihre Töchter: „was will dieser Mensch?“ und die Töchter antworteten: „er kam hierher, um zu betteln; wir gaben ihm eine Hand voll Erbsen, die ließ er auf den Boden fallen, und setzte sich hin, um sie aufzulesen; wir wollten ihm noch eine Hand voll geben, damit er wegginge, er wollte sie aber nicht annehmen.“ Da sprach die Mutter: „laß dir noch eine Hand voll Erbsen geben und mache, daß du weiter kommst.“ Er aber erwiederte: „ich gehe nicht eher, als bis ich die zu Boden gefallenen aufgelesen habe.“ Da ließ sie ihn gewähren, bis es dunkel geworden; und der Hundskopf sprach darauf: „nun ist es Nacht geworden, willst du mir nicht erlauben, hier zu schlafen? und morgen früh gehe ich meiner Wege.“ Die Mutter wies ihm eine Schlafstätte an, und am andern Morgen sagte er zu ihr: „Willst du mir nicht eine deiner Töchter für meinen Sohn geben, damit wir Schwägersleute werden? und deine Tochter soll es bei mir wie eine Prinzessin haben.“ Darauf fragte die Mutter ihre älteste Tochter, „ob sie mit dem Hundskopfe gehn und dessen Sohn heirathen wollte,“ und diese antwortete: „ei warum denn nicht?“

Da nahm sie der Hundskopf mit, und sie gingen und gingen, bis das Mädchen durstig wurde und zu trinken verlangte. Der Hundskopf versetzte: „sieh da diese Thier-Fußspur, trinke daraus!“ Nun gingen sie wieder eine Weile, bis das Mädchen hungrig wurde und zu essen verlangte. Darauf sprach aber der Hundskopf: „schweig still, sonst drehe ich mich um und fresse dich.“

Als sie endlich in die Wohnung des Hundskopfs kamen, setzte er dem Mädchen Nasen, Ohren und andere Knochen vor und sprach: „Diese Knochen mußt du essen, denn wenn du das nicht kannst, so bist du nicht für mich, und wenn du sie nicht essen kannst, so werde ich dich fressen.“ Darauf ging er weg, das Mädchen aber warf die Nasen, Ohren und andern Knochen unter die Fässer und hinter das Getreidebehälter und fegte den Boden rein. Als nun der Hundskopf wieder heim kam, fragte er sie: „hast du alle Knochen gegessen?“ und sie antwortete dreist: „ich habe alles aufgegessen.“ Er aber rief: „ihr Nasen,

Ohren und andern Knochen, wo seid ihr?" und diese antworteten sofort: „wir sind unter den Fässern und hinter dem Getreidebehälter." Da packte er das Mädchen und fraß es auf, ging dann wiederum zu der Mutter, klopfte an die Hausthüre, und als man ihn von innen fragte, „wer er sei," gab er sich zu erkennen. Da wurde er eingelassen und sprach: „guten Tag, Frau Schwiegermutter, viele Grüße von deiner Tochter, ich habe sie mit meinem Sohn verheirathet, sie lebt wie eine Priestersfrau und hat bereits ein Kind geboren, und wenn du willst, so gieb mir deine zweite Tochter, damit ich sie verheirathe." Da fragte die Mutter das Mädchen, ob sie mit dem Hundskopf gehn wolle, und diese antwortete: „ei warum nicht? dahin, wo meine Schwester gegangen ist, gehe ich auch."

Der Hundskopf nahm sie nun mit, und sie gingen und gingen, bis das Mädchen durstig wurde und zu trinken verlangte. Der Hundskopf aber wies ihr eine Fußspur und sprach: „da trinke aus der!" Darauf gingen sie wieder eine Weile, bis das Mädchen hungrig wurde und zu essen verlangte. Da sprach der Hundskopf: „schweige still; denn sonst drehe ich mich um und fresse dich so gut wie deine Schwester."

Als sie endlich in der Wohnung des Hundskopfs ankamen, setzte er ihr Nasen, Ohren und andere Knochen vor und sprach: „da iß diese Knochen auf, und wenn du das nicht kannst, so bist du nicht für mich, und ich werde dich fressen, so gut wie deine Schwester." Drauf ging er weg, und das Mädchen machte es mit den Knochen grade so, wie ihre Schwester. Als der Hundskopf wieder heim kam, fragte er sie: „hast du die Knochen aufgegessen?" und das Mädchen sagte: „ja, ich habe sie alle gegessen." Der Hundskopf aber rief: „laß einmal sehn! wo seid ihr, Nasen, Ohren und andere Knochen?" und diese erwiederten: „hinter den Fässern und hinter den Getreidebehältern!" Darauf packte er das Mädchen und fraß es auf.

Dann ging er wieder zu dem Hause ihrer Mutter, klopfte an, und nachdem man ihm aufgemacht, sagte er: „guten Tag, Frau Schwiegermutter, wie geht es dir?" und als sich diese nach ihren Töchtern erkun-

digte, erwiederte er: „die sind frisch und gesund, und wenn du Lust hast, so gieb mir auch die jüngste mit, und ich will sie noch besser verheirathen, als die beiden älteren.“ Da fragte die Mutter ihre jüngste Tochter: „höre, willst du mit dem Schwiegervater gehn?“ und diese antwortete: „ei warum denn nicht, dahin, wo meine Schwestern gegangen sind, gehe ich auch.“

Darauf nahm sie ihr Täubchen, das sie auf dem Felde gefangen hatte, und folgte dem Hundskopf. Sie gingen und gingen, bis das Mädchen durstig wurde und Wasser begehrte. Da zeigte der Hundskopf auf eine Fußspur und sagte: „trinke daraus!“ Nun gingen sie wieder eine Weile, bis das Mädchen hungrig wurde und zu essen verlangte. Da sprach der Hundskopf: „schweige still, sonst drehe ich mich um und fresse dich, wie deine beiden Schwestern.“

Als sie endlich in die Wohnung des Hundskopfs kamen, setzte er ihr die Nasen und Ohren und andern Knochen vor und sagte: „da, iß diese Knochen auf, und wenn du das nicht kannst, so bist du nicht für mich und werde ich dich fressen, so gut wie deine Schwestern.“ Drauf ging er weg; das Mädchen aber verlor den Muth nicht, sondern fing an die Knochen zu essen und aß die eine Hälfte davon und gab dem Täubchen, das sie mitgebracht hatte, die andere Hälfte. Als nun der Hundskopf nach Hause kam, fragte er sie: „hast du die Knochen gegessen?“ und sie erwiederte: „ja, ich habe sie alle aufgegessen.“ Da sprach jener: „Laß einmal sehn,“ und rief dann: „wo seid ihr, ihr Knochen?“ und diese antworteten: „wir sind im Magen des Mädchens.“ Da lachte der Hundskopf und sprach: „du bist die rechte, du bist für mich, aber ich muß jetzt in die Stadt gehn, was soll ich dir von dort mitbringen?“ Sie antwortete: „sei so gut und bringe mir einen Gitterkasten, der sich mit einer Schnur öffnen und schließen läßt.“ Als der Hundskopf wiederkam, brachte er ihr einen solchen Kasten. Das Mädchen aber steckte sich mit sammt ihrem Täubchen hinein und verschloß ihn mit der Schnur, so daß der Hundskopf den Kasten nicht öffnen konnte. Als dieser sah, daß alle seine Mühe vergeblich war, nahm er den Gitterkasten mit sammt

dem Mädchen, trug ihn in die Stadt und rief: „wer kauft einen Käfig für einen Feuerbrand und einen Holzklotz?“ Indem er so rief, da kam der Königssohn vorüber und kaufte den Kasten von ihm, weil er wußte, daß ein Mädchen darin war. Er stellte ihn auf das Bänkelbrett in seiner Stube; und da er eine Reise machen mußte, so sagte er zu seiner Mutter: „rühre diesen Kasten nicht an, liebe Mutter, denn der muß stehn bleiben, wo er jetzt steht, bis ich von meiner Reise zurückkomme.“

Darauf reiste er ab. Während seiner Abwesenheit kam aber einmal die Mutter des Mädchens, mit dem er verlobt war, zu seiner Mutter zu Besuche, und als diese den Kasten erblickte, errieth sie, was darin sei, und sprach: „Höre Gevatterin, diesen Kasten mußt du in den Rauch hängen, damit das nicht verdirbt, was darin ist,“ und redete der Königin so lange zu, bis sie den Kasten in den Rauch hängen ließ, und dort blieb er drei Jahre lang, denn ebenso lange blieb der Königssohn vom Hause weg.

Als er aber wiederkam und seinen Gitterkasten im Rauche hängen sah, ward er sehr zornig und fragte seine Mutter, „wer das gethan habe;“ und die antwortete: „lieber Sohn, daran ist deine Schwiegermutter Schuld; denn diese kam eines Tags zu Besuch, und setzte mir so lange zu, bis ich den Kasten in den Rauch hängen ließ.“ Darauf nahm er ihn sogleich herunter, öffnete ihn und fand das Mädchen darin, das von dem Rauche noch viel schöner geworden, als es früher war. Der Königssohn aber sagte seiner Braut ab und nahm das Mädchen zur Frau, und sie schenkte ihm ein Kind und lebte sehr glücklich mit ihm. Eines Tags fragte er sie: „Sage mir, sehnst du dich nicht nach deiner Mutter?“ und sie antwortete: „wenn du mich zu ihr führen lässest, so gehe ich.“ Da gab er ihr zwei Diener zur Begleitung, und mit diesen machte sie sich auf den Weg und nahm auch ihr Kind mit. Unterwegs aber machten die beiden Diener mit einander aus, die Königin zu schänden und dann sammt ihrem Kinde umzubringen. Da sprach der eine: „wir wollen mit dem Kinde den Anfang machen,“ und das thaten sie; während sie aber das Kind ermordeten, entschlüpfte ihnen die Mutter,

und lief so schnell, daß sie sie nicht einholen konnten. Nachdem sie eine Weile herumgeirrt war, begegnete sie einem Hirten, und sprach zu ihm: „wenn du mir deine Kleider giebst, so gebe ich dir dafür die meinigen," und da der Hirte das zufrieden war, so tauschte sie mit ihm die Kleider und kehrte in Hirtentracht zu ihrem Manne zurück.

Nach einer Weile kamen auch die beiden Diener nach Hause, und als sie der König fragte, „ob sie seine Frau zu ihrer Mutter gebracht hätten," sagten sie: „ja." Da trat diese in ihrer Hirtentracht hervor und erzählte, wie es ihr ergangen sei, und als das der König hörte, machte er die beiden Diener mit eigner Hand nieder.

---

20. Die erfüllte Prophezeihung.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte großen Reichthum, aber keinen Sohn, und dem war einst prophezeiht worden, daß ihm der jüngste Sohn eines armen Mannes sein ganzes Vermögen vergeuden werde. Um dies zu verhindern, ging er zu dem armen Mann und fragte ihn, „wie viel er für seinen jüngsten Sohn haben wolle." Dieser antwortete, „seine Kinder seien ihm nicht feil." Da sagte ihm der Kaufmann, „daß er selbst keinen Sohn habe und daher den seinigen wie sein Kind halten wolle." Als das der Arme hörte, da gab er ihm den Knaben, ohne irgend eine Zahlung dafür anzunehmen.

Der Kaufmann aber nahm das Kind, ging mit ihm bis zu einer Brücke, warf es mitten in den Fluß und hielt sich nun von der Furcht entledigt, daß ihm dasselbe seinen Reichthum vergeuden werde. Am andern Morgen fand aber ein Schäfer das Kind auf dem Sande liegen. Er zog es mit seinem Schäferstab zu sich, und da er selbst keine Kinder hatte, so trug er es nach Hause zu seiner Frau und sprach: „siehe Frau, da hat uns der liebe Gott ein Kind geschenkt." Sie zogen es auf und behielten es bei sich, bis es fünfzehn Jahr alt war. Da kam eines Tags der Kaufmann in das Dorf, kehrte in dem Hause des Schäfers ein, und als er dort den Knaben erblickte, wunderte er sich über dessen Schönheit

und fragte den Schäfer, „ob es sein Sohn wäre." Der Schäfer erzählte darauf, „daß er ihn am Flusse gefunden und aufgezogen habe." Da merkte der Kaufmann, daß dies derselbe Knabe sei, den er von der Brücke ins Wasser geworfen, und beschloß ihn aus dem Wege zu räumen. Er bat daher den Schäfer, den Knaben in sein Haus zu schicken, um die Rechenbücher zu holen, die er vergessen habe, und gab ihm einen Brief an seine Frau mit, in welchem geschrieben stand: „den Knaben, welcher dir diesen Brief bringt, mußt du auf jede Weise umzubringen suchen."

Unterwegs aber begegnete der Knabe einem göttlichen Manne, der fragte ihn: „wo willst du hin, mein Sohn?" Der Knabe aber antwortete: „ich soll für einen Kaufmann seine Rechenbücher holen und er hat mir auch einen Brief an seine Frau mitgegeben." Da ließ sich jener den Brief geben und vertauschte ihn mit einem andern, in dem geschrieben stand: „den Knaben, welcher dir diesen Brief bringt, sollst du sogleich mit unserer Tochter verheirathen." Als nun der Knabe zum Haus des Kaufmanns kam und den Brief dessen Frau gab, da erstaunte sie freilich über das, was in dem Briefe stand, weil er aber mit dem Siegel ihres Mannes gesiegelt war, so gehorchte sie und ließ den Knaben ohne Aufschub mit ihrer einzigen Tochter einsegnen.

Der Kaufmann hielt sich so lange auf dem Lande auf, als er glaubte, daß seine Frau nöthig habe, um den Knaben aus dem Wege zu räumen; als er aber nach Hause kam, fand er denselben als Gemahl seiner einzigen Tochter wieder. Da stellte er seine Frau zu Rede, diese aber zeigte ihm den Brief, den sie von ihm erhalten hatte. Als der Kaufmann diesen gelesen, wunderte er sich sehr, und wußte nicht, was er davon halten sollte. Endlich aber entschloß er sich, ehe ihm jener sein Vermögen vergeude, ihn lieber aus der Welt zu schaffen.

Er schrieb also einen Brief an den Weinbergswächter, daß er denjenigen erschießen solle, welcher um die und die Stunde in seinen Weinberg käme, und als die angegebene Zeit heranrückte, da sagte er zu seinem Schwiegersohne, er solle in den Weinberg gehn und Trau=

ben holen. Dieser aber lief, so rasch er konnte, dorthin, so daß er vor der festgesetzten Zeit in den Weinberg kam, schnitt dort die Trauben, und machte bei der Rückkehr einen Umweg, um auch noch einige Feigen zu pflücken. Unterdessen ward der Kaufmann ungeduldig, und um zu erfahren, was in dem Weinberge vorgefallen sei, machte er sich auf, und ging hin, und in dem Augenblick, wo er dort eintrat, erschoß ihn der Wächter.

Als der junge Mann das erfuhr, da lief er hin und wollte den Wächter packen. Der aber zog den Brief heraus, den ihm der Kaufmann geschrieben hatte, und nachdem er diesen gelesen, sagte er: „es ist ihm recht geschehen," und ließ den Wächter in Ruhe. Darauf kehrte er nach Hause zurück und fing ein so flottes Leben an, daß von dem ganzen Vermögen seines Schwiegervaters in kurzer Zeit nichts mehr übrig war.

---

21. Das Lorbeerkind.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die bekamen keine Kinder und waren darüber sehr betrübt. Einstmals baten sie den lieben Gott, er möchte ihnen ein Kind geben und wäre es auch nur ein Lorbeerkern. Der liebe Gott erhörte ihr Gebet, und der Leib der Frau wurde gesegnet. Als aber ihre Zeit herankam, da gebar sie einen Lorbeerkern. Die Weiber, welche ihr beistanden, merkten das nicht, und trugen ihn mit dem Weißzeuge zur Wäsche. Während sie wuschen, fiel der Lorbeerkern zu Boden, und es ward daraus ein goldner Lorbeerbaum, dessen Gezweige wie die Sonne glänzte. Von weit und breit kamen nun die Prinzen herbei, um diesen goldnen Lorbeerbaum zu betrachten, und einer von ihnen schlug sein Zelt hart an dessen Wurzel auf, und ging dann mit den andern Prinzen auf die Jagd. Sein Koch aber blieb zurück, um die Speisen zu bereiten; und als diese fertig waren, ging auch er weg, um sich ein bischen umzusehen.

Da rief es im Baume: „Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, thue dich auf, damit ich herauskann;" und es öffnete sich

die Rinde des Baumes, und kam ein wunderschönes Mädchen heraus, das sah sich überall um, aß von allen Speisen, nahm dann eine Hand voll Salz und versalzte sie alle, ging wieder zum Baum, und sprach: „Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, thue dich auf, damit ich hinein kann!“ Und der Baum öffnete sich und sie schlüpfte hinein.

Zu Mittag kam der Prinz zurück, um zu essen, und fand die Speisen so versalzen, daß sie ungenießbar waren. Da packte er seinen Koch, und wollte ihn umbringen; der aber jammerte und schrie: „Gnade, Gnade, o Herr! ich bin nicht Schuld daran, ich hab es nicht gethan!“ Da kamen auch die andern Prinzen herbei und baten für den Koch, daß er ihn leben lassen und ihm verzeihen möge.

Tags darauf that der Koch kein Körnchen Salz in die Speisen, und als er fertig war, ging er wieder spazieren; das Lorbeerkind machte es aber wie das erstemal, und als der Prinz zurückkam und essen wollte, da fand er die Speisen noch versalzener als den Tag vorher, und begriff nun, daß sein Koch nicht Schuld daran sei, sondern Jemand anders ihm diesen Streich spiele. Deswegen zankte er ihn diesmal nicht aus, sondern sagte ihm nur: „Wenn du morgen das Essen gekocht hast, so geh' weg und ich will hier bleiben, um zu sehen, wer uns das anthut.“

Des andern Tags ging der Koch weg, nachdem er fertig war, und der Prinz versteckte sich hinter den Lorbeerbaum. Da hörte er plötzlich eine Stimme von innen, welche sprach: „Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, thue dich auf, damit ich herauskann!“ Und drauf trat das Mädchen aus dem Baum, aß von allen Speisen, und wie es nach dem Salz griff, sprang der Prinz hervor, faßte sie, und sprach: „Also du bist's, die mir das anthut?“ Drauf trug er sie in sein Zelt und umarmte sie und küßte sie, that dann, als wollte er ein bischen spazieren gehn, und ließ sie dort allein.

Da lief das Mädchen weinend zu seinem Baume und sprach: „Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, thue dich auf,

damit ich hinein kann!" Der Baum aber antwortete: „Du bist gezwickt, du bist geküßt, in den Baum kommst du nimmermehr!" Und nachdem er das gesagt, vertrocknete er auf einmal. Als der Prinz sah, daß der Baum vertrocknet war, wunderte er sich sehr, wie das möglich sei, ging in das Zelt zurück und koste mit dem Mädchen, und am Abend ließ er Citronen- und Apfelsinensträucher schneiden und das Lager daraus bereiten. Und nachdem das Mädchen eingeschlafen war, machte er sich heimlich auf und ließ sie zurück. —

Als am andern Morgen das Mädchen erwachte und den Prinzen nicht fand, machte sie sich auf, um ihn zu suchen. Unterwegs begegnete sie einem Derwisch, und sprach zu ihm: „Lieber Vater, wenn ich dir meine goldnen Kleider gebe, giebst du mir dafür die deinen und dein Pferd?" — „Meinetwegen," erwiederte der Derwisch. Sie tauschten also ihre Kleider, und das Mädchen stieg auf das Pferd und trieb es so wacker an, daß es den Prinzen einholte. Da sagte der Prinz: „Erzähle mir, Herr, was du auf deinem Wege gesehn hast." Und sie antwortete: „Ich sah ein Mädchen, welches weinte, seufzte und sagte: Ihr Citronen und Orangenzweige, was habt ihr mir angethan, daß ich mein Glück verloren?"

Als das der Prinz hörte, seufzte er. Nachdem sie ein gutes Stück weiter geritten, fragte der Prinz dasselbe, und erhielt dieselbe Antwort, und seufzte wiederum. Der Prinz aber gewann den falschen Derwisch lieb, lud ihn ein, mit ihm nach Hause zu ziehn, und sagte: „ich bin verlobt und mache nächstens Hochzeit und möchte dich dabei haben." Sie zogen also mit einander, und wie sie ankamen, gab der Prinz dem Derwisch ein besonderes Gemach. Drauf begann die Hochzeitsfeier und man brachte die Braut herbei. Das Lorbeerkind versteckte sich aber in den Wandschrank des Saales, wo das Paar getraut werden sollte, zog seinen Derwischanzug aus, und legte goldene Kleider an. Und als es fertig war, leuchtete es wie die Sonne, ging in den Saal, und verbreitete einen solchen Glanz, daß alle Welt geblendet wurde. Wie sie der Prinz erblickte, erkannte er sie und sagte zu den Schwiegerältern:

„Nehmt die Braut und bringt sie in ihr Vaterhaus zurück, denn ich will mit diesem Stern leben, so wie ich gewohnt bin.“ Und darauf wurden sie getraut und lebten glücklich mit einander.

22. Die Zwillingsbrüder.

Es war einmal ein Fischer, der hatte zwar sein gutes Auskommen, aber keine Kinder. Eines Tages kam ein altes Mütterchen zu seiner Frau und sagte: „Was nützt dir dein Wohlstand, wenn du keine Kinder hast?“ „So ist es Gottes Wille!“ antwortete die Frau. „Nein, mein Kind, das ist nicht Gottes Wille, sondern die Schuld deines Mannes, denn wenn der das goldene Fischchen finge, so würdet ihr Kinder bekommen. Wenn also heute Abend dein Mann nach Hause kommt, so sage ihm, er solle hingehn und das Fischchen fangen; das müßt ihr dann in sechs Stücke schneiden. Eins davon mußt du und das zweite dein Mann essen, und dann werdet ihr zwei Kinder bekommen. Das dritte gieb der Hündin, und dann wird sie zwei Welfen werfen. Das vierte gieb der Stute, und dann wird sie zwei Fohlen werfen. Das fünfte vergrabe rechts von der Hausschwelle und das sechste links, und dann werden da zwei Cypressenbäume hervorwachsen.“

Als am Abend der Fischer nach Hause kam, erzählte ihm seine Frau, was ihr die Alte gerathen, und er versprach, das goldne Fischchen zu bringen. Drauf ging er in aller Frühe zum Wasser und fing das goldne Fischchen. Sie thaten damit, wie die Alte verordnet hatte, und nach der bestimmten Zeit bekam die Fischerin zwei Kinder, die sich so ähnlich sahen, daß man das eine vom andern nicht unterscheiden konnte, die Hündin warf zwei ganz gleiche Welfen, die Stute zwei ganz gleiche Fohlen, und an der Hausschwelle sproßen zwei ganz gleiche Cypressen auf.

Als die Knaben herangewachsen waren, wollten sie nicht zu Hause sitzen bleiben, obgleich sie Gelds und Guts genug hatten, und ver-

langten in die Welt zu gehn und sich einen Namen zu machen. Der Vater aber ließ sie nicht zusammen gehn, weil sie die einzigen Kinder waren, die er hatte, und sagte: „erst soll der Eine wandern, und wenn der zurück ist, dann kann auch der andere gehen.“ Also nahm denn der Eine das eine Pferd und den einen Hund, und sagte zu seinem Bruder: „So lange die zwei Cypressen grün sind, so ist das ein Zeichen, daß ich lebe und gesund bin, wenn aber die eine dürr wird, dann mache dich auf und suche mich.“

Drauf zog er in die Welt hinaus. Eines Tags kehrte er bei einer alten Frau ein, und als er dort des Abends vor dem Hause saß, erblickte er ein Schloß, das auf einem Berge lag, und fragte die Alte: „wem das gehöre.“

„Das ist das Schloß der Schönen des Landes, mein Sohn.“

„Und ich bin hierher gekommen, um sie zu freien!“

„Das haben schon Viele versucht, mein Sohn, und haben darüber ihr Leben verloren, denn sie hat ihnen die Köpfe abgeschlagen und auf die Eisenpfähle gesteckt, die du dort stehen siehst.“

„Das soll sie mir auch anthun, wenn's nicht anders ist, denn ich werde morgen hingehn und um sie freien.“

Drauf holte er seine Zither und spielte darauf so schön, wie man es in jenem Lande noch nie gehört hatte, und die Prinzessin selbst kam an's Fenster, um zuzuhören.

Des andern Morgens ließ die Schöne des Landes die Alte kommen, und fragte sie: „Wer wohnt bei dir, der so schön Zither spielen kann?“ „Es ist ein Fremder, Prinzessin, der gestern Abends angekommen ist,“ sagte die Alte. Und die Prinzessin befahl ihr, den Fremden zu ihr zu führen. Als der Fremde vor der Prinzessin erschien, fragte sie ihn nach seiner Heimath und seiner Familie, und nach diesem und jenem, und gestand ihm endlich, daß ihr sein Zitherspiel sehr wohlgefallen, und daß sie ihn zum Manne nehmen wolle. Der Fremde entgegnete: „daß er eben in dieser Absicht hierher gekommen sei.“ Drauf sprach die Prinzessin: „Nun gehe zu meinem Vater und sage ihm, daß

du mich zum Weibe verlangst, und wenn er dir dann die Aufgaben gestellt hat, so komme zurück und sage sie mir."

Der Fremde ging also zum König und sagte ihm: „daß er seine Tochter zur Frau haben wolle." Und der König erwiederte: „Ich bin's zufrieden, wenn du im Stande bist, das zu thun, was ich dir aufgebe, wo nicht, so kostet es dir den Kopf. Also höre: Draußen auf dem Felde liegt ein dicker Klotz, der mehr als zwei Klafter im Umfange hat, wenn du den mit einem Hiebe deines Schwertes entzwei haust, so geb ich dir das Mädchen zum Weibe. Wenn es dir aber mißlingt, so kostet es dir den Kopf." Drauf zog sich der Fremde zurück und kam sehr betrübt zur Alten, denn er glaubte nicht anders, als daß er am andern Tage dem Könige mit dem Kopfe büßen müsse, und vor lauter Sinnen, wie er es anfangen solle, um den großen Klotz zu spalten, vergaß er auf seine Zither.

Am Abend trat die Prinzessin ans Fenster, um seinem Spiele zuzuhören, fand aber alles still. Da rief sie ihm zu: „Warum bist du denn heute Abend so nachdenklich und spielst nicht auf der Zither?" und er klagte ihr nun seinen Kummer. Sie aber lachte darüber und rief: „Und über so was grämst du dich? Hole nur schnell deine Zither und spiele was auf zum Zeitvertreib, und komme morgen früh zu mir."

Da holte der Fremde seine Zither und spielte den ganzen Abend über zur Unterhaltung der Prinzessin; und am andern Morgen gab ihm diese ein Haar aus ihren Locken und sprach: „nimm dieses Haar und wickle es um dein Schwert, so wirst du den Klotz entzwei hauen." Drauf ging der Fremde hin und spaltete den Klotz mit einem Hiebe. Der König aber sprach: „Jetzt werde ich dir noch Eins aufgeben, wenn du meine Tochter zur Frau haben willst." „So sprich," erwiederte der Fremde. „Also höre: Du mußt ein Pferd besteigen, und damit in vollem Laufe drei Stunden Weg machen und in jeder Hand einen Becher voll Wasser halten, und wenn du keinen Tropfen davon verschüttest,

so geb' ich dir meine Tochter zur Frau. Gelingt's dir aber nicht, so nehm' ich dir das Leben.

Da ging der Fremde zur Alten zurück und war wieder so betrübt, daß er auf seine Zither vergaß. Am Abend trat die Prinzessin ans Fenster um ihm zuzuhören, da aber alles still war, rief sie ihm zu: „warum bist du denn wieder so bekümmert und spielst nicht auf deiner Zither?" Darauf erzählte er ihr, was ihm der König aufgegeben habe, und die Prinzessin erwiderte: „laß dich das nicht kümmern und spiele nur zu und komme morgen bei mir vor."

Des andern Morgens ging er zu ihr, und sie gab ihm ihren Ring und sprach: „wirf diesen Ring in's Wasser und davon wird es gefrieren, und du wirst nichts verschütten." Er that, wie ihm geheißen, und machte den Weg ohne das Wasser zu verschütten.

Darauf sagte der König: „jetzt will ich dir noch Eins aufgeben, und das soll das Letzte sein. Ich habe einen Schwarzen, mit dem sollst du morgen kämpfen, und wenn du Sieger bleibst, so sollst du meine Tochter haben." Da kehrte der Fremde voll Freude zur Alten zurück und war Abends so lustig, daß ihm die Prinzessin zurief: „du bist ja sehr vergnügt heut' Abend. Was hat dir denn mein Vater gesagt, daß du so froh bist?" Dieser erwiderte: „er hat mir gesagt, daß ich morgen mit seinem Schwarzen kämpfen solle; das ist ein Mensch wie ich, und den hoff' ich schon unter mich zu bringen." Da rief die Prinzessin: „Ach, das ist das Schwerste von Allem, denn dieser Schwarze bin ich selber. Man giebt mir einen Trank, und von dem werd' ich in einen Schwarzen von unüberwindlicher Stärke verwandelt. Gehe aber morgen auf den Markt und kaufe zwölf Büffelhäute, und umwickle dein Pferd damit; stecke auch dies Tuch zu dir, und wenn ich morgen auf dich losgehe, dann zeige mir es, damit ich ein bischen wieder zu mir selbst komme und dich nicht tödte; und wenn du mit mir kämpfest, so mußt du versuchen, mein Pferd zwischen den Augen zu treffen, denn wenn du dieses tödtest, so hast du mich besiegt."

Am andern Morgen ging er auf den Markt, kaufte die zwölf

Büffelhäute und umwickelte damit sein Pferd. Drauf begann er mit dem Schwarzen zu kämpfen, und als der Kampf eine Zeitlang gedauert hatte und schon elf Büffelhäute zerrissen waren, da traf der Fremde das Pferd des Schwarzen zwischen den Augen, und wie es todt hinfiel, war der Schwarze besiegt und der Fremde hatte gewonnen. Da sprach der König: „weil du die drei Aufgaben gelöst hast, so nehme ich dich zum Eidam." Der Fremde aber erwiderte: „ich hab' noch ein Geschäft abzumachen, doch in vierzig Tagen komme ich zurück und hole die Braut heim."

Er machte sich also auf und zog nach einem andern Land, kam in eine große Stadt und stieg dort in dem Hause einer alten Frau ab. Nachdem er zu Abend gegessen, verlangte er von der Alten Wasser. Da sagte die Alte: „ich habe kein's, mein Sohn, denn ein Ungeheuer hält unsere Quellen besetzt und läßt uns nur einmal im Jahr daraus schöpfen, wenn wir ihm ein Mädchen bringen. Das frißt es auf und läßt uns dafür Wasser holen. Gerade jetzt ist das Loos auf die Tochter des Königs gefallen, und morgen soll sie hingeführt werden."

Des andern Tags wurde die Prinzessin zur Quelle geführt und dort mit einer goldenen Kette angebunden; dann entfernten sich die Leute und ließen sie allein. Als alle fort waren, ging der Fremde zu dem Mädchen und fragte sie, was ihr fehle, daß sie so jammere? Und diese erwiderte: „daß das Ungeheuer kommen und sie fressen werde, und darum jammere sie." Da versprach ihr der Fremde sie zu befreien, wenn sie ihn zum Manne nehmen wolle, und die Prinzessin willigte mit Freuden ein. Wie nun das Ungeheuer herankam, hetzte der Fremde seinen Hund auf dasselbe, und dieser erwürgte es. Und so wurde die Prinzessin befreit.

Als das der König hörte, willigte auch er in die Heirath, und stellte eine große Hochzeit an. Der junge Ehemann blieb hundert und eine Woche in dem Pallaste, dann aber wurde es ihm zu enge darin, und er verlangte auf die Jagd zu gehen. Der König wollte ihn davon abhalten, aber es gelang ihm nicht. Drauf bat er ihn einiges Geleite



mitzunehmen, aber auch das schlug er ab, und nahm nur sein Pferd und seinen Hund mit.

Nachdem er ein gut Stück geritten war, sah er von fern eine Hütte und ritt darauf los, um Wasser zu trinken. Er fand darin eine alte Frau und ging sie um Wasser an. Die Alte sagte: „er solle ihr erlauben, seinen Hund vorher mit ihrem Stäbchen zu schlagen, damit er sie nicht beiße, und dann wolle sie ihm Wasser geben." Der Jäger willigte ein, und als sie den Hund mit dem Stäbchen berührte, da wurde dieser zu Stein. Drauf berührte sie den Jäger und sein Pferd, und verwandelte auch sie in Stein. Sowie aber das geschehen war, da verdorrte der eine Cypressenbaum vor seines Vaters Hause.

Als das der andere Bruder sah, machte er sich auf, um ihn zu suchen. Er kam in die Stadt, wo sein Bruder das Ungeheuer getödtet hatte, und der Zufall führte ihn zu derselben Frau, wo sein Bruder gewohnt hatte. Als ihn diese erblickte, hielt sie ihn für seinen Bruder und sprach zu ihm: „nimm es mir nicht übel, mein Sohn, daß ich nicht zu dir gekommen bin, um dir zu deiner Heirath mit der Königstochter Glück zu wünschen." Der Fremde merkte den Irrthum und sagte: „das thut nichts, Alte!" und ritt ohne weiteres in das Königsschloß. Als ihn der König und die Prinzessin erblickten, da riefen sie: „wo bist du so lange geblieben? Wir glaubten, es wäre dir was Schlimmes begegnet, weil du so lange nicht kamst." Als er aber des Nachts mit der Prinzessin schlafen ging, da legte er sein Schwert zwischen sich und seine Schwägerin. Drauf fragte ihn diese: „was hast du denn, daß du so böse thust?" Er aber antwortete nicht, und ging am andern Morgen auf die Jagd.

Der Zufall führte ihn denselben Weg, den sein Bruder eingeschlagen, und er erblickte ihn von Weitem und merkte, daß er versteinert sei. Da drang er in die Hütte und befahl der Alten, seinen Bruder zu entzaubern. Und diese erwiderte: „laß mich deinen Hund mit dem Stabe berühren und dann entzaubere ich deinen Bruder." Er aber befahl dem Hunde, die Alte bis an die Knie zu verschlingen, und die Alte

schrie: „Sag' deinem Hunde, er soll mich gehen lassen, und ich will deinen Bruder entzaubern!" Er aber sprach: „Sage mir den Spruch, damit ich ihn selbst entzaubere," und als sie das nicht wollte, befahl er seinem Hunde sie bis zu den Hüften zu verschlingen.

Da sprach die Alte: „ich habe zwei Stäbchen, mit dem grünen versteinere ich, und mit dem rothen entsteinere ich." Da nahm der Jäger das rothe Stäbchen und entzauberte seinen Bruder, dessen Hund und Pferd, und befahl seinem eigenen Hunde die Alte ganz zu verschlingen.

Als sie nun selbander zum Schlosse der Schwiegerältern zurückkehrten, erzählte unterwegs der eine Bruder dem andern, wie die Cypresse auf einmal vertrocknet sei, wie er sich nach ihm auf den Weg gemacht, wie er zu seinen Schwiegerältern gekommen, und bei seiner Frau geschlafen habe. Da ließ ihm der andere nicht Zeit hinzuzufügen, daß er sein Schwert in die Mitte gelegt habe, sondern erschlug ihn auf der Stelle und kehrte allein zu seinen Schwiegerältern zurück.

Als er sich nun am Abend zu der Prinzessin ins Bett legte, fragte ihn diese: „was hattest du denn gestern, daß du nicht mit mir sprachst, sondern dein Schwert zwischen uns legtest und mir den Rücken zukehrtest?" Da rief er: „Das war ich nicht, sondern mein Bruder, und den hab' ich erschlagen, als er mir unterwegs erzählte, daß er bei dir geschlafen habe."

„Weißt du noch, wo du ihn erschlagen?" fragte die Prinzessin, „und wo der Leichnam liegt?"

„Das weiß ich genau."

„Nun, dann wollen wir morgen zu ihm hinreiten."

Des andern Morgens machten sie sich also auf, und als sie zum Leichnam kamen, holte die Prinzessin ein Fläschchen hervor, das sie zu sich gesteckt hatte, goß einige Tropfen vom Wasser des Lebens auf ihn, und davon lebte er sogleich wieder auf. Als er aufgestanden war, sagte sein Bruder zu ihm: „verzeih' mir, Lieber, daß ich dich todtgeschlagen habe, ich wußte ja nichts von dem Schwert." Drauf umarmten sie sich,

und gingen zur Schönen des Landes, welche der ledige Bruder zur Frau nahm, und ließen ihre Eltern zu sich kommen und lebten glücklich und in Freuden.

---

23. Herr Lazarus und die Draken.

Es war einmal ein Schuhflicker, der hieß Lazarus und war ein großer Liebhaber von Honig. Als er eines Tages welchen bei seiner Arbeit aß, da sammelten sich so viele Fliegen, daß er deren vierzig mit einem Schlage todtschlug. Dann ging er hin, ließ sich ein Schwert machen und darauf schreiben: „mit einem Schlage habe ich vierzig getödtet.“ Nachdem das Schwert fertig war, machte er sich auf und ging in die Welt; und als er zwei Tage weit von seiner Heimath war, da kam er an einen Brunnen, bei dem legte er sich hin und schlief ein.

In jener Gegend aber wohnten Draken, und es kam einer von ihnen an den Brunnen, um Wasser zu holen, fand dort den Lazarus schlafend, und las, was auf seinem Schwerte geschrieben stand. Da ging er zu den Seinigen und erzählte ihnen, was er gesehen habe, und diese riethen ihm, er solle Brüderschaft mit dem starken Fremden schließen.

Der Drakos ging also zu dem Brunnen zurück, weckte den Lazarus und sagte ihm, wenn es ihm recht wäre, so wollten sie Brüderschaft mit einander machen.

Lazarus antwortete, es sei ihm recht, und nachdem ein Pope den Brüderschaftssegen über sie gesprochen, ging er mit ihm zu den andern Draken und blieb bei ihnen. Nach einigen Tagen sagten sie ihm, es sei bei ihnen Brauch, daß sie Reihe um, Wasser und Holz holen gingen, und da er nun ihr Geselle sei, so müsse er auch in die Reihe eintreten. Sie gingen nun zuerst nach Wasser und Holz aus, endlich aber kam die Reihe Wasser zu holen auch an den Lazarus. Die Draken aber hatten einen Schlauch, welcher zweihundert Maas Wasser faßte, und Lazarus schleppte denselben leer nur mit großer Mühe an den

Brunnen, und da er ihn voll nicht hätte tragen können, so füllte er ihn auch nicht, sondern grub statt dessen rings um den Brunnen die Erde auf.

Wie nun Lazarus so lange ausblieb, schickten sie einen von ihnen nach ihm aus, um zu sehen, was aus ihm geworden sei, und als dieser zum Brunnen kam, sagte Lazarus zu ihm: „wir wollen uns nun nicht mehr tagtäglich mit Wasserholen plagen, ich will den ganzen Brunnen nach Hause bringen und uns so von dieser Last befreien." Da rief der Drakos: „bei Leib und Leben nicht, Herr Lazarus, denn sonst müssen wir alle verdursten. Lieber wollen wir Reih' um Wasser holen, und du sollst davon frei sein."

Darauf kam die Reihe Holz zu holen an den Lazarus; die Draken, welche nach Holz gingen, luden stets einen ganzen Baum auf die Schulter, und brachten ihn nach Hause, und da er ihnen das nicht nachmachen konnte, so ging er in den Wald, band alle Bäume mit dem Tragseile an einander, und blieb bis zu Abend im Walde. Da schickten die Draken wieder einen nach ihm aus, um zu sehen, was aus ihm geworden sei, und als dieser ihn fragte, was er da vorhabe, antwortete Lazarus: „ich will den ganzen Wald mit einem Male herbeischleppen, damit wir Ruhe haben." Da rief der Drakos: „bei Leibe nicht, Herr Lazarus, denn sonst sterben wir vor Kälte; wir wollen lieber selbst nach Holz gehen, und du sollst frei bleiben." Und nun riß der Drakos einen Baum aus, nahm ihn auf die Schulter und trug ihn heim.

Als sie eine Weile so gelebt hatten, da wurden die Draken des Lazarus überdrüssig und machten unter sich aus ihn umzubringen; es solle ihm also in der Nacht, wenn er schliefe, jeder Drakos einen Hieb mit dem Beile geben. Der Lazarus aber hatte das gehört, und nahm daher am Abend einen Holzklotz, bedeckte ihn mit seinem Mantel, legte ihn an seine Schlafstelle und versteckte sich. In der Nacht kamen die Draken; ein jeder that auf den Klotz einen Hieb mit dem Beile, bis er in Stücke fuhr. Da glaubten sie, ihren Zweck erreicht zu haben, und legten sich wieder nieder. — Darauf nahm der Lazarus den Klotz, warf ihn hin-

aus, und legte sich nieder. Gegen Tagesanbruch fing er an zu stöhnen, und als die Draken das hörten, fragten sie ihn, was ihm fehle. Darauf erwiderte er: „die Schnaken haben mich jämmerlich zerstochen.“ Da erschraken die Draken, weil sie glaubten, Lazarus hielte ihre Arthiebe für Schnakenstiche, und beschlossen um jeden Preis seiner los zu werden. Am andern Morgen fragten sie ihn also, ob er Frau und Kinder habe und ob er sie nicht einmal besuchen möchte, sie wollten ihm einen Ranzen voll Gold mitgeben. Er war es zufrieden und verlangte nur noch einen Draken, um ihm das Gold nach Hause zu tragen. Es ging also einer mit ihm und trug den Ranzen. Als sie in die Nähe von Lazarus' Hause kamen, sagte er zum Drakos: „bleib' einstweilen hier, denn ich muß hingehen und meine Kinder anbinden, damit sie dich nicht fressen.“ Er ging also hin und band seine Kinder mit dicken Stricken, und sagte zu ihnen: „sobald ihr den Drakos zu Gesicht bekommt, so ruft was ihr könnt: Drakenfleisch! Drakenfleisch!“ Als nun der Drakos herankam, da schrien die Kinder: „Drakenfleisch! Drakenfleisch!“ und darüber erschrak der Drakos so sehr, daß er den Ranzen fallen ließ und weglief. Unterwegs begegnete ihm eine Füchsin und fragte ihn, warum er so erschrocken aussehe, und er erwiderte, daß er sich vor den Kindern des Herrn Lazarus fürchte, die ihn bei einem Haare aufgefressen hätten. Da lachte die Füchsin und rief: „was? vor den Kindern des Herrn Lazarus hast du dich gefürchtet? Der hatte zwei Hühner, das eine habe ich ihm gestern gefressen, und das andere will ich mir eben jetzt holen, und wenn du es nicht glauben willst, so komme mit, da kannst du es sehen; du mußt dich aber an meinen Schwanz binden.“ Der Drake band sich also an ihren Schwanz und ging mit ihr nach Lazarus' Hause zurück, um zu sehen, was sie dort anstellen würde. Dort stand aber Lazarus mit der Flinte auf der Lauer, und als er die Füchsin mit dem Draken kommen sah, rief er ihr zu: „habe ich dir nicht gesagt, du sollst mir alle Draken bringen, und nun bringst du mir nur einen?“ Wie das der Drakos hörte, machte er rechtsum Reißaus und lief so schnell, daß die Füchsin an den Steinen zerschellte.



Nachdem aber Herr Lazarus von den Draken losgekommen, baute er sich mit ihrem Golde ein prächtiges Haus, und verbrachte den Rest seines Lebens herrlich und in Freuden.

24. Janni und die Draken.

Es war einmal ein Mann, der mied die Welt und lebte in der Einöde; er besaß nichts weiter als eine Heerde Schafe, deren Milch und Wolle er verkaufte, und Brot dafür anschaffte; auch schnitzte er hölzerne Löffel zum Verkauf. Er hatte eine Frau und ein Töchterchen. Nach langer Zeit wurde die Frau wieder gesegneten Leibes, und als sie eines Abends die Wehen überkamen, ging der Mann ins nächste Dorf um eine Hebamme zu holen; bis er aber hin und zurück kam, war das Kind schon geboren.

Unterwegs war der Mann einem Mönch begegnet, und dieser bat ihn, er möchte ihn über Nacht bei sich aufnehmen. Der Mann war's zufrieden und nahm ihn mit nach Hause. Da nun weit und breit Niemand zu finden war, um das Kind zu taufen, so erbot sich der Mönch dieses zu thun und gab ihm bei der Taufe den Namen Janni.

Im Laufe der Zeit starben Janni's Vater und Mutter, und er blieb mit seiner Schwester allein; da es ihnen aber in ihrer Heimath schlecht ging, so beschlossen sie auszuwandern. Beim Einpacken fand die Schwester ein Messer, welches der Mönch seinem Pathen zurückgelassen hatte, und gab es ihrem Bruder. Darauf machten sie sich mit den drei Schafen, die ihnen geblieben waren, auf den Weg, und wanderten drei Tage lang.

Da begegneten sie einem Manne, der hatte drei Hunde und schlug ihnen vor, mit ihren Thieren zu tauschen, er wolle ihnen die Hunde geben und dafür die Schafe nehmen. Die Geschwister waren das zufrieden, und nachdem sie getauscht hatten, trennten sie sich wieder von einander.

Die Geschwister aber zogen weiter und kamen vor ein großes Schloß, in dem vierzig Draken wohnten, und wie diese hörten, daß der Janni gekommen sei, fuhren sie vor Schreck vierzig Klafter tief unter die Erde.

Der Janni fand also das Schloß verlassen, und blieb mit seiner Schwester darin und ging jeden Tag mit den Gewehren, welche die Draken im Schlosse zurückgelassen hatten, auf die Jagd.

Als er eines Tages wieder auf der Jagd war, da kam ein Drakos heraus, um Mundvorrath zu holen, denn er glaubte, es wäre niemand im Schlosse. Wie der Janni's Schwester sah, erschrak er gewaltig; diese aber sprach ihm Muth ein, und nach und nach entspann sich zwischen den Beiden eine Liebschaft.

So oft nun Janni auf die Jagd ging, rief die Schwester den Drakos hervor und koste mit ihm, bis sie von ihm schwanger ward. Da fing sie an zu jammern und fürchtete sich vor dem Zorn ihres Bruders.

Wie nun die Zeit herankam, wo sie gebären sollte, und sie darüber trostlos war, kam der Drakos zu ihr und sprach: „du mußt dich krank stellen, und wenn dich der Janni fragt, was dir fehle, und was du wünschest, so sage ihm: ich wünsche Kirschen, und wenn er dich fragt, wo diese zu finden wären, so sprich: es giebt welche in einem Garten, der einen Tag Weges von hier ist. Dein Bruder wird aber hingehen und nicht mehr zurückkommen, denn dort wohnen drei Brüder von mir, die werden schon für ihn sorgen."

Die Schwester that, wie ihr der Drakos gerathen, und am andern Morgen machte sich Janni auf den Weg, um die Kirschen zu holen, und nahm auch seine drei Hunde mit sich. Als er bei dem Garten ankam, stieg er vom Pferde, trank Wasser aus der Quelle, welche dort sprang, und fiel in einen tiefen Schlaf. Darauf kamen die Draken herunter um ihn zu fressen; doch kaum wurden die Hunde sie gewahr, so stürzten sich diese auf sie, zerrissen sie in Stücke, scharrten darauf mit ihren Pfoten ein Grab aus und begruben sie, damit sie ihr Herr nicht

sähe. Wie nun der Janni aufwachte und seine Hunde mit Blut bedeckt sah, so glaubte er, sie hätten irgend ein Wild gefangen, und zankte sie, daß sie ihm nichts davon übrig gelassen hätten; darauf pflückte er die Kirschen und brachte sie seiner Schwester.

Als der Drakos hörte, daß Janni zurück sei, da fuhr er vor Schreck noch vierzig Klafter tiefer in die Erde; die Schwester aber aß von den Kirschen und stellte sich wieder gesund.

Des andern Tages ging Janni wiederum auf die Jagd, und der Drakos kam hervor und rieth der Schwester, sie solle sich noch einmal krank stellen, und wenn sie der Bruder frage, was sie wünsche, so solle sie Quitten verlangen, und wenn er sie frage, wo diese zu finden wären, so solle sie sagen, in einem Garten zwei Tage weit von hier; dort werde aber der Janni sicher zu Schanden werden, denn dort wohnten sechs Brüder von ihm, von denen jeder zwei Köpfe habe. Die Schwester that, wie ihr der Drakos gerathen, und des andern Tages machte sich der Janni auf, und nahm auch seine drei Hunde mit sich.

Wie er zu dem Garten kam, stieg er ab, setzte sich hin, um ein bischen auszuruhen, und schlief ein. Da kamen zuerst drei Draken herunter, und stürzten sich auf ihn, um ihn zu fressen, und als diese die Hunde zerrissen, stürzten auch die drei andern herbei und wurden gleichfalls zerrissen. Darauf scharrten die Hunde ein Grab aus und begruben sie, damit sie ihr Herr nicht sehen solle, und als der aufwachte und sie mit Blut bedeckt sah, glaubte er, sie hätten wieder ein Wild gefangen, und zankte sie, daß sie ihm nichts übrig gelassen hätten; darauf brach er die Quitten und brachte sie seiner Schwester, und nachdem dieselbe davon gegessen hatte, stellte sie sich gesund. Wie aber der Drakos hörte, daß Janni zurück sei, da fuhr er vor Schreck noch vierzig Klafter tiefer in die Erde.

Als am andern Morgen der Janni wieder auf die Jagd gegangen war, ging der Drakos zu der Schwester und rieth ihr, sie solle sich noch einmal krank stellen und von ihrem Bruder Birnen verlangen, die drei Tage weit vom Schlosse in einem Garten wüchsen. Denn von dort

würde Janni ganz gewiß nicht zurückkehren, weil dort neun Brüder von ihm wohnten, deren jeder drei Köpfe habe.

Die Schwester that, wie ihr gerathen worden, und des andern Tages ging der Janni mit seinen drei Hunden nach den Birnen aus. Als er bei dem Garten ankam, legte er sich nieder, um ein wenig auszuruhen, schlief aber darüber ein. Da kamen zuerst drei Draken herunter, um ihn zu fressen, und als diese die Hunde zerrissen hatten, kamen die sechs andern auf einmal herunter, und kämpften lange Zeit mit den Hunden. Von dem vielen Lärm erwachte der Janni, schlug die Draken todt und sah nun, daß er die beiden ersten Male den Hunden Unrecht gethan habe.

Darauf befreite er alle, welche die Draken gefangen hielten, und darunter war auch eine Königstochter. Die wollte aus Dankbarkeit den Janni zum Manne nehmen, er aber schlug es aus und sagte ihr: „für das Gute, was ich dir erwiesen habe, sollst du zu Hause in deinem Schlosse alle Blinden und Lahmen aufnehmen, welche dorthin kommen." Die Prinzessin versprach ihm das und gab ihm zum Abschiede einen Ring.

Der Janni pflückte darauf die Birnen und brachte sie seiner Schwester, und als diese davon gegessen hatte, stellte sie sich gesund. Wie aber der Drakos hörte, daß der Janni auch von dort wieder glücklich angekommen wäre, fuhr er vor Schreck noch vierzig Klafter tiefer in die Erde, und schlich des andern Tages, als Janni auf der Jagd war, zu der Schwester und sprach: „nun sind wir beide verloren, denn in einigen Tagen wirst du das Kind gebären, und der Janni wird es merken und uns todtschlagen; du mußt ihn also fragen, wo seine Kraft stecke, und dann müssen wir ihn selbst umbringen."

Als Janni am Abend von der Jagd kam und sich neben seine Schwester ans Feuer setzte, da bat sie ihn, er möchte ihr doch sagen, wo seine Kraft stecke, und er versetzte: „in meinen zwei Fingern; wenn diese zusammengebunden werden, so schwindet meine ganze Kraft." „Das glaube ich nicht," sprach die Schwester, „wenn ich es nicht selbst sehe."

Da ließ er sich die beiden Finger mit einem Faden zusammenbinden, und fiel sogleich in Ohnmacht. Die Schwester rief nun den Drakos, und der kam hervor, riß dem Janni die Augen aus, gab sie den Hunden zu fressen und stürzte ihn selbst in einen trockenen Brunnen.

Der Zufall wollte, daß an diesem Brunnen ein Zug Reisende vorbeizogen und den Janni darin stöhnen hörten. Sie kamen also heran und fragten ihn, wo er wäre, und er bat sie, sie möchten ihn aus dem Brunnen ziehen, denn er sei ein armer Unglücklicher. Da ließen sie ein Seil hinab und zogen ihn ans Tageslicht. Nun merkte er erst, daß er blind sei, und bat daher die Reisenden, sie möchten ihn in das Reich des Königs führen, dessen Tochter er befreit hatte, und er wolle sie für ihre Mühe gut bezahlen. Als sie ihn nun dorthin gebracht hatten, ließ er die Prinzessin bitten, zu ihm zu kommen. Diese kam, erkannte ihn aber nicht, doch sowie er ihr den Ring zeigte, den sie ihm geschenkt hatte, erinnerte sie sich seiner und nahm ihn mit sich in ihr Schloß, und nachdem sie erfahren hatte, wie es ihm ergangen sei, bot sie alle Zauberinnen auf, um zu erfahren, wo seine Augen wären, und es fand sich eine, welche erklärte, daß sie es wisse, und daß sie ihn heilen wolle. Sie ging also in das Schloß, in welchem seine Schwester mit dem Drakos lebte, gab dort den Hunden etwas zu fressen, und diese brachen die verschluckten Augen wieder aus. Die nahm sie mit und setzte sie dem Janni wieder ein, und der sah nun wie früher. Darauf ging er in das Schloß des Drakos, schlug ihn und seine Schwester todt, nahm seine Hunde, kehrte zu der Prinzessin zurück und nahm sie zur Frau.

---

25. Der Schwager des Löwen, des Tigers und des Adlers.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter, und als die Zeit kam, daß er sterben sollte, sprach er zu seinen Söhnen: „liebe Kinder, ich muß nun sterben, ihr müßt also darauf bedacht sein, eure Schwestern zu verheirathen und euch dann selbst zu

verehelichen." Als er das gesagt hatte, entließ er die beiden Aelteren, den Jüngeren aber behielt er zurück und sprach zu ihm: „für dich habe ich eine Elfin in dem krystallenen Gemache versteckt; wenn nun deine Schwestern und deine Brüder verheirathet sind, so öffne das Gemach und hole dir deine Braut." Darauf starb der alte König, und bald darauf starb auch seine Frau, und ihre Kinder waren nun älternlos.

Nach geraumer Zeit kam der Löwe vor das Schloß und klopfte an dem Thore. Als die Brüder fragten, wer draußen sei, antwortete er: „ich bin es, der Löwe, und bin gekommen, um eure älteste Schwester zur Frau zu begehren." Darauf fragten sie: „wie weit ist dein Reich von hier?" und er antwortete: „für mich ist es fünf Tage, für euch fünf Jahre weit bis dorthin." Da riefen die beiden älteren Brüder: „wir geben unsere Schwester nicht so weit weg, denn wenn sie einmal krank werden sollte, wie könnten wir dann zu ihr gehen und sie besuchen?" Der jüngste Bruder aber sagte gar nichts, sondern nahm seine älteste Schwester bei der Hand und führte sie dem Löwen zu, indem er zu ihr sprach: „du mußt dahin gehen, wohin es dein Schicksal bestimmt hat," und nachdem er sie geküßt hatte, übergab er sie dem Löwen, und dieser nahm sie sogleich und zog mit ihr ab.

Tags darauf kam der Tiger und klopfte an die Thüre. Da fragten sie ihn, was sein Begehren sei, und er antwortete: „ich will eure mittlere Schwester zur Frau." Als sie ihn darauf fragten, wie weit sein Reich von hier sei, antwortete er: „für mich ist es zehn Tage, für euch zehn Jahre weit bis dorthin." Da riefen die älteren Brüder: „wir geben unsere Schwester nicht so weit weg;" der jüngste aber machte eben so wenig Umstände als das erste Mal, nahm seine Schwester bei der Hand und führte sie dem Tiger zu, der sogleich mit ihr abzog.

Tags darauf kam der Adler und klopfte an die Thüre, und als sie ihn fragten, wer er sei, antwortete er: „ich bin der Adler und kam hierher, um mir eure jüngste Schwester zur Frau zu holen." Da fragten sie ihn, wie weit sein Reich von hier sei, und er erwiderte: „für mich funfzehn Tage, für euch funfzehn Jahre." Da riefen die beiden ältesten

Brüder: „nein, wir geben das Mädchen nicht so weit weg, denn die älteste haben wir fünf und die mittlere zehn Jahre weit vergeben, und nun soll die jüngste gar funfzehn Jahre weit weg von hier, nein daraus wird nichts!“ — Der jüngste Bruder aber sprach kein Wort, sondern nahm seine Schwester bei der Hand und führte sie dem Adler zu; der nahm sie sogleich in seine Fänge und flog mit ihr weg.

Nachdem nun die drei Mädchen vergeben waren, heiratheten auch die Brüder, zuerst der älteste und dann der mittlere, und als dessen Hochzeit vorüber war, da ging der jüngste zu dem krystallenen Gemache, öffnete es und wollte die Elfin herausholen. Kaum aber hatte er die Thüre geöffnet, so wischte die Elfin heraus und rief ihm zu: „wenn du mich finden willst, so laß dir eine eiserne Krücke und eiserne Schuhe machen, und komme zu den Ilinen Bilinen Alamalakusen, mit den Marmorbergen und den Krystallfeldern,“ und als sie das gesagt hatte, verschwand sie vor seinen Blicken.

Der Jüngste ließ sich darauf eine eiserne Krücke und eiserne Schuhe machen, und zog aus, um sie aufzusuchen. Nachdem er fünf Jahre weit gegangen war, kam er zu dem Hause seiner ältesten Schwester und setzte sich auf den Sitzstein vor der Thüre, um sich auszuruhen.

Da kam die Magd mit dem Handbecher ihrer Frau heraus, um ihn mit frischem Wasser von der Quelle zu füllen, und er verlangte, daß sie ihn daraus trinken lassen sollte. Anfangs verweigerte dies die Magd, als er sie aber sehr bat, da ließ sie ihn trinken, und indem er trank, warf er seinen Fingerring in den Becher.

Die Magd brachte darauf den Becher ihrer Frau und diese erkannte an dem Ringe, daß ihr Bruder vor der Thüre sei, und fragte die Magd, wem sie aus ihrem Becher zu trinken gegeben habe; diese aber leugnete anfangs und erst als ihr die Frau Muth zugesprochen, bekannte sie, daß ein Reisender auf dem Sitzsteine vor der Thüre gesessen und zu trinken verlangt habe, weil er sehr durstig sei, und daß sie ihn daher aus dem Becher habe trinken lassen. Darauf sprach die Frau: „gehe schnell hin und hole ihn,“ und als er kam, erkannte ihn seine Schwester

sogleich und küßte und herzte ihn. Darauf wollte sie wissen, wie er hierher gerathen sei, und er erzählte ihr seine Schicksale.

Wie sie so mit einander sprachen, hörte die Schwester, daß der Löwe nach Hause komme, und rief: „nun muß ich dich verstecken, denn sonst frißt er dich." Darauf gab sie ihm eine Ohrfeige, verwandelte ihn damit in einen Besen und stellte ihn hinter die Thüre. So wie der Löwe ins Zimmer trat, schnupperte er darin herum und rief: „es riecht mir nach Königsblut." Darauf sprach seine Frau: „du gehst auf des Königs Straße, und darum riecht es dir nach Königsblut." Als sie sich drauf zu Tisch setzten, da fragte die Frau den Löwen: „wenn mein ältester Bruder käme, was würdest du mit ihm anfangen?" — „Ich würde ihn zerreißen." — „Wenn aber mein zweiter Bruder käme?" — „Den würde ich in lauter kleine Kochstücke zerreißen." — „Wenn aber der jüngste käme?" — „Den würde ich auf die Augen küssen." — „Nun der ist wirklich gekommen." — Da rief der Löwe: „und den versteckst du vor mir!" Jetzt holte die Frau den Besen aus der Ecke, gab ihm einen Schlag und damit wurde wieder ihr Bruder daraus.

Der Löwe umarmte und küßte ihn und fragte, „warum er gekommen sei." Darauf erzählte ihm der Prinz, wie es ihm gegangen, und fragte ihn, ob er wisse, wo die Ilinen Bilinen Alamalakusen mit den Marmorbergen und Krystallfeldern seien. Der Löwe aber versetzte: „ich weiß darüber keinen Bescheid, doch morgen wollen wir alle Thiere zusammen berufen, vielleicht weiß eines von ihnen Auskunft zu geben." Am andern Morgen berief er alle Thiere zusammen, aber keines davon wußte etwas von jenem Lande.

Tags darauf nahm der Prinz Abschied von seiner ältesten Schwester und wanderte weiter, um die Ilinen Bilinen aufzusuchen, und nachdem er wiederum fünf Jahre gewandert war, kam er zu seiner zweiten Schwester. Auch dort setzte er sich auf den Sitzstein vor der Thüre und wartete, bis die Magd mit dem Becher seiner Schwester zur Quelle ging, und als ihn diese daraus trinken ließ, warf er seinen Ring in den Becher und gab sich dadurch seiner Schwester zu erkennen.

Diese aber ließ ihn sogleich zu sich führen, und nachdem sie sich bewillkommt hatten, erzählte er ihr, wie es ihm ergangen sei. Während er so sprach, hörte seine Schwester, daß der Tiger nach Hause komme, und verwandelte ihren Bruder durch einen Schlag in eine Kehrichtschaufel, damit ihm vom Tiger kein Leid geschehe.

Als der Tiger in die Stube trat, schnupperte er herum und rief: „es riecht wie lauter Königsblut;" seine Frau aber antwortete: „du wandelst auf des Königs Straße und darum riechst du Königsblut." Drauf setzten sie sich zu Tisch, und über dem Essen fragte ihn seine Frau: „wenn mein ältester Bruder käme, was würdest du mit ihm anfangen?" — „Ich würde ihn zerreißen." — „Wenn aber mein zweiter Bruder käme?" — „Den würde ich zu lauter Kochstücken zerreißen." —„Wenn aber der jüngste käme?"—„Den würde ich wie meinen Bruder halten."— „Nun der ist da, und ich versteckte ihn, weil ich fürchtete, daß du ihn fressen würdest." Darauf gab sie der Kehrichtschaufel einen Schlag und verwandelte sie wieder in ihren Bruder. Der Tiger umarmte ihn, und nachdem er erfahren hatte, wie es seinem Schwager ergangen sei, versprach er, des andern Tags alle Thiere zusammenzurufen. Als sie aber alle versammelt waren und er sie nach den Ilinen Bilinen fragte, da wußte keines von ihnen Auskunft zu geben.

Tags darauf nahm der Prinz Abschied von seiner Schwester und wanderte weiter, um nach den Ilinen Bilinen zu suchen. Nachdem er wieder fünf Jahre lang gewandert war, kam er zu der Wohnung seiner jüngsten Schwester und setzte sich auf den Sitzstein, bis die Magd mit ihrem Wasserbecher zur Quelle ging, und als ihn diese daraus trinken ließ, warf er seinen Ring hinein. Daran erkannte seine Schwester, daß er gekommen sei. Sie ließ ihn sogleich zu sich rufen, und während sie mit einander sprachen, kam auch der Adler herzu und fragte ihn, „warum er bis hierher gewandert sei." Darauf erzählte ihm der Prinz alle seine Leiden und fragte ihn, „ob er wisse, wo die Ilinen Bilinen lägen." Der Adler versetzte: „das weiß ich nicht, aber morgen früh

will ich alle Vögel zusammenrufen, von denen kann vielleicht irgend einer Auskunft geben."

Am andern Morgen hielt der Adler eine große Versammlung von allen Vögeln und fragte sie, „ob sie wüßten, wo die Ilinen Vilinen Alamalakusen mit den Marmorfelsen und den Krystallfeldern wären." Darüber wußte keiner Bescheid zu geben, doch fiel es einem ein, daß ein lahmer Habicht nicht zur Versammlung gekommen sei, und daß dieser vielleicht Auskunft geben könne. Da ließ der Adler auch diesen rufen, und als er gekommen war, sagte er, daß er wisse, wo die Ilinen Vilinen wären. Der Adler befahl ihm nun, seinen Schwager dahin zu führen. Sie mußten noch lange wandern, bevor sie hingelangten. Als sie aber dort ankamen, da waren auch die eisernen Schuhe des Prinzen durchgelaufen. Hier endlich fand er seine Frau, die mit andern Elfinnen zusammen lebte, aber sie folgte ihm nun willig in sein Reich, und als sie dort angekommen waren, hielt er seine Hochzeit mit ihr. Ich war nicht dabei und darum brauchst du es auch nicht zu glauben.

---

26. Vom jüngsten Bruder, der seine geraubte Schwester vom Drakenberge holt.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Unter seinem Schlosse lag ein großer Garten, weil aber von Zeit zu Zeit ein Drake dorthin kam, traute sich die Königstochter nicht hinein, weil sie fürchtete, daß sie der Drake rauben könnte. Eines Tags überredete sie jedoch ihr jüngster Bruder, mit ihr in den Garten zu gehn, und da kam auf einmal der Drake herangestürmt, packte das Mädchen und trug es durch die Lüfte auf einen hohen Berg, den niemand ersteigen konnte.

Darüber wurde der König so betrübt, daß er sein ganzes Schloß schwarz anstreichen ließ und sich um die Reichsgeschäfte nicht mehr kümmerte, sondern sie seinen Staatsräthen überließ. Weil aber der

jüngste Königssohn an dem Verluste seiner Schwester Schuld war, so beschloß er auszuziehen und sie wieder zu holen, oder zu Grunde zu gehn. Als das sein Vater hörte, wurde er noch betrübter, denn er hatte den Jüngsten viel lieber als seine andern Kinder, und that sein möglichstes, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch der Prinz ließ sich nicht abhalten, sondern zog aus, um seine Schwester zu suchen, und nachdem er lange Zeit gewandert war, kam er zu dem Fuße des Drakenbergs, aber alle seine Versuche, ihn zu ersteigen, waren vergeblich.

Als er nun nicht wußte, was er thun sollte, erblickte er zwei Schlangen, die mit einander kämpften; die eine davon war weiß, die andere schwarz, und die schwarze war im Begriffe, die weiße zu tödten. Der Prinz sprang herzu, erschlug die schwarze Schlange und rettete dadurch die weiße. Da sprach diese zu ihm: „was soll ich dir dafür thun, daß du mir das Leben gerettet hast?“ und der Prinz erwiderte: „ich verlange weiter nichts von dir, als daß du mich auf diesen Berg schaffest.“ Da wies ihn die Schlange an, sich an ihren Schweif zu binden, und nachdem er das gethan hatte, brachte sie ihn auf den Berg.

Als der Prinz dort angekommen war, suchte er nach einer Unterkunft und verdingte sich als Knecht bei einem Schäfer, der die Schaafe des Drakos weidete. Jede Woche schickte ihn der Schäfer zu dem Schlosse des Drakos, um Brot zu holen. Eines Tages fand er seine Schwester allein und sagte ihr, daß er ihr Bruder wäre und gekommen sei, um sie zu befreien. Da rief diese verwundert: „wie hast du es angestellt, hier herauf zu kommen, wo nicht einmal ein Vogel herauffliegen kann?“ und er erzählte ihr, wie das zugegangen sei. Nach der ersten Freude des Wiedersehens fiel der Prinzessin der Drakos ein und sie begann für ihren Bruder zu fürchten. Sie erzählte ihm, daß er von unüberwindlicher Stärke sei, und daß er eine große Anzahl Königskinder in den Gemächern seines Schlosses gefangen halte, und bat, sich ja nicht vor dem Drakos sehen zu lassen, damit ihm kein Leid geschehe. Der Prinz aber antwortete: „wenn der Drakos heute Abend nach Hause kommt,

so mußt du ihn fragen, wo seine Stärke sitzt, und morgen komme ich wieder, um zu hören, was er dir gesagt hat."

Als am Abend der Drakos nach Hause kam, fragte ihn die Prinzessin, wo seine Stärke sitze, und er antwortete ihr, daß er auf seinem Kopfe drei goldene Haare habe und daß nur mit diesen die Thüre zu einem Gemache geöffnet werden könne, in dem drei Tauben wären; wenn davon die eine sterbe, so würde er krank, und wenn die zweite sterbe, würde er schwer krank, wenn aber auch die dritte sterbe, so müsse er auch sterben.

Am andern Tage kam ihr Bruder wieder und sie erzählte ihm, was ihr der Drakos gesagt hatte. Darauf sprach der Prinz: „wenn du heute Abend den Drakos lausest, so nimm eine Scheere und schneide ihm die drei goldenen Haare ab, dann öffne die Thür des Gemaches und schlachte die drei Tauben, damit auch der Drakos verende." Als nun am Abend der Drakos nach Hause kam, da that die Prinzessin, was ihr Bruder ihr geheißen, und so verendete der Drakos. Wie er todt war, öffnete sie alle verschlossenen Thüren seines Palastes und befreite alle, die darin gefangen saßen. Darunter waren auch drei Königstöchter, und diese nahm der Prinz mit sich.

Darauf machten sie sich zusammen auf und gingen an den Rand des Berges, und als sie von da hinunter sahen, standen die beiden älteren Brüder unten und warteten auf sie. Da nahm der Prinz ein Seil, und ließ daran zuerst seine Schwester und dann die älteste der drei Königstöchter hinunter und rief, daß diese für seinen ältesten Bruder bestimmt sei, darauf ließ er die zweite Königstochter hinab und rief, daß sie für seinen zweiten Bruder sei, und zuletzt ließ er die jüngste hinab und rief, daß diese seine eigene Frau sei. Als aber die Brüder sahen, daß die jüngste die schönste sei, da wurden sie neidisch, schnitten das Seil ab und ließen ihn oben.

Der Prinz kehrte also betrübt zum Schlosse des Drakos zurück, und um sich zu zerstreuen, ging er in allen Gemächern umher und besah sich die Herrlichkeiten, welche sie enthielten. In einem mit grünen

Stoffen ausgeschlagenen Zimmer sah er einen Windhund, der von Sammt war und einen sammtenen Hasen verfolgte; in einem andern Zimmer ein goldenes Waschbecken und eine goldene Kanne, welche ganz von selbst Wasser in das Becken goß; in einem dritten aber eine goldene Gluckhenne mit goldenen Küchlein. Von da ging er in die Ställe und in einem Stalle sah er drei Flügelpferde, ein weißes, ein rothes und ein grünes, und er ließ sie in den Hof, um sich an ihren Sprüngen zu ergötzen. Da sprachen die Pferde: „Welchen Dienst verlangst du von uns für die Wohlthat, daß du uns aus dem Stalle gelassen hast?“ Er aber antwortete: „ich verlange nichts weiter, als daß ihr mich von diesem Berge hinunter schafft.“ Da sprach das grüne Pferd: „setze dich auf mich,“ und als er sich aufgesetzt hatte, flog es mit ihm den Berg hinunter und setzte ihn auf der Ebene ab. Die zwei andern Flügelpferde waren zur Gesellschaft mitgeflogen, und zum Abschiede gab ihm jedes der drei Pferde ein Haar aus seinem Schweife und sprach dazu, so oft er es nöthig habe, solle er sein Schweifhaar am Feuer anbrennen.

Nachdem er eine Zeitlang in der Welt herumgezogen, ging er in die Stadt, wo sein Vater König war. Da setzte er eine Mütze aus Schaafsdarm auf, damit die Leute glauben sollten, er habe den Weichselzopf, und verdingte sich als Knecht bei einem Goldschmiede.

Die beiden älteren Prinzen aber brachten ihre Schwester nebst den drei Königstöchtern zu ihrem Vater, und als dieser fragte, was aus seinem jüngsten Sohne geworden, sagten sie ihm, daß er gestorben sei. Darauf wollte der älteste Königssohn die älteste Königstochter heirathen, diese aber sagte, „wenn er ihr nicht einen sammtenen Windhund und einen sammtenen Hasen schaffe, wie sie bei dem Drakos gehabt habe, so würde sie ihn nicht zum Manne nehmen.“ Da ließ der König durch den Ausrufer bekannt machen: „daß, wer im Stande sei, einen solchen Hund und Hasen zu verfertigen, von ihm königlich belohnt werden solle.“ Als daß der Grindige hörte, sagte er zu dem Goldschmiede, „daß er ein solches Kunstwerk zu machen verstehe, und



daß der Goldschmied also zum Könige gehn und ihm das Versprechen geben solle, ihm dasselbe zu liefern.“ Da ging der Goldschmied zum König und verpflichtete sich, die beiden Stücke zu liefern, und als er nach Hause zurückkam, sagte ihm der Grindige: „hole mir ein Maas Wein und drei Pfund Kastanien, brate mir die und laß mich dann allein in der Werkstatt!“ Der Grindige erhielt das Verlangte und schloß sich dann in die Werkstatt ein. Der Goldschmied aber schlich heimlich an's Schlüsselloch, um ihn bei seiner Arbeit zu belauschen, doch der Grindkopf that nichts anderes als Kastanien essen und Wein trinken, so daß der Goldschmied endlich die Geduld verlor und schlafen ging. Gegen Tagesanbruch aber brannte der Grindige das Schweifhaar des Schimmels an; da kam dieser und fragte: „was verlangst du von mir?“ und der Grindige erwiderte: „du sollst mir den sammtenen Windhund und den sammtenen Hasen des Drakos bringen.“ Kaum hatte er das gesagt, so war auch der Schimmel mit diesen beiden Stücken zurück und gab sie ihm; er aber übergab sie am andern Morgen dem Goldschmied und der schickte ihn damit zum König. Als dieser die beiden Kunstwerke sah, gab er dem Grindigen so viel Geld dafür, als er tragen konnte; der behielt aber nichts davon, sondern gab alles seinem Meister.

Darauf brachte der König die beiden Stücke der Prinzessin, und nun konnte sie sich nicht länger weigern und willigte in ihre Vermählung. Am nächsten Sonntag wurde also Hochzeit gehalten und des Nachmittags ging alle Welt vor die Stadt hinaus, um dem Wurfspiele der Reiter zuzusehn. Nachdem der Goldschmied die Werkstatt verlassen hatte, um auch dorthin zu gehen, brannte der Grindige das Haar des grünen Pferdes an. Das erschien sogleich und brachte ihm auch einen grünen Anzug, und nachdem er diesen angezogen, stieg er auf das Pferd, ritt zu dem Spiele und zeigte dabei so große Geschicklichkeit, daß alle Welt darüber staunte. Als das Spiel vorüber war, stürzten die andern Reiter auf ihn los, um ihn zu fangen und zu erfahren, wer er sei. Da griff er in die Tasche und streute mit vollen Händen Goldstücke aus,

und wie das die andern sahen, stürzten sie auf das Gold, und so entschlüpfte er, eilte in die Werkstatt des Goldschmieds zurück und setzte wieder die Mütze von Schaafsdärmen auf.

Darauf wollte der zweite Bruder die zweite Königstochter heirathen; die aber sagte: „ich verheirathe mich nicht, wenn ich nicht vorher das goldene Waschbecken und die goldene Kanne bekomme, die von selber Wasser in das Becken gießt.“ Da rief der König wiederum alle Goldschmiede zusammen, und der Meister des Grindigen versprach diese Stücke zu liefern. Der Grindige ließ sich von seinem Meister zwei Maas Wein und sechs Pfund Kastanien holen, machte es damit wie das erste Mal, brannte gegen Morgen das Haar des rothen Pferdes an, und als das erschien, befahl er ihm, das goldene Waschbecken und die goldene Kanne, die von selbst Wasser in das Becken goß, aus dem Schlosse des Drakos zu bringen. Darauf trug er die Stücke zum König und dieser gab ihm dafür wiederum so viel Geld, als er tragen konnte.

Als nun am nächsten Sonntag zur Feier der Hochzeit die Reiter ihre Wurfspiele hielten, erschien dabei der Grindige auf dem rothen Pferde und in goldener Kleidung, und als sie ihn fangen wollten, um zu sehn, wer er sei, entkam er wiederum dadurch, daß er unter seine Verfolger Goldstücke aussäete.

Am andern Sonntag sollte die jüngste Königstochter einen Bruder des Königs heirathen. Sie sagte aber, daß sie nur dann heirathen werde, wenn sie die goldene Gluckhenne und die goldenen Küchlein erhielte, die sie bei dem Drakos hatte. Da versprach wiederum der Grindige diese Stücke zu liefern, ließ sie durch den Grauschimmel aus dem Schlosse des Drakos holen und ritt auf dem Schimmel am Nachmittage in weißem Anzuge zu dem Reiterspiel. Dort traf er den Bräutigam so stark mit seinem Wurfstabe, daß er todt zur Erde sank. Darauf wurde er gepackt und vor den König geschleppt. Als dieser ihn nun fragte, wer er sei und woher er komme, da erzählte er alles, was ihm begegnet war, und der König gerieth über die Bosheit seiner beiden älteren Söhne in solchen Zorn, daß er sie hinrichten ließ. Den jüngsten aber

vermählte er mit der jüngsten Königstochter und übergab ihm dann die Herrschaft seines Reiches. Dabei war ich nicht, du brauchst es also auch nicht zu glauben.

---

27. Allerleirauh.

Es war einmal ein König, dem starb seine Frau und hinterließ ihm nur ein kleines Töchterchen. Nach und nach wuchs dieses zu einem schönen Mädchen heran; und als der Vater sah, daß sie so schön war, da sagte er zu ihr: „Ich will dich heirathen und du mußt meine Frau werden."

„Wie kannst du mich zur Frau nehmen," meinte das Mädchen, „da du mich zur Tochter hast?"

„Das ist mir einerlei; ich will dich heirathen."

„Es ist aber ganz unmöglich!" sagte das Mädchen; „gehe nur zum Bischof und höre, was er dir sagen wird. Und giebt er dir Recht, so nimm mich in Gottes Namen."

Da ging der König zum Bischof und fragte: „Wenn Jemand ein Lamm hat und es selber pflegt und groß zieht, ist es besser, daß er es verzehrt, oder daß es ein anderer verzehrt?"

„Nein," erwiderte der Bischof, „lieber soll es der verzehren, welcher es gezogen hat."

Da ging der König zu seiner Tochter zurück und sagte: „Er hat mir gesagt, daß ich dich nehmen dürfe."

„Wenn er dir wirklich gesagt hat, daß du mich nehmen darfst, so nimm mich in Gottes Namen. Zuvor aber laß mir zwei Anzüge von purem Gold machen und fülle die Taschen mit Dukaten an. Laß mir auch ein Bett und einen Schacht machen, der zehn Klafter tief in die Erde geht."

Als nun der König das Alles beschafft hatte, nahm das Mädchen die Kleider, stieg in das Bett, fuhr darauf in den Schacht und sprach:

„Erde, thue dich noch weiter auf." Und die Erde that sich auf; sie fuhr hinein und kam an einem andern Orte wieder heraus und blieb daselbst.

Als nun einmal der Königssohn dort jagte, da fand er das Mädchen in ein Thierfell eingewickelt. Er ging auf sie zu und fragte sie: „bist du ein Mensch?" Sie antwortete: „Ja, ich bin einer, darf ich mit dir kommen?" Und er erwiderte: „Meinetwegen komm mit." Er nahm sie also mit sich und ließ sie die Gänse hüten.

Als nun eines Tags der König ein Fest anstellte und die Frauen zu tanzen begannen, da schlüpfte das Mädchen aus seinem Felle, ging mit ihren goldnen Kleidern zum Tanze und tanzte mit. Dort sah sie der Königssohn, und sagte bei sich: „Wer das wohl sein mag? Wenn sie den Tanz verläßt, will ich ihr nachgehn."

Wie nun der Tanz zu Ende war, ging auch das Mädchen weg, und der Königssohn schlich ihr nach. Als sie das merkte, fing sie an zu laufen, und er lief ihr nach. Da nahm das Mädchen eine Handvoll Dukaten und warf sie auf die Erde, und während der Königssohn das Gold auflas, entschlüpfte sie und steckte sich wieder in ihr Fell. Da sprach der Königssohn: „Ich werde morgen wieder ein Fest anstellen, um zu erfahren, wer das ist." Und so geschah es. Das Mädchen kam wieder und tanzte mit, und als sie vom Tanze fortging, folgte ihr der Königssohn nach. Doch sie warf abermals eine Handvoll Gold auf den Boden, und bis es der Königssohn aufgelesen hatte, war sie entschlüpft und stak wieder in ihrem Fell.

Drauf sagte der Königssohn: „Ich will noch einmal ein Fest halten, um zu sehen, wer das ist."

Als nun des andern Tags wiederum Tanz war, da kam auch das Mädchen wieder und tanzte mit, und wie sie den Tanz verließ, lief ihr der Königssohn nach. Im Laufen aber verlor sie einen Schuh, und während der Königssohn ihn aufhob, entkam sie halb barfuß und steckte sich wieder in ihr Fell.

Der Königssohn nahm den Schuh und probirte ihn allen Mädchen an, um zu sehen, welcher er paßte. Er konnte aber keine finden.

Als nun die Mägde hingingen, um dem König vor dem Speisen das Waschwasser zu bringen, da schlitzte das Mädchen das Fell ein wenig an dem Knie, damit ihr goldnes Kleid sichtbar würde, ging zu den Mägden und verlangte, „sie möchten sie das Wasser reichen lassen." Diese aber sagten: „Was, du Gänsehirtin willst dem König das Wasser reichen?"

„Was giebts?" fragte der König.

„Die Gänsehirtin will euch das Wasser reichen."

„So laßt ihr den Willen, und sie mag kommen."

Wie sie nun niederkniete, da schimmerte das goldne Kleid durch den Schlitz. Das sah der Königssohn und rief: „Also du hast mich so gequält?" Und darauf nahm er sie zum Weibe. —

---

28. Von dem Mädchen, das Rosen lacht und Perlen weint.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und als diese mannbar geworden, kümmerte er sich nicht darum, sie zu verheirathen. Da machte ihm endlich die Königin Vorstellungen und brachte es mit vieler Mühe dahin, daß er sich der Verheirathung seiner Töchter annahm. Er ließ also zuerst die Aelteste einem Königssohne antragen, und als der sich bereit erklärte, vergab er sie an ihn. Die zweite Tochter verheirathete er darauf an einen Fürstensohn. Die jüngste aber hatte kein Glück, sondern bekam einen Bademeister zum Mann, und nachdem auch diese Hochzeit vorüber war, hatte der König Ruhe von Seiten der Frauen.

Die beiden ältesten Töchter, welche gut verheirathet waren, machten ihren Eltern häufig Besuche und auch diese besuchten sie in ihren Häusern. Aber die jüngste Tochter, welche schlecht verheirathet war, wollte keiner ihrer Verwandten besuchen, und als sie dies merkte, zog auch sie sich von ihnen zurück, und so kam es, daß zwölf Jahre vergingen, ohne daß sie ihre Eltern und Schwestern sah.

In dieser Zeit hatte aber die Jüngste dem Bademeister ein Töchterchen geboren, und so oft dieses weinte, wurden ihre Thränen zu Perlen, und so oft es lachte, fielen Rosen von ihrem Munde, und als sie laufen konnte, fiel ihr bei jedem Tritte ein Edelstein von dem Fuße. Diese sammelte ihre Mutter und hob sie auf und eines Tags gab sie davon ihrem Manne einen Korb voll, um sie auf dem Markte zu verkaufen. Der Bademeister wußte nicht, was sie werth waren, und nahm dafür, was man ihm gab; gleichwohl aber war das so viel, daß er drei Lastthiere nöthig hatte, um all' sein Gold nach Hause zu schaffen.

Nach einer Weile sagte seine Frau zu ihm: „gehe hin und erkundige dich nach dem Kreuzwege, auf dem die Königs- und Fürstensöhne zur Jagd reiten." Als er den Ort erfahren hatte, befahl sie ihm Werkleute zu rufen, die dort ein Schloß bauen sollten, und als diese zu ihr kamen, sagte sie zu ihnen: „Ihr sollt mir an jenem Kreuzwege ein Schloß bauen, und das soll von außen und innen von lauter Gold sein, und goldene Fenster und Thüren haben und so schön anzusehn sein, daß, wenn die Prinzen daran vorüber reiten, sie vor Verwunderung ach! und oh! rufen, und das soll in vierzehn Tagen fertig sein." Die Werkleute machten sich also an die Arbeit und brachten das Schloß in vierzehn Tagen zu Stande, und als es fertig war, nahm die Prinzessin ihren Mann und ihre Tochter und zog hinein.

Nach einiger Zeit kamen ihre Schwestern des Weges, um ihre Eltern zu besuchen, und als sie das neue Schloß erblickten, wunderten sie sich über dessen Schönheit und Pracht. Sie fragten also den König, wem dieses schöne Schloß gehöre; doch der wußte es nicht, und seine Hofleute wußten es auch nicht, sie aber ruhten nicht eher und fragten so lange in der Stadt herum, bis sie herausbrachten, daß das Schloß ihrer jüngsten Schwester gehöre. Darauf schickten sie eine von ihren Mägden zu ihr, um anzufragen, ob sie den Besuch ihrer Schwestern annehmen wolle, und als die Jüngste die Botschaft hörte, da seufzte sie und sprach: „sie sollen willkommen sein."

Die beiden Schwestern machten sich sogleich auf, und als sie an die

Thür des Schlosses kamen, empfing sie dort die Bademeisterin mit ihrer Tochter, und als diese ihre Tanten anlächelte, fielen ihr Rosen vom Munde. Als ihr aber die Mutter einen Schlag gab, weil sie ihren Tanten nicht die Hände küsse, da weinte sie und ihre Thränen fielen als Perlen zur Erde, und wie sie die Treppe des Schlosses hinaufstiegen, lag unter jedem Tritte des Mädchens ein Edelstein. Die Bademeisterin aber hob die Rosen und Perlen vom Boden auf und gab die Rosen ihrer ältesten Schwester und die Perlen der zweiten. Sie blieben lange Zeit bei ihrer Schwester, und als sie zu dem König zurückkamen, erzählten sie ihm, was sie gesehn hatten, und sprachen: „welches Glückskind ist doch unsere Schwester! wir hielten sie für unglücklich, als sie den Bademeister zum Manne bekam, und siehe da, nun ist sie viel besser daran als wir selbst."

Als das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, schickte ein Prinz, der das einzige Kind seiner Mutter war und in fernen Landen wohnte, ein Schreiben an ihren Vater, in dem er seine Tochter zur Ehe begehrte, weil der Ruf ihrer Schönheit bis in sein Land gedrungen war. Die Boten kamen zu dem goldenen Schlosse und fanden den Bademeister unter dem Thore stehn; sie richteten ihm also ihren Auftrag aus und übergaben ihm das Schreiben. Als er dieses gelesen, ließ er die Boten stehn, und ging zornig hinauf zu seiner Frau. Die aber fragte ihn: „was hast du, daß du so zornig bist? Als du noch Taglöhner warst, bist du niemals zornig gewesen und nun willst du es werden, wo wir im Glücke schwimmen?" Da antwortete dieser: „warum soll ich nicht zornig werden, Frau? der Königssohn aus jenem fernen Lande verlangt unsere Tochter zur Ehe." Die Frau aber rief: „Was, ein Königssohn verlangt unsere Tochter und darüber wirst du zornig? und wenn er am Ende der Welt lebte, so gebe ich sie ihm. Ich war eine Königstochter und habe einen Bademeister genommen, und ich sollte meine Tochter nicht in die Fremde geben, wenn sie einen Königssohn heirathen kann! Gleich gehe hin, und lade den Prinzen ein, hierher zu kommen und die Sache richtig zu machen." Da ging der Bademeister zu den Boten

und sprach: „Der Antrag des Prinzen ist angenommen und er kann kommen, wann er will, und sie heimführen."

Der Prinz ließ nicht lange auf sich warten, und als er das Mädchen sah, verlor er schier den Verstand über ihre Schönheit und die Schätze, welche von ihr fielen, und als er eine Zeit lang dort geblieben war, wollte er wieder in sein Reich zurückkehren und das Mädchen heimführen.

Da machte die Mutter eine große Menge Gebäck und Süßigkeiten zurecht, das ihrer Tochter während der Reise als Mundvorrath dienen sollte; die Amme der Braut aber machte ein großes Bretzelbrot und that eine Masse Salz hinein und sagte zu der Braut: „wenn dich deine Mutter fragt, wen sie dir mitgeben solle, so sage: ich will niemand anders als meine Amme und deren Tochter," und die Braut that, wie ihr die Amme geheißen hatte.

Darauf brach der Prinz mit seiner jungen Frau, der Amme und ihrer Tochter auf, um in sein Königreich zurückzukehren. Unterwegs gab die Amme der jungen Frau nichts von den Süßigkeiten ihrer Mutter, sondern nur von dem Bretzelbrote, das sie gemacht hatte und das so salzig war, daß die Frau bald durstig wurde, und nach Wasser verlangte. Doch die Amme antwortete, „daß es in diesem Lande gar kein Wasser gebe." Als es nun die junge Frau vor Durst nicht mehr aushalten konnte und immer dringender nach Wasser rief, weil sie sonst verdursten müsse, da sprach die Amme: „In diesem Lande ist das Wasser so kostbar, daß du einen Trunk mit einem deiner Augen bezahlen mußt." In der Verzweiflung riß sich die junge Frau ein Auge aus und gab es der Amme, und nach einer Weile brachte ihr die Amme dafür ein wenig Wasser. Als sie wieder eine Strecke gezogen waren, da begann es die Frau wiederum zu dürsten, und sie verlangte wiederum Wasser von ihrer Amme. Diese verlangte nun ihr zweites Auge dafür, und als es die Frau vor Durst nicht mehr aushalten konnte, riß sie sich auch das andere Auge aus und gab es der Amme für einen Trunk Wasser. Darauf zog die Amme der Blinden ihre schönen Kleider aus und

schmückte ihre eigene Tochter damit, und als sie fertig war, stieß sie die arme Blinde aus dem Wagen und fuhr weiter, ohne sich um sie zu bekümmern, und kam mit ihrer Tochter allein in der Stadt des Prinzen an. Dort wurden sie feierlichst empfangen, und der Prinz nahm die Tochter der Amme bei der Hand, führte sie in das Schloß ein, und merkte auf, ob ihr nicht eine von den Kostbarkeiten entfalle, wie er es früher gesehn hatte; aber es fiel nichts und er begann mißtrauisch zu werden und dachte, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Er nahm also die Amme bei Seite und sagte zu ihr: „wie kommt es, daß sie geht, ohne daß Edelsteine unter ihren Tritten liegen, und daß sie lacht, ohne daß ihr Rosen aus dem Munde fallen?" Die Amme aber erwiderte: „sie ist nun müde von der Reise, laß ihr nur Zeit, sich gehörig auszuruhen, und dann sollst du sehn, daß es wieder Rosen und Perlen und Edelsteine regnen wird wie vorher." „Gut," sagte darauf der Prinz, „aber ich kann es nicht recht glauben."

Die arme Blinde irrte unterdessen in den Wäldern und Einöden umher und traf zu ihrem Glücke auf ein altes Mütterchen, das Kräuter sammelte, um sie zu kochen und zu essen; sie ließ sich mit der Alten in ein Gespräch ein, und als sie hörte, daß sie so arm sei, daß sie von Kräutern lebe, sprach sie: „Höre Mütterchen, du kannst was besseres thun als Kräuter sammeln, wenn du alle Steine auflieseſt, welche von meinen Füßen fallen, und sie verkaufst, und von dem Gelde, was du dafür erhältst, Essen anschaffst und auch mir davon giebst."

Als das die Alte hörte, ward sie sehr froh und las, so schnell sie konnte, alle Steine auf, die von der Blinden fielen, ging damit in die Stadt und verkaufte sie und brachte der Blinden eine ganze Schürze voll Gold. „Sieh, mein Kind," rief sie, „ich habe dir eine ganze Schürze voll Gold gebracht." Da lächelte die Blinde und sogleich fiel eine Rose aus ihrem Munde; die gab sie der Alten und sprach: „da nimm die Rose und frage, wo die und die Stadt liegt, und gehe dorthin, und wenn du hinkommst, so gehe vor das Königsschloß und rufe, so laut du kannst: kauft Rosen! und wenn man dich fragt, wie viel Geld du

dafür verlangst, so sage, daß sie dir nicht für Geld, sondern nur für Augen feil seien."

Die Alte that, wie ihr die Blinde geheißen, sie ging in jene Stadt und zum Königsschlosse und rief, so laut sie konnte: „kauft Rosen! kauft Rosen!" Als das die Amme hörte, kam sie heraus und rief der Alten zu: „He Mütterchen, was willst du für die Rose?" und diese versetzte: „ich will kein Geld, sondern ein Auge dafür." Darauf bot ihr die Amme eine Hand voll Goldstücke, aber die Alte wollte sie nicht annehmen, und that, als ob sie weggehn wollte. Da rief sie die Amme zurück und sagte ihr, sie solle ein bischen warten, bis sie wiederkäme; dann lief sie in das Schloß, stach der Hündin ein Auge aus, brachte es der Alten und erhielt von ihr die Rose.

Als der Prinz nach Hause kam, zeigte ihm die Amme die Rose und sagte: „siehst du, jetzt, wo deine Frau sich ausgeruht hat, fallen ihr auch wieder Rosen aus dem Munde." „Schön! schön!" sagte darauf der Prinz, „aber ich kann es nicht recht glauben."

Die Alte kehrte voller Freuden nach Hause zurück; unterwegs aber wischte ihr das Auge aus der Hand, lief allein zu der Blinden voraus und sprang in deren Hand, und sie nahm es, setzte es sich ein und sah nun wieder mit einem Auge. Darauf kam auch die Alte an und machte ein betrübtes Gesicht, und als die Blinde sie fragte, was ihr fehle, sagte sie: „ach Töchterchen, ich hatte für deine Rose ein Auge bekommen; es ist mir aber unterwegs aus den Fingern entwischt und ich habe es nicht wieder finden können." Da lachte die Blinde und es fiel ihr wieder eine Rose aus dem Munde; die gab sie der Alten und sprach: „nimm diese Rose und gehe wieder in dasselbe Schloß und verkaufe sie wieder für ein Auge."

Die Alte that, wie ihr geheißen, und als die Amme sie vor dem Schlosse rufen hörte, stach sie der Hündin auch das andere Auge aus, brachte es der Alten und erhielt dafür die Rose. Die Alte aber brachte das Auge der Blinden, und als diese es eingesetzt hatte, sah sie wieder mit beiden Augen.

Nach einer Weile sagte die junge Frau zu der Alten: „gehe hin und frage, wo der Kreuzweg ist, an dem die Königs- und Fürstensöhne vorüber müssen, wenn sie zur Jagd reiten;“ und als die Alte den Kreuzweg erfragt hatte, schickte die junge Frau sie von neuem nach den besten Werkleuten aus. Zufälliger Weise stieß die Alte bei ihrem Nachfragen nach den besten Werkleuten auf denselben Meister, der das Schloß ihrer Eltern gebaut hatte. Bei dem bestellte die junge Frau ein ebenso schönes Schloß, wie er es für ihre Eltern gebaut hatte, und sagte, daß es in dreißig Tagen fertig sein müsse, und so schön sein solle, daß alle Königs- und Fürstensöhne, die daran vorüber ritten, vor Verwunderung ach! und oh! rufen und an das Thor klopfen müßten.

Als das Schloß in der vorgeschriebenen Zeit fertig war, nahm die junge Frau die Alte mit sich und zog in dasselbe ein. Am andern Tag ritten mehrere Fürstensöhne zusammen auf die Jagd, und als sie das wunderschöne Schloß erblickten, das sie noch niemals gesehen hatten, wunderten sie sich sehr darüber, und klopften an das Thor, aber es wurde ihnen nicht aufgemacht. Da erkundigten sie sich aller Wege, welcher Fürst sein Reich verlassen und sich in der Einöde ein solches Schloß erbaut hätte, aber Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Endlich drang der Ruf von dem schönen verlassenen Schlosse auch zu dem Manne der jungen Frau, und machte so großen Eindruck auf ihn, daß er zu seiner Mutter sagte: „Mutter, ich muß hin und sehen, was es mit dem Schlosse für eine Bewandtniß hat.“ Diese aber redete ihm zu, er solle nun zu Hause bleiben, denn es schicke sich nicht für ihn, jetzt, da er kaum geheirathet habe, auf Abenteuer auszugehen und das Königreich seinem Schicksal zu überlassen. Er aber blieb auf seinem Kopfe, wählte sich eine Schaar auserlesener Gefährten und ritt zu dem Schlosse.

Als er dort ankam, klopfte er nicht an, um Einlaß zu verlangen, sondern stieg zu einem Fenster hinauf, zerbrach eine Scheibe und schlüpfte durch die Oeffnung in das Schloß. Nachdem er durch eine Reihe von Gemächern gegangen war, ohne irgend jemand anzu-

treffen, fand er in dem letzten die junge Frau auf einem goldenen Bett ausgestreckt, und als er eintrat, sprang sie auf und fragte ihn: „wie bist du hierher gekommen? wer hat dich eingelassen?“ Er aber antwortete: „ich bin in deiner Gewalt, mache mit mir, was du willst.“ Sie fragte ihn darauf, wer er sei und woher er käme, und als sie hörte, daß er der einzige Sohn seiner Eltern sei, da erinnerte sie sich, daß auch sie das einzige Kind ihrer Eltern wäre, und dabei fiel ihr eine Thräne aus den Augen und ward zur Perle. Wie der Prinz das sah, sagte er bei sich: „das kann keine andere als meine Frau sein,“ und darum bat er sie um einen Becher Wasser, weil er sehr durstig sei. Als sie nun aufstand und zur Thüre ging um der Alten zu rufen, da fielen Edelsteine von ihren Füßen, und als das Wasser kam und sie es ihm reichte, lächelte sie, und da fiel eine Rose aus ihrem Munde. Wie nun der Prinz auch diese sah, da hielt er sich nicht länger und rief: „du bist meine Frau,“ und nun erzählte sie ihm, wie es ihr ergangen sei, und was sie von der bösen Amme erduldet hatte.

Der Prinz schickte nun einen Boten an seine Mutter und ließ ihr alles melden, was sich begeben hatte. Der kam aber die Botschaft so unglaublich vor, daß sie selbst nach dem goldenen Schlosse kam, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Sie blieb dort eine Weile mit ihren Kindern, dann aber trieb sie zum Aufbruche, weil das Königreich nicht so lange ohne Regierung bleiben könne.

Für die Reise wollte die junge Frau ihre goldenen Kleider nicht anlegen und vertauschte sie mit einem groben Gewande. Als sie nun nach Hause kamen, da gingen ihnen die Amme und ihre Tochter bis vor das Thor entgegen, aber Mutter und Sohn gingen an ihnen vorüber und sagten weiter nichts, als: „guten Tag.“ Als nun die Amme auch die verkleidete Frau sah, da rief sie: „o du meine Seele! kannst du nicht mit deiner jungen Frau zufrieden sein?“ Die wahre Frau hörte das mit an, sprach aber kein Wort, und als ihr der Königssohn sagte, daß er die beiden Weiber am Abend zu Kochstücken hauen würde, da bat sie sogar für ihr Leben.

Doch der Prinz blieb auf seinem Willen und sie bat ihn also, er möge es wenigstens so abmachen, daß sie nichts davon höre. Darauf befahl der Prinz in einem abgelegenen Theil des Schlosses für ihn und die Königin ein Nachtlager zu bereiten. Als das die Amme hörte, freute sie sich und ließ das allerschönste Bettzeug aufbreiten. Kaum aber war ihre Tochter mit dem Prinzen in das Schlafgemach getreten, so ergriff er sie und hieb sie in Stücke, und als die Amme, die vor der Thüre stand, auf das Geschrei ihrer Tochter herbeistürzte, machte er es ihr ebenso. Darauf nahm er seine wahre Frau, und damit ist das Märchen zu Ende.

---

29. Die Goldschmiedin und der treue Fischersohn.

Es war einmal ein König und eine Königin, die bekamen keine Kinder. Hinter ihrem Schlosse aber hatte ein Fischer sein Haus, dem schenkte seine Frau jedes Jahr ein Kind. Der König aber wollte von der Königin nichts wissen, weil sie ihm keine Kinder schenkte; sie sann daher auf eine List, und als die Fischerin wieder gesegneten Leibes wurde, da band sie sich ein Polster auf, um sich das Aussehen zu geben, als ob sie schwanger wäre. Als dann die Fischerin ein Knäblein gebar, da schickte sie heimlich hin und ließ es holen, und gab es für ihr eigenes Kind aus.

Nach Verlauf von zwei Jahren gebar sie aber selbst ein Söhnchen, doch verstieß sie deßwegen das Fischerkind nicht, sondern zog es zugleich mit dem ihrigen auf, und die beiden Kinder liebten einander so sehr, daß keines ohne das andere sein mochte und daher zusammen lernten und spielten und Tag und Nacht bei einander blieben.

Als sie so in unzertrennlicher Liebe herangewachsen waren, verlangten sie vom König die Erlaubniß, in die Welt zu ziehen, um fremde Länder und Sitten kennen zu lernen, und als sie die Erlaubniß dazu erhalten hatten, machten sie sich auf den Weg.

Nachdem sie nun eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie in eine große Stadt und blieben daselbst einige Zeit, weil es ihnen dort wohlgefiel.

Eines Tages gaben ihnen die jungen Herren jener Stadt ein Gastmahl, und dabei kam die Rede auf die Schönheit der Frauen. Als darüber schon viel hin und her geredet war, sprach einer der Fürstensöhne: „so schön als die Frau des Goldschmiedes, die mit der goldenen Krone auf dem Kopfe am Fenster sitzt, und mit dem goldenen Apfel spielt, giebt es keine, noch wird es jemals eine geben." Da widersprach ihm keiner der Anwesenden, sondern es stimmten ihm alle bei, welche die Goldschmiedin gesehen hatten, und den reisenden Prinzen überkam eine solche Liebe zu ihr, daß er von da an weder essen noch trinken konnte, und mit Niemand reden wollte, sondern sich schweigend und finster in seinem Leide verzehrte. Als der Fischersohn sah, wie er vor lauter Gram abzuzehren begann, drang er in ihn, ihm die Ursache seines Kummers zu sagen; der Prinz aber wollte ihm lange nicht Rede stehen, und versuchte ihn durch harte Worte zurückzuweisen, doch der andere ließ sich nicht abschrecken, und setzte dem Prinzen so lange zu, bis er ihm sein Leid anvertraute und klagte, daß er aus Liebe zu der schönen Unbekannten sterben müsse.

Als der Fischersohn sah, daß er von diesen Gedanken nicht abzubringen war, ging er hin, miethete ein Haus in der Nähe des Goldschmiedes und ließ von geschickten Arbeitern eine Höhle graben, die zu dem Hause des Goldschmieds führte. Dieses Haus hatte aber sieben Stockwerke, und in dem höchsten wohnte die Goldschmiedin; die Thüren der sieben Stockwerke waren mit sieben Schlössern verschlossen, und die sieben Schlüssel führte der Goldschmied bei sich, der außen vor dem Hause seine Werkstatt hatte und darin sein Handwerk trieb. Als nun die Höhle fertig war, stieg der Fischersohn zur Goldschmiedin und fand sie, wie sie mit der goldenen Krone auf dem Kopfe am Fenster saß, und mit dem goldenen Apfel spielend, auf die See sah. Als sie den Fischersohn erblickte, wunderte sie sich, wie er habe zu ihr kommen können,

und fragte ihn, wer er sei und was er wolle. Er aber sagte: „ich bin der Sohn des und des Königs und bin in diese Stadt gekommen; da hat man mir soviel von deiner Schönheit, deiner Krone und dem Apfel erzählt, den du in der Hand hast, daß ich mich in dich verliebt und nicht eher geruht habe, als bis ich eine Höhle zu deinem Hause gegraben hatte und auf diese Weise zu dir gedrungen bin.“ Darauf bat er sie, daß sie ihm ihren Goldapfel leihen möge, weil er sich einen ähnlichen machen lassen wolle, um ihn in sein Königreich mitzunehmen. Sie versetzte, daß sie sich vor ihrem Manne fürchte, denn, wenn der es erführe, würde er sie nicht leben lassen. Er aber erwiderte, daß er den Apfel nur auf kurze Zeit bedürfe, und ihn durch die Höhle längst wieder zurückgebracht habe, bevor der Goldschmied die sieben Schlösser öffnen könnte, und bat sie so lange, bis sie ihm den Apfel gab.

Darauf ging der Fischersohn zum Goldschmied in die Werkstatt und sagte zu ihm: „sei so gut und mache mir nach diesem Muster einen eben solchen Apfel.“ Der Goldschmied betrachtete den Apfel nach allen Seiten, und je länger er ihn ansah, desto mehr überzeugte er sich, daß dies sein eigener Apfel sei. Er sagte daher zu dem Fischersohne: „dies ist mein eigener Apfel, den ich selbst geschmiedet habe.“ „Ei was!“ rief dieser, „bist du etwa der einzige Goldschmied in der Welt?“ Da stand der Goldschmied auf und nahm seine sieben Schlüssel, um selber nachzusehen, ob seine Frau ihren Apfel noch habe oder nicht. Bevor er aber die sieben Schlösser der sieben Thüren aufgeschlossen hatte, war der Fischersohn durch die Höhle zur Goldschmiedin geschlüpft und hatte ihr den Apfel wiedergebracht. Endlich kam auch der Goldschmied zu ihr und sah, wie seine Frau mit dem Apfel spielte, und als sie ihn fragte, was er zu so ungewohnter Zeit bei ihr wolle, da antwortete er: „was soll ich dir sagen, mein Kind! es kam ein Mensch zu mir in die Werkstatt und zeigte mir als Muster einen Apfel, der dem deinigen so ähnlich war, daß ich nachsehen wollte, ob du ihn noch hättest.“ Da sagte die Frau: „bist du toll geworden? kann denn niemand anders einen eben solchen Apfel haben?“ Da ging der Goldschmied wieder in

seine Werkstatt, aber ehe er die sieben Thüren geöffnet und verschlossen hatte, war der Fischersohn schon wieder dort und hatte den Apfel in der Hand. Der Goldschmied nahm nun die Bestellung an, und der Andere sagte ihm zum Abschied, daß er ihm den Apfel so rasch als möglich schmieden solle, weil er in wenig Tagen von hier fort wolle.

Als der Apfel fertig war, ging der Fischersohn wiederum zur Goldschmiedin und bat sie, ihm ihre Krone zu geben, weil er eine ähnliche machen lassen wolle, um sie in sein Königreich mitzunehmen. Sie machte anfangs dieselben Schwierigkeiten wie beim Apfel, ließ sich aber endlich doch bereden und gab sie ihm. Darauf ging der Fischersohn mit der Krone zum Goldschmied in die Werkstatt und bat ihn, ihm nach diesem Muster eine eben solche Krone zu machen. Der Goldschmied betrachtete die Krone von allen Seiten, fand, daß das die Krone sei, die er selbst für seine Frau geschmiedet habe, und sagte zu dem Fischersohn, daß dies seine eigene Krone sei, und als ihn dieser auslachte, nahm er wiederum seine sieben Schlüssel und ging in das Haus, um nachzusehen, ob seine Frau ihre Krone noch habe. Bevor er aber die sieben Thüren geöffnet hatte, brachte der Fischersohn der Frau die Krone zurück und versteckte sich. Als nun der Goldschmied zu ihr kam und die Krone auf ihrem Kopfe sah, da wunderte er sich sehr und sagte zu seiner Frau: „ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll; so eben hat mir der Mann, der den Apfel bei mir bestellte, eine Krone gebracht, die deiner so ähnlich ist, daß ich glaubte, sie wäre es." Die Frau aber erwiderte: „was machst du dir nur für Grillen, hältst du mich nicht unter sieben Schlössern? Wie könnte nur Jemand hierher kommen und meine Krone stehlen?" Da ging der Goldschmied in seine Werkstatt zurück, aber als er dorthin kam, fand er auch schon den Fischersohn dort mit der Krone in der Hand. Nachdem sie über die Bestelluug einig geworden waren, sagte der Fischersohn: „die Krone muß bis morgen fertig sein, weil ich abreisen will."

Darauf brachte er der Goldschmiedin ihre Krone zurück und sprach ihr ein langes und breites von der großen Liebe vor, die er für sie ge-

faßt habe, und daß er sie dem Goldschmiede entführen und in sein Königreich mitnehmen und dort zur Königin machen wolle. Sie erklärte, daß sie damit einverstanden sei, daß sie aber nicht wisse, auf welche Weise sie aus der Gewalt ihres Mannes kommen könne. Der Fischersohn erwiderte: „laß dich das nicht kümmern, das ist meine Sorge, ich werde dich heirathen und wir werden deinen Mann zum Brautführer haben."

Tags darauf ging der Fischersohn zum Goldschmied, nahm von ihm die Krone in Empfang und sprach: „morgen Abend werde ich Hochzeit halten, und du mußt mir den Gefallen thun, meinen Brautführer zu machen, weil ich hier sonst Niemand kenne." Und der Goldschmied antwortete: „schon gut." Am Abend aber ging er zu seiner Frau und erzählte ihr, daß ihn sein fremder Kunde für seine Hochzeit zu Gevatter gebeten, daß er aber wenig Lust habe hinzugehen. Darauf sprach die Frau: „ei was, ein solcher Mann erweist dir die Ehre, dich zu Gevatter zu bitten, und du willst es nicht annehmen?" und redete so lange in ihn hinein, bis er sich entschloß und hinging.

Am andern Morgen nahm der Fischersohn den Prinzen und führte ihn durch die Höhle zu der Goldschmiedin und sagte zu ihr: „siehe, das ist dein wahrer Liebhaber, der ohne dich nicht mehr leben kann, und nun macht es mit einander ab, wie ihr wollt." Dem Prinzen wurde es nicht schwer, sie von seiner Liebe zu überzeugen, und es wurde nun abgemacht, daß sie am Abend durch die Höhle an den Strand gebracht und dort mit dem Prinzen eingesegnet werden solle.

Als es dunkel geworden war, holten sie die Goldschmiedin ab und brachten sie auf ihr Schiff. Darauf schickten sie nach dem Goldschmied, daß er zur Hochzeit kommen solle, und als der Aermste kam und die Braut erblickte, sagte er bei sich: „ach, das ist ja meine Frau," und sprach daher: „ich habe etwas vergessen, werde aber gleich wieder da sein," und der Fischersohn antwortete: „so geh, aber laß uns nicht lange warten." Bevor jedoch der Goldschmied die sieben Treppen seines Hauses erstiegen und die Schlösser seiner sieben Thüren geöffnet hatte, war seine Frau durch die Höhle in ihre Stube geschlüpft, und als der

Goldschmied eintrat, da saß sie mit der goldenen Krone auf dem Kopfe im Sessel und spielte mit dem goldenen Apfel. Sie fragte ihn: „ist die Hochzeit schon vorüber, weil du schon wieder da bist, oder ist etwas vorgefallen?“ Darauf erzählte ihr der Goldschmied, wie es ihm ergangen, und wie er nur hergekommen sei, um zu sehen, ob sie nicht die Braut wäre. Sie aber rief: „schämst du dich nicht, daß sich die Welt über dich lustig macht, wie über einen Narren? mach daß du fortkommst.“ Da konnte der Goldschmied wohl nicht anders und mußte zur Hochzeit zurückgehn. Bevor er aber seine sieben Schlösser geschlossen hatte, war seine Frau durch die Höhle geschlüpft und auf das Schiff zurückgekehrt. Als der Goldschmied dorthin kam, fand er sie auf dem Brautplatze sitzen und auf ihn warten. Sowie er sie aber ansah, dachte er: das ist meine leibhaftige Frau, und sagte also, daß er wieder etwas vergessen habe und lief fort. Es ging ihm jedoch nicht besser als das erste Mal, denn als er in die Stube seiner Frau trat, saß sie mit der goldenen Krone auf dem Kopfe im Sessel und spielte mit dem goldenen Apfel, und als er auf das Schiff zurückkehrte, saß sie dort im Brautschmucke und wartete auf ihn. Der Goldschmied aber gab sich auch diesmal nicht zufrieden, und kehrte zum dritten Male nach Hause zurück; doch ging es ihm wie zuvor. Da bedachte er sich und sprach: „ich bin doch ein wahrer Narr, giebt es nicht Menschen, die einander ähnlich sehen?“

Er ging also hin, nahm ohne weitere Schwierigkeiten die Brautkronen und hielt sie während der Trauung über seine Frau und den Prinzen.

Nachdem die Trauung vorüber war, lichteten sie die Anker und fuhren ab; der Goldschmied aber ging nach Hause — und fand das Nest leer, er durchsuchte alle Winkel, aber die Frau war fort. Da sprach er zu seinen Augen: „hört einmal, ihr Augen, wofür habe ich euch denn, wenn ihr nicht sehen wollt und der Verstand nicht sehen kann?“ und riß sie sich beide aus dem Kopfe. Die Augen aber verwandelten sich in Vögel und flogen auf das Schiff, in dem seine Frau fuhr. Dort setzten sie sich auf den Mast, und der eine sprach zum an=

dern: „diese junge Frau wird bald zur Wittwe werden.“ „Warum das?“ fragte der andere. „Wenn ihr Mann in seinem Reiche landet, so wird man zur Feier seiner Ankunft mit Kanonen schießen, und da wird ihn eine Kugel treffen und das wird sein Tod sein. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von ganzem Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen. Wer aber diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, der soll von den Knien abwärts zu Stein werden. — Wenn sie darauf in die Stadt einziehen wollen, so wird man Pferde herausführen, damit sie darauf hineinreiten; der Prinz wird auf eines steigen, das ihn abwerfen wird, und davon wird er sterben, und sie Wittwe werden. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen, und wer diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, der soll von den Lenden bis zu den Knien zu Stein werden. Wenn sie dann in das Schloß wollen, so wird daraus eine Hündin kommen und den Prinzen beißen, und davon wird er sterben und sie zur Wittwe werden. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen; wer aber diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, der soll von den Lenden bis zum Kopfe zu Stein werden. Wenn sie endlich sich zu Bette legen wollen, so wird aus der Kammer ein Ungeheuer kommen und ihn verschlingen, und sie wird zur Wittwe werden. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen. Wer aber diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, dem wird auch der Kopf zu Stein werden.“

Alles was die Vögel sprachen, hatte der Fischersohn mit angehört; er verrieth aber niemanden etwas davon. Als sie in ihrem Reiche landeten, da schickte er einen Boten mit dem Auftrage in die Stadt, daß sie nicht mit Kanonen schießen sollten, und als sie an das Land kamen und dort die Pferde fanden, auf denen sie in die Stadt reiten sollten, da schickte er dieselben zurück. „Ei,“ sagte die junge Frau bei sich, „was ist doch der Fischer für ein Neidhammel!“ Wie sie an das Thor des Schlosses kamen, sprang eine Hündin auf sie zu und bewillkommte sie; doch der Fischersohn zog sein Schwert und zerhieb sie mit einem

Streiche in zwei Stücke, und darüber zürnte ihm die junge Frau noch mehr. Nachdem sie aber im Schlosse angekommen waren, da befahl der Fischersohn, daß man die Kanonen lösen solle.

Als am Abend der Prinz mit seiner jungen Frau schlafen gehen wollte, da folgte ihnen der Fischersohn und hielt Wache. Um Mitternacht kam ein Ungethüm von der Decke herab, um den Prinzen zu fressen, und als es auf den Boden kam, da erzitterte das Schloß. Der Fischersohn aber zog sein Schwert und zerhieb das Ungeheuer in zwei Stücke. Am andern Morgen kam die alte Königin zu dem Schlafgemach, um die jungen Leute zu besuchen, und als sie das Gemach voller Blut fand, da glaubte sie, daß ihr Sohn ermordet sei, und rief: „das hat kein anderer als der neidische Fischer gethan, und darum verbot er uns auch bei der Landung mit Kanonen zu feuern, darum schickte er auch die Pferde zurück, und darum zerhieb er auch die Hündin, als sie ihnen aus dem Schlosse entgegen kam."

Als das der Fischersohn hörte, ward er zornig und rief: „so! dafür daß ich ihn so und so oft vom Tode errettet habe, dafür schmäht ihr mich!" und nun fing er an und erzählte das erste Stück, und wurde von den Knien abwärts zu Stein, dann das zweite, und wurde bis zu den Lenden zu Stein, dann das dritte und vierte, und wurde ganz zu Stein. Darauf begann die Königin sich im Zimmer umzusehen, und als sie den zerhauenen Drachen erblickte, da that es ihr leid, aber nun war es zu spät. Sie nahmen darauf den steinernen Fischersohn und stellten ihn in einem Gemache auf, und dort stand er stumm und taub, und wenn die Leute zu ihm kamen, so sah man wohl, daß er sie erkannte, aber er vermochte weder zu sprechen noch ein Glied zu rühren.

Der jungen Frau aber that der Fischersohn so leid, daß von der Zeit an, wo er zu Stein wurde, drei Jahre lang kein Lächeln über ihre Lippen kam und daß sie eine große Schüssel mit ihren Thränen füllte, und als die drei Jahre vorüber waren, da goß sie die Schüssel über ihn, und davon wurde er entsteinert.

---

30. Gilt Recht oder Unrecht?

Es waren einmal zwei Brüder, die stritten mit einander, was die Welt regiere, das Recht oder das Unrecht. Der jüngere Bruder behauptete, daß das Recht, der ältere aber, daß das Unrecht regiere, und darüber ward der jüngere so hitzig, daß er zu dem älteren sprach: „weißt du was, wir wollen wetten, und der Erzbischof soll entscheiden, und wenn das Recht regiert, so darf ich dir die Augen ausstechen, wenn aber das Unrecht regiert, so darfst du mir die Augen ausstechen.“ Der ältere nahm die Wette an und sie machten sich auf, um den Erzbischof zu fragen.

Unterwegs begegneten sie einem alten Manne und sagten zu ihm: „höre, Alter, wir wollen dich etwas fragen,“ und dieser versetzte: „wenn ihr mich fragt, so will ich euch antworten.“ Da fragten sie ihn: „was regiert die Welt, das Recht oder das Unrecht?“ und der Alte sprach: „das Unrecht, liebe Kinder.“ „Hörst du, Kleiner?“ sprach der ältere Bruder, „nun laß dir die Augen ausstechen!“ Der jüngere aber antwortete: „es war ausgemacht, daß der Erzbischof und nicht dieser Alte entscheiden solle.“

Sie gingen also weiter und begegneten einem Klosterbruder, zu dem sprachen sie: „Klosterbruder! wir wollen dich etwas fragen,“ und dieser versetzte: „wenn ihr mich fragt, so werde ich euch antworten.“ Da sprachen sie: „sage uns, was in der Welt regiert, das Recht oder das Unrecht?“ und der antwortete: „das Unrecht.“ Da rief der ältere Bruder: „hörst du, Kleiner? nun komm her und laß dir die Augen ausstechen;“ der jüngere aber entgegnete: „der Erzbischof hat zu entscheiden und niemand anders.“

Sie kamen darauf zum Erzbischof, verbeugten sich und sprachen: „was regiert in der Welt, o Herr! das Recht oder das Unrecht?“ und der Erzbischof antwortete: „das Unrecht.“ Darauf sagte der ältere zu dem jüngeren: „nun steh still, damit ich dir die Augen ausstechen kann,“ und dieser sprach: „wir wollen bis zu jenem Brunnen gehen, damit

ich bei diesem sitzen und von den Leuten Brot betteln kann, um nicht Hungers zu sterben.“ Da gingen sie zusammen zu dem Brunnen, bei dem ein großer Platanenbaum stand, und dort stach der Aeltere dem Jüngeren die Augen aus und ging dann seiner Wege.

Als nun der Jüngere eine Zeitlang dort gesessen hatte, wurde er sehr hungrig und sprach bei sich: „ehe ich Hungers sterbe, will ich lieber auf den Baum steigen und Blätter essen.“ Während er nun oben auf dem Baume saß und von dessen Blättern aß, wurde es Nacht, und da versammelten sich unter dem Baume eine Menge Teufel, und der älteste Teufel fragte den jüngsten: „was hast du heute vollbracht?“ „Ich habe zwei Brüder verhetzt, von denen der eine behauptete, daß das Unrecht, der andere aber, daß das Recht in der Welt regiere, und habe den älteren so böse gemacht, daß er dem jüngeren die Augen ausgestochen hat.“ Darauf fragte der alte Teufel den zweitjüngsten: „und was hast du angestiftet?“ und dieser erwiderte: „ich habe zwei andere Brüder verhetzt, die früher einig waren, daß sie sich um einen Weinstock stritten, der beiden zusammen gehörte, und habe ihnen die Axt weggenommen, damit sie den Weinstock nicht abhauen können, und hoffe, daß sie sich morgen einander todtschlagen werden.“ Darauf fragte der Alte den dritten Teufel, was er vollracht habe, und der antwortete: „ich habe das Kind im Leibe der Königin verkehrt gelegt, damit sie nicht gebären kann und sterben muß.“ Da kam die Reihe an den vierten Teufel, der lahm war, und als den der Alte nach seinem Tagwerke fragte, antwortete er: „ich habe nichts gethan.“ Da packten ihn die andern und schlugen ihn, und darüber wurde der so zornig, daß er rief: „nun wollte ich, daß der Mann, der seine Augen verloren hat, hierher käme und von dieser Asche nähme, und mit ihr und diesem Quellwasser seine Augen wüsche, damit er wieder sehend würde. Nun wollte ich, daß jene Brüder hierher kämen und sich die Axt holten, und den Weinstock umhieben. Nun wollte ich, daß die Königin herkäme und von diesem Wasser tränke, damit sie gebären könnte und leben bliebe.“ Da krähte der weiße Hahn, und alsbald rüsteten sich die Teufel zum Abzug; darauf

krähte der schwarze Hahn, und nun gingen sie auseinander, und indem fing es an zu tagen.

Der Blinde stieg nun von dem Baume, suchte nach der Asche, rieb sich mit ihr und mit dem Brunnenwasser die Augen und wurde wieder sehend; drauf füllte er seine Kürbisflasche mit dem Wasser, nahm die Axt mit, welche die Teufel hatten liegen lassen, und ging zuerst zu dem Weinstock, um den die beiden Brüder haderten, und hieb ihn um. Dann ging er zu den Brüdern und fragte sie, worüber sie mit einander haderten. Die Brüder aber antworteten: „wir haben einen Weinstock, der uns zusammen gehört, und können nicht darüber einig werden, wie wir ihn theilen sollen." Da sagte er ihnen: „der Weinstock ist umgehauen," und sie riefen wie mit einer Stimme: „möge es dir der Himmel lohnen!" und von nun an lebten sie wieder in Eintracht.

Von da ging er zur Königin und klopfte an die Hausthüre. Die Diener des Königs wollten ihn nicht einlassen; er bestand jedoch darauf, daß er mit der Königin sprechen müsse, und zankte sich mit den Dienern so lange, bis der König den Lärm hörte und ihn einzulassen befahl. Als der Bettler vor ihn gebracht wurde, fragte er ihn: „weißt du etwa ein Mittel für die Königin?" und dieser antwortete: „ja, ich weiß eins, und habe es bei mir, und brauche nichts weiter als ein Glas Wasser." Nachdem man ihm dies gebracht hatte, schüttete er die Hälfte aus und goß dafür das Brunnenwasser hinein, das er bei sich trug, und kaum hatte die Königin das Wasser getrunken, so genas sie von einem Söhnchen.

Der König war darüber so erfreut, daß er den Arzt mit kostbaren Geschenken überhäufte und ihm sagte, er solle sich eine Gnade von ihm erbitten. Dieser antwortete: „meine Heimath ist nur ein kleiner Weiler, ich wünschte, daß du daraus ein schönes Dorf machen und mir darin ein stattliches Haus bauen ließest." Da gab ihm der König soviel Goldstücke, als ein Pferd tragen kann, und sagte ihm: „nimm dieses Geld und baue dir davon das Dorf und das Haus, wie du es wünschest."

Nach einer Weile kehrte der ältere Bruder nach Hause zurück und

fragte seine Frau: „wem gehören alle diese neuen Häuser?“ und sie sagte: „die gehören Niemand anders als deinem Bruder.“ Da rief er: „das kann nicht sein, dem habe ich ja die Augen ausgestochen,“ und lief hin, um sich selbst zu überzeugen. Sein Bruder empfing ihn sehr freundlich, wies ihm den Ehrenplatz an und setzte ihm Kaffee und Süßigkeiten vor. Darauf fragte ihn der Aeltere: „sage mir doch, wie du es angefangen, daß du wieder sehend wurdest und soviel Geld gewonnen hast?“ Der Jüngere aber antwortete: „ich habe dir immer gesagt, daß das Recht in der Welt regiert, du aber sagtest, daß das Unrecht regiere,“ und kaum hatte er das gesagt, so stürzte sein Bruder zu Boden und war todt.

---

31. Schlangenkind.

Es war einmal eine Frau, der schenkte Gott keine Kinder, und sie war deßwegen so betrübt, daß sie eines Tages ausrief: „lieber Gott, schenke mir ein Kind und wenn es auch eine Schlange wäre.“ Bald darauf merkte sie, daß sie gesegneten Leibes sei, und als ihre Zeit kam, brachte sie eine Schlange zur Welt.“ Die Frau hatte nun, was sie wünschte, und pflegte die Schlange wie ihr Kind. Sie legte sie anfangs in eine Mulde, aber sie wurde bald so groß, daß sie keinen Platz darin hatte, und wurde immer größer und größer, so daß sie beinahe das große Gährfaß ausfüllte, in das der Most sammt den Träbern geschüttet wird.

Als die Schlange ausgewachsen war, sagte sie zu ihrer Mutter: „Mutter, ich will eine Frau haben.“ Diese aber antwortete: „wer wird eine Schlange heirathen wollen?“ Darüber wurde die Schlange zornig und rief: „wenn du mir keine Frau verschaffst, so fresse ich dich.“

Uebel oder wohl, ging also die Frau in die Kirche und sagte zu den dort versammelten Frauen: „ich suche eine Schwiegertochter für meinen Sohn, denn er wünscht sich zu verheirathen.“ Als das die

Weiber hörten, lachten sie, aber unter ihnen war auch eine Stiefmutter, und diese sprach: „ich gebe dir meine Stieftochter.“ „Wenn sie aber gefressen wird?“ fragte die Schlangenmutter. „So liegt mir auch nichts dran,“ sagte die Stiefmutter, und somit machten sie die Sache fest.

Als die Stieftochter hörte, daß sie eine Schlange heirathen sollte, wurde sie sehr traurig, ging weinend zu dem Grabe ihrer Mutter, und weinte dort so lange, bis sie darüber einschlief. Da sah sie im Traume, daß ihre Mutter aus dem Grabe stieg und zu ihr sagte: „fürchte dich nicht vor der Schlange, denn es ist ein schöner Jüngling, und du mußt nur auf ein Mittel denken, seine Schlangenhaut zu verbrennen, wenn er sie ausgezogen hat, damit er nicht mehr in dieselbe hineinschlüpfen kann.“ Darauf erwachte das Mädchen und ging getröstet heim, und als sie mit der Schlange verheirathet wurde, wunderten sich die Leute, wie ruhig sie sich in ihr Schicksal fügte.

Am Morgen nach der Hochzeit fragte sie die Schwiegermutter, ob die Schlange bei Nacht ebenso wäre wie bei Tage, und darauf erwiderte sie: „ach nein! mein Mann ist keine Schlange, sondern ein schöner Jüngling, der nur in einer Schlangenhaut steckt, und wenn er diese auszieht, so strahlt er, als ob er ein Kind der Sonne wäre.“ Da sagte die Schwiegermutter: „heute Abend wollen wir den Backofen heizen, und wenn du mit ihm zu Bette gegangen bist, und merkst, daß er eingeschlafen ist, so will ich dir den Schürhaken in das Gährfaß hinunter reichen, und dann mußt du seine Schlangenhaut daran hängen und ich werde sie heraufziehen und in den Backofen werfen, damit sie verbrennt.“ Der jungen Frau gefiel der Anschlag, und als sie mit ihrem Manne zu Bette gegangen und dieser eingeschlafen war, da hängte sie seine Schlangenhaut an den Schürhaken, den ihr die Schwiegermutter in das Faß hinabreichte, und diese zog sie hinauf und warf sie in den brennenden Backofen. Während die Haut darin verbrannte, erwachte der junge Mann von dem brenzlichen Geruche und sagte zu seiner Frau: „es riecht, als ob meine Schlangenhaut verbrannt würde.“ „Dumme[illegible]!“ erwiderte diese, „schweig' still und schlafe weiter.“

Als er nun am andern Morgen die Haut nicht mehr fand, um hineinzukriechen, da stieg er aus dem Gährfasse, und lebte von da an in seinem Hause wie die anderen Menschen. Bald darauf wurde seine Frau gesegneten Leibes und gebar einen Knaben, und um diese Zeit wurde er zu einem Feldzuge aufgeboten und mußte in den Krieg ziehen.

Die Stiefmutter aber hatte seit langem ihre Stieftochter um ihr Glück beneidet, und sich darüber geärgert, daß sie den schönen Mann nicht ihrer eigenen Tochter gegeben habe. Als daher dieser in den Krieg gezogen war, da ging sie eines Nachts heimlich in die Kammer der Kindbetterin, nahm diese aus dem Bette, trug sie in eine Einöde, und legte ihre eigene Tochter an ihrer Statt ins Bett. Diese stellte sich, als ob sie krank wäre und ihr Kind nicht säugen könne, und man nahm also eine Amme an, um es zu ernähren.

Als die Stieftochter merkte, daß sie in der Einöde sei, da fing sie an so sehr zu weinen, daß ihre Thränen in die Erde drangen und einen Menschen benetzten, den man lebendig begraben hatte, und der Kyrikos (Herold) hieß. Als diesen die Thränen berührten, erwachte er davon, stand aus dem Grabe auf und fragte die junge Frau, warum sie weine; sie aber erzählte ihm, wie es ihr ergangen sei. Darauf fragte er sie, ob sie mit ihm in sein Haus kommen wolle. Sie war es zufrieden und stieg mit ihm in seine Grube, und es dauerte nicht lange, so wurde sie abermals schwanger und gebar einen Knaben. Endlich wurde dem Kyrikos in seiner Grube die Zeit lang und er machte sich mit Weib und Kind auf und kehrte in seine Heimath zurück, wo man ihn zwanzig Jahre lang als todt betrauert hatte, und seine Mutter und Schwester empfingen ihn mit großer Freude.

Als das Schlangenkind aus dem Kriege heimkam, da sah er seine Schwägerin an der Stelle seiner Frau und fragte seine Mutter: „wo ist denn deine Schwiegertochter?“ und sie antwortete: „diese ist es, mein Sohn,“ denn sie glaubte nicht anders, als daß sich ihre Schnur durch das Kindbett so verändert habe. „Ei was,“ rief jener, „ich sollte etwa meine Schwägerin nicht kennen? Meine Frau ist wohl gestorben, [illegible] wollt es

mir nicht sagen?" Da rief seine Schwägerin: „nein ich bin es, warum willst du mich nicht wiedererkennen?" Er aber blieb dabei und behandelte sie nicht wie seine Frau.

Ein glücklicher Zufall führte ihn eines Tages in das Dorf des Kyrikos, und dort erblickte er seine Frau und erkannte sie sogleich und auch sie erkannte ihn wieder. Da umarmten und küßten sie sich, und als er erfuhr, daß sie mit einem andern Manne verheirathet sei, so verklagte er den Kyrikos vor Gericht und forderte von ihm seine Frau zurück. Da fragte sie der Richter: „welchen von beiden willst du zum Manne?" und sie antwortete: „sie sind mir beide gleich lieb, denn sie waren beide gut mit mir." Darauf entschied der Richter, daß die beiden Männer auf einen Berg steigen, die Frau aber unten bleiben solle, und wenn sie oben angekommen wären, dann sollten sie rufen: „mich hungert und dürstet", und die Frau ihnen antworten: „komme, ich will dir Essen und Trinken geben." Dann sollten sie um die Wette herunterlaufen, und wer zuerst bei der Frau ankomme, der solle sie behalten. Da machten sie es wie ihnen der Richter gesagt, und beim Wettlauf überholte das Schlangenkind den Kyrikos und schloß sie in seine Arme. Als das der Kyrikos sah, sprach er: „lebe wohl, liebe Frau, denn ich kehre dahin zurück, wo ich früher war," und damit trennten sie sich.

Das Schlangenkind aber kehrte mit seiner Frau nach Hause zurück, schlug seine Schwägerin todt und lebte von nun an mit seiner Frau glücklich und zufrieden.

---

32. Der Sohn des Schulterblattes.

Es war einmal eine arme Wittwe, die ging in den Wald um Holz zu holen und fand ein Schulterblatt, das auf einer Felsenplatte lag. Sie nahm den Knochen, steckte ihn in ihren Gürtel und wurde davon gesegneten Leibes. Nach drei Monaten kam sie mit einem Knaben

nieder, der mit vierzig Tagen lief und mit drei Jahren ein ausgewachsener Mann war.

Einst fragte er seine Mutter nach seinem Vater, und diese sagte ihm: „gehe rings um das Haus und du wirst deinen Vater finden.“ Der ging um das Haus, fand aber nichts anders als einen Knochen, und als er den seiner Mutter brachte, sagte sie: „dieser Knochen ist dein Vater.“ Darauf fragte er: „wo hast du den gefunden?“ und sie antwortete: „ich fand ihn im Walde auf einer Felsenplatte liegen.“ Darauf bat er seine Mutter so lange, bis sie ihn zu der Platte führte. Das war aber eine behauene Steinplatte, und sie war so groß, daß sie die vierzig Draken nicht aufheben konnten. Er aber hob sie ganz allein. Darunter war eine Stiege, und als sie auf dieser hinabstiegen, fanden sie unten Häuser, die waren ganz von Gold gebaut und darin lagen große Schätze. Da beschlossen sie dort zu bleiben; der Sohn langweilte sich jedoch bald zu Hause und fing an herumzuschweifen. Dabei fand er einen großen Apfelbaum, der viele schöne Aepfel trug, und er stieg hinauf und aß davon nach Herzenslust. Als er so oben saß und sich wohl sein ließ, da kam die Lamia herzu, welcher der Baum gehörte, und fing ein großes Geschrei an, nannte ihn einen Apfeldieb und befahl ihm sogleich herunter zu steigen. Wie er aber so weit unten war, daß sie ihn greifen konnte, packte sie ihn und stieß ihn bis an die Knie in die Erde. Das verdroß ihn aber, und er packte die Lamia und stieß sie bis zum Sitze in die Erde. Drauf stieß ihn die Lamia bis zum Gürtel hinein, und nun nahm er alle seine Kraft zusammen und stieß die Lamia so stark auf die Erde, daß sie bis zum Halse hineinfuhr und nicht mehr herauskonnte. Drauf zog er sein Schwert und wollte ihr den Kopf abhauen; sie aber rief: „tödte mich nicht, ich will dir auch meine Tochter zur Frau geben.“

Unterdessen aber hatte sich seine Mutter mit den Draken eingelassen und die beschwatzten sie, daß sie, um freie Hand mit ihnen zu haben, ihren Sohn aus dem Wege räumen solle. Sie verlangte also zuerst von ihm, daß er ihr Hasenkäse und [illegible] [illegible] solle.

Da ging er hin und stürzte einen Felsen von der Höhe, und dadurch versammelten sich alle Hasen und Gemsen, so daß er sie melken und sich Hasenkäse und Gemsenmilch verschaffen konnte.

Als er das seiner Mutter brachte, sagte sie zu ihm: „gehe hin und hole das Wasser des Lebens.“ Darauf ging er zur Lamia und fragte sie, wie er es anfangen solle, um das Wasser des Lebens zu holen, und diese wies ihn an, einen Sack voll Asche mitzunehmen und sie auf den Weg zu streuen, wenn er von der Quelle zurückkehre, damit ihm das Ungeheuer, das sie bewache, nicht nachlaufen und ihn verschlingen könne. Er machte es, wie ihm die Lamia gesagt hatte, als er aber auf der Rückkehr bei ihr wieder einkehrte, nahm sie ihm die Hälfte von dem Wasser des Lebens.

Darauf riethen die Draken seiner Mutter, sie solle ihn fragen, worin seine Stärke sitze, und als sie erfahren hatte, daß sie in drei goldenen Haaren seines Kopfes sitze, da riß sie ihm dieselben aus, während sie ihn lauste. Da wurde er schwach und furchtsam, und die Draken kamen herbei und schlugen ihm den Kopf ab. Den behielten sie und stellten ihn bei ihrem Spielplatze auf, den Körper aber schickten sie der Lamia. Darauf schickte diese drei Tauben zu den Draken; die eine setzte sich auf den Boden, die zweite auf den Sims des Daches und die dritte auf den Firſt, und die Taube, welche auf dem Boden saß, packte den Kopf und trug ihn zu der, welche auf dem Sims saß, und diese zu der, welche auf dem Firſt saß, diese aber flog damit zur Lamia. Darauf paßte sie das Haupt an den Körper und begoß es mit dem Wasser des Lebens, da wuchs es wieder an den Körper, und der Mann stand auf und war wieder gesund. Als er nun von der Lamia hörte, was mit ihm vorgegangen war, ging er nach Hause zurück, fand dort die vierzig Draken versammelt und schlug sie alle todt. Seine Mutter stand unterdessen bei dem Backofen und merkte nichts davon, und als er nach ihr rief, antwortete sie: „hier bin ich.“ Darauf ergriff er sie, steckte sie in die Handmühle und mahlte sie zu Brei.

33. Von einem, der die Vogelsprache erlernte.

Es war einmal ein armer Mann, der ging in die Fremde, um Geld zu verdienen. Auf seiner Wanderschaft kam er an einen Fluß und fand dort aller Arten Vögel, und die zwitscherten, pfiffen und sangen so schön, daß er so lange an dem Fluß zu bleiben beschloß, bis er die Vogelsprache erlernt habe. Er brauchte aber drei Jahre, bis er die Sprache aller Vögel verstand. Darauf kehrte er nach Hause zurück, und als ihn seine Frau fragte, wo er das Geld habe, das er auf seiner Wanderschaft erworben, antwortete er: „Geld habe ich keines mitgebracht, aber dafür verstehe ich nun die Vogelsprache, an der ich drei Jahre zu lernen hatte." Da fing die Frau zu klagen und zu schelten an, er aber kümmerte sich nicht darum und dachte bei sich, daß es ihm nicht fehlen könne, und er mit der Vogelsprache noch sein Glück machen müsse.

Eines Tages hörte er von einer Königin, die eine Kröte in ihrem Leibe habe, und der noch kein Arzt habe helfen können, und sofort machte er sich auf, ging zu dem Schlosse dieser Königin und klopfte dort an. Als die Wächter, welche an der Thüre standen, aufmachten und ihn ansahn, hielten sie ihn für einen Bettler und wollten ihn nicht einlassen, er aber ließ sich nicht abweisen, und darüber entstand ein so lauter Wortwechsel zwischen ihm und den Wächtern, daß das Geschrei bis zu der Königin drang und sie den Mann vor sich kommen ließ. Als dieser zu ihrem Bette trat, fragte er sie: „was fehlt dir?" und sie antwortete: „ich habe große Schmerzen in meinem Magen." Darauf begann er und machte wie die Schlange, aber im Leibe der Königin blieb alles stumm; drauf machte er wie der Frosch, aber im Leibe der Königin blieb es stumm; endlich machte er wie die Kröte, und da antwortete es aus dem Leibe der Königin. Da fragte er: „was machst du da drinnen?" und die Kröte antwortete: „nichts." „Darf ich zu dir kommen?" „Nein, denn es ist kein Platz mehr." „Bekommst du gutes Essen?" „O ja, aber mitunter kommen auch saure Sachen, und die kann

ich gar nicht vertragen.“ Da ließ der Bettler Essig bringen und gab der Königin davon drei Gläser zu trinken. Davon starb die Kröte, und als sie todt war, brach sie die Königin aus. Darauf fragte ihn der König: „was verlangst du für die Wohlthat, die du uns erwiesen hast?“ und er erwiderte: „ich verlange gar nichts.“ Da griff der König in die Tasche, langte einen Dukaten hervor und gab ihn dem Mann, dieser aber nahm ihn, bedankte sich und ging seiner Wege.

---

34. Bakala.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war der eine vernünftig, der andre aber ein Narr. Sie hatten eine alte Großmutter und lebten mit dieser zusammen. Dem Narren gefiel dies aber nicht länger, und er verlangte daher, daß sein Bruder mit ihm abtheilen solle. Darauf theilten sie zuerst das baare Geld, und von seinem Theile baute sich der Narr ein neues Haus, der andere aber blieb bei der Großmutter in dem alten Hause wohnen. Sie hatten auch eine Heerde von hundert Stück Ochsen und der Narr verlangte, daß auch diese getheilt werden solle, und so viel Ochsen in das Haus des einen oder andern laufen würden, so viel sollten einem jeden gehören. Der andere war das zufrieden, weil er dachte, daß alle Ochsen in das alte Haus laufen würden. Der Narr aber streute am Abend Stroh von der Weide bis zu seinem Hause, und indem die Ochsen dieses vom Wege auflasen, liefen sie ihm alle zu. Da rief der Narr seinen Bruder herbei, und nachdem er ihn ausgelacht, erklärte er, daß es ihm mit der Theilung kein Ernst gewesen und alles beim Alten bleiben solle, und zog nach wie vor mit der Heerde auf die Weide.

Eines Tags aber sagte der Narr zu seinem Bruder: „warum soll ich Tag für Tag hinaus und die Ochsen hüten? Geh du doch auch einmal mit ihnen, und laß mich zu Hause bei der Großmutter.“ Des andern Tags fuhr also der Vernünftige mit den Ochsen auf die Weide

und der Narr blieb bei der Großmutter, nachdem er versprochen hatte, sie wohl zu verpflegen und auf die Thüre Acht zu haben. Da verlangte die Großmutter von ihm zu essen; er kochte also einen Mehlbrei, und als der fertig war, machte er der Großmutter den Mund auf, schüttete ihr den siedenden Brei mit einem male ein, und verbrühte sie damit so arg, daß sie starb. Darauf steckte er ihr einen Spinnrocken mit der Spindel unter den Arm und stellte sie aufrecht, damit sie spinnen sollte. Nun wollte er seinen Bruder von der Weide rufen, damit er sähe, wie schön die Großmutter spinnen könne. Da ihm aber dieser aufgetragen hatte, auf die Hausthüre Acht zu haben, so versuchte er sie zuzuschließen, und als er damit nicht zurecht kommen konnte, hängte er sie aus, nahm sie auf die Schulter und ging mit ihr auf die Weide. Wie nun der ältere Bruder mit ihm nach Hause ging und die Großmutter todt fand, da weinte und klagte er um sie und nannte seinen Bruder einen Mörder; aber der Narr rief: „du hast sie todt geschlagen, du Hund, und dafür will ich dich auch todt schlagen.“ Als das der Andere hörte, begann er sich zu fürchten, weil der Narr die Stärke eines Riesen hatte, und ohne viel Worte zu machen, ging er hin und grub ein Grab für die Alte und sagte zu dem Narren, daß er sie ihm nach einer Weile bringen solle, um sie zu begraben.

Als der Narr glaubte, daß das Grab fertig sei, nahm er einen Bratspieß, spießte die Alte daran, schwang den Spieß auf die Schulter und wollte sie so zu Grabe tragen.

Als er aber mit ihr über einen Graben sprang, glitt sie ihm vom Spieße ab und fiel in den Graben. Er ließ sie darin liegen, lief heulend zu seinem Bruder und rief, „er könne seine liebe Großmutter nicht zu Grabe tragen, sein Bruder solle sie holen.“ Da suchte dieser überall, konnte sie aber nicht finden, und der Narr rief: „ho! ho! sie ist wieder lebendig geworden und davon gelaufen,“ und lief fort, um sie zu suchen. Während er so herumsuchte, erblickte er eine andere Alte, die auf einem Feigenbaume saß und Feigen aß; da rief er: „wart ich will dir Feigen essen!“ und spießte sie von unten nach oben und brachte

sie seinem Bruder an das Grab. Da sah dieser, daß das nicht seine Großmutter war, und rief: „Was hast du da gemacht, du Verrückter? das ist ja eine fremde Alte.“ „Schweig still,“ sagte darauf der Narr, „sonst stecke ich dich lebendig zur Großmutter ins Grab.“ Da begruben sie die fremde Alte und gingen heim.

Unterwegs wollten sie in einer Mühle übernachten, und als der Narr sah, wie sich der obere Mühlstein im Kreise herumdrehte, lachte er und rief: „ha! ha! ha! seht ihr da den Spindelknopf der Großmutter!“ Darauf packte er den Mühlstein und lief damit zur Mühle hinaus und sein Bruder lief ihm nach, damit er kein neues Unheil anstifte. So kamen sie an einen Ort, an dem große Furcht vor Räubern war, und da sagte der Narr zu seinem Bruder: „höre du, wir wollen auf jenen Baum steigen und die Nacht oben bleiben.“ Sie stiegen also auf den Baum, und der Narr nahm den Mühlstein mit.

Bald darauf kam eine Karawane von Kaufleuten und schlug unter dem Baum ihr Nachtlager auf. Um Mitternacht kam dem Narren die Nothdurft an, und er gab daher den Mühlstein seinem Bruder zum Halten. Da er diesem aber zu schwer war, so glitt er ihm aus den Händen und fiel mitten unter die Karawane zu Boden. Hierüber erschraken die Kaufleute so sehr, daß sie ihre Güter im Stiche ließen und auf und davon liefen. Da stiegen die Brüder von dem Baume herunter, nahmen das Geld und die Kostbarkeiten und machten sich aus dem Staube.

Einer von der Karawane faßte aber ein Herz und sagte zu seinen Genossen: „ich will doch einmal zurückgehn und sehn, was das war, was uns so erschreckt hat;“ und als er zur Stelle kam, sah er nicht weit davon den Narren, der mit seinem Raube beladen war; er lief ihm daher nach und wollte ihn todt schlagen. Der Narr sagte ihm aber: „warte ein bischen, und zeige mir zuerst deine Zunge, und wenn ich die angesehen habe, dann kannst du mich todt schlagen.“ Wie nun der Kaufmann seine Zunge herausstreckte, packte sie der Narr und schnitt sie ab. Da lief jener heulend zu seinen Gefährten zurück, und als sie

ihn fragten, was ihm begegnet sei, konnte er ihnen nicht antworten. Das versetzte sie in neuen Schrecken, weil sie glaubten, daß ihn böse Geister an der Kehle gepackt hätten; und nun wagte keiner mehr zu ihrem Ruheplatze zu gehn.

Als darauf der ältere Bruder die Beute mit dem Narren theilen wollte, sagte dieser: „ich will nur jenes silberne Weihrauchfaß haben, alles andere kannst du behalten.“ Darauf ging er auf einen hohen Berg, und als er oben war, zündete er das Weihrauchfaß an und räucherte. Wie der Rauch zum Himmel stieg, kam ein Engel des Herrn zu ihm herunter und fragte ihn: „was wünschest du von unserm Herrgott für das Gute, das du ihm erzeigt hast?“ „Ich will weiter nichts als eine Flöte, und wenn ich auf der spiele, so sollen alle Menschen, Wälder und Berge danach tanzen.“

Nachdem er die Flöte vom Engel erhalten hatte, stieg er vom Berge herunter und begegnete einem Töpfer, der seine Waaren zum Verkaufe trug. Zu dem sagte er: „höre du, gieb mir einen von deinen Näpfen!“ der aber antwortete: „gieb du mir das Geld, so kriegst du einen Napf.“ Da fing der Narr an auf seiner Flöte zu spielen, und der Töpfer fing an zu tanzen und so hoch zu springen, daß alle Töpfe auf seinem Rücken klirrten, und als er eine Weile getanzt hatte, rief er: „Gnade! Gnade! nimm alle meine Töpfe, aber höre auf zu pfeifen.“ Da hatte jener Mitleid mit ihm, steckte die Flöte ein und ließ ihn seiner Wege gehn.

Darauf begegnete der Narr einem Priester und sagte zu ihm: „Gut Zeit, Papa! wo willst du hin?“ und jener antwortete: „schön' Dank, mein Sohn, ich suche nach einem Knechte.“ „Willst du mich nicht nehmen?“ fragte der Narr. Der Priester war das zufrieden und sie machten mit einander aus, daß, wenn einer reuig würde, so dürfe ihm der andere drei Riemen aus der Haut schneiden vom Kopfe bis zu den Füßen, und daß die Dienstzeit so lange dauern solle, bis der Kukuk von dem Nußbaume rufe.

Der Priester nahm ihn also mit nach Hause und schickte ihn am

andern Morgen mit den Pflugochsen auf ein Feld, um es zu ackern. Nachdem er ein Paar Furchen gezogen, fand er jedoch, daß das Pflügen eine langweilige Arbeit sei. Er spannte also seine Ochsen aus, setzte sich in den Schatten und spielte ihnen eins auf, daß sie tanzen mußten, bis sie umfielen und krepiren wollten. Darauf hielt er mit dem Flöten ein, legte sich hin und schlief bis zum Abend. Als er nach Hause kam, fragte ihn der Priester: „nun, wie ging es?" und der Narr antwortete: „oh ganz gut." In der Nacht fingen die Ochsen an zu brummen, und der Priester weckte den Narren und sagte ihm, er solle hinuntergehn und die Ochsen binden, damit sie nicht brummten. Da ging dieser in den Stall und band die Ochsen mit den Füßen an die Dachsparren.

Als der Priester am Morgen in den Stall kam und die Ochsen so gebunden fand, wurde er ärgerlich und rief: „Ei, ei mein Sohn, was hast du da gemacht! du hast mir ja die Ochsen ruinirt." Der Narr aber erwiderte: „Schweig still, sonst schneide ich dir die drei Riemen aus dem Felle." Da erschrak der Priester und sagte: „das hast du brav gemacht, warum haben sie uns mit ihrem Brummen nicht schlafen lassen, jetzt aber gehe mit ihnen auf das Feld." Als der Narr mit den Ochsen abgezogen war, sagte der Priester zu seiner Frau: „ich will ihm doch nachgehn und sehn, was er auf dem Felde mit den Ochsen anfängt." Er ging ihm also von weitem nach und versteckte sich hinter einen Strauch. Aber der Narr bemerkte ihn. Er setzte sich also an das Ende des Ackers und begann auf seiner Flöte zu spielen. Da mußte der Priester mit seinen Ochsen tanzen, und es ging hopsa! hopsa! bis dem Priester die Haare aus seinem Bart fielen. Der rief endlich: „Gnade, Gnade, mache mit den Ochsen, was du willst, aber laß mich in Ruhe!" und der Narr erwiderte: „so! du bist mir nachgegangen, um zu sehn, was ich thue; nun weißt du es." Der Priester schlich sich nach Hause, und am Abend kam auch der Narr von dem Felde zurück und stellte die Ochsen in den Stall. Diese fingen aber in der Nacht wieder zu brummen an, und der Priester weckte den Narren abermals und sprach: „gehe hinunter und schlage sie, damit sie uns schlafen lassen." Der

Narr ging hinunter, schlug die Ochsen todt, zog ihnen das Fell ab und bedeckte sie wiederum damit. Am andern Morgen kam der Priester herunter, um nach den Ochsen zu sehn, und fand sie geschlachtet. Da rief er: „was hast du gethan, du Hund, warum hast du die Ochsen geschlachtet?" „Schweig still," antwortete der Narr, „sonst schneide ich dir die drei Riemen aus dem Felle." Da erschrak der Priester und sprach: „das hast du brav gemacht, mein Sohn, es ist ihnen Recht geschehn, warum haben sie uns nicht schlafen lassen!" —

Als sie darauf zu Mittag aßen, fing ein kleines Kind des Priesters zu schreien an und rief, „daß es abseits wolle." Da sprach der Priester zu dem Narren: „nimm es und laß es seine Därme leeren." Der aber verstand das so, daß er das Kind schlachten und ausweiden solle; er schlachtete es also und begann es auszuweiden. Da blieb er dem Priester zu lange aus, und der rief ihm also zu: „so komm doch zum Essen, was machst du so lange!" Der Narr aber antwortete: „ich komme gleich, ich habe nur noch die Leber auszunehmen." Da sprach der Priester zu seiner Frau: „o Frau, nun ist auch unser Kind hin, was für einen Antichrist habe ich ins Haus genommen." „Warum jagst du ihn nicht fort?" fragte die Frau. „Wir haben mit einander ausgemacht, daß er erst zu der Zeit gehn soll, wenn der Kukuk von dem Nußbaume ruft." „Weißt du was," sprach da die Frau, „ich will auf den Nußbaum steigen und wie ein Kukuk schreien." „Thue das!" antwortete der Priester. Wie nun der Narr aus dem Abtritt kam, hörte er, wie die Priesterfrau vom Nußbaum rief: „Kukuk! Kukuk!" Da nahm er einen Stein und traf sie damit an den Kopf, daß sie todt herunterfiel. Dann rief er lachend den Priester und sprach: „sieh her, was für ein großer Kukuk auf dem Nußbaum saß." Da fing der Priester so sehr über sein Unglück zu klagen an, daß der Narr Mitleid mit ihm hatte und abzog, ohne ihm die Riemen aus der Haut zu schneiden.

---

35. Der kluge Schäfer.

Es war einmal ein Königssohn, der wollte sehn, wie es in seinem Reiche hergehe, und als er dazu die Erlaubniß von seinem Vater erhalten hatte, nahm er den Siegelbewahrer und andere Große mit sich, zog in Derwischkleidern durch Städte und Dörfer und fragte die Leute, wie es ihnen ginge. Eines Tags kamen sie an einer Schäferei vorbei, in der grade die Schafe gemolken wurden, und da sagte der Prinz zu seinen Begleitern: „laßt uns dorthin gehn und Milch trinken, und dabei auch die Schäfer fragen, wie es ihnen geht." Als sie näher kamen, stürzten ihnen die Hunde entgegen und gauzten sie an: kam! kum! kam! kum! bis die Schäfer herbei kamen und sie abriefen. Darauf gingen sie in die Schäferei und fragten die Schäfer, wie es ihnen gehe; diese versetzten aber kurzweg: „ganz gut, wir haben nicht zu klagen." Nachdem die Schafe gemolken und die Milch gesotten war, setzten sie sich zum Essen und luden die Fremden ein, mitzuhalten. Die setzten sich also zu ihnen und der Königssohn kam neben den Oberschäfer zu sitzen. Dieser aber legte alles Brot, was er schnitt, vor den Jüngling, bis der zu lachen begann und rief: „warum legst du denn alles Brot mir vor? gieb doch auch den andern." Da gab ihm der Hirte eine Ohrfeige und sprach: „in die fremde Speise sollst du kein Salz werfen, und in deinem eigenen Hause sollst du befehlen." Der Prinz steckte die Ohrfeige ein, ohne etwas zu erwidern. Als aber abgegessen war, gab er sich dem Schäfer zu erkennen und sagte: „ich bin der Sohn des Königs, und für die Gastfreundschaft, die du mir erwiesen hast, will ich dir eine Schrift hinterlassen, und wenn du einmal in Noth geräthst, so komme zu mir, und ich werde dir helfen."

Als das der Schäfer hörte, ward ihm bange, und er sprach zu dem Prinzen: „verzeihe mir meine Keckheit, denn ich wußte ja nicht, wer du warst." „Laß gut sein," antwortete der Prinz, „es ist mir ganz Recht geschehn, was hatte ich an dem fremden Tische zu befehlen?" Darauf ließ er den Brief schreiben und der Siegelbewahrer mußte das

königliche Siegel darunter drücken, und beim Abschiede sprach der Prinz zu dem Hirten: „wenn du etwas nöthig hast, so komme in die Hauptstadt und bringe den Brief dem und dem Herrn, der ist mein Beamter, und der wird dich zu mir führen."

Nach einiger Zeit kam jener Schäfer mit andern Hirten über einen Weidebezirk in Zwist und zog dabei den kürzeren. Da erinnerte er sich jenes Schreibens; er nahm es also und ging damit in die Hauptstadt, fragte dort nach jenem Herrn, und als dieser das Schreiben gelesen hatte, führte er ihn sogleich ins Königsschloß. Der Prinz hörte die Klage des Hirten an und sprach: „Sei guten Muthes! das ist eine Kleinigkeit, die wollen wir schon einrichten; aber nun komme her und iß mit mir," denn es war grade Essenszeit. Zum Siegelbewahrer aber sagte er heimlich: „du mußt auch mit essen, denn nun habe ich Gelegenheit, ihm seine Ohrfeige zurückzugeben." Der Hirte machte Anfangs Gegenvorstellungen, daß ihm das nicht zukomme; als er aber sah, daß es nicht anders sein könnte, lehnte er seinen Schäferstab an die Wand, stieg mit seinen Sandalen auf den Divan, und setzte sich mit gekreuzten Beinen zum Prinzen. Da fing der Prinz an das Brot aufzuschneiden, schnitt einen ganzen Haufen und legte alles auf den Platz des Schäfers. Der aber schwieg mäuschenstill und ließ ihn gewähren. Da sprach der Siegelbewahrer zu ihm: „Warum wehrst du dich denn nicht gegen all das Brot, was dir vorgeschnitten wird?" Er aber antwortete: „was habe ich an dem fremden Tische zu befehlen?" Da lachte der Prinz und sprach: „ich sehe, daß ich meine Ohrfeige nicht zurückgeben kann, und will sie also behalten."

Zu der Zeit, als der Schäfer zu Hofe gekommen war, lag der König im Kriege mit einem benachbarten Lande. Es ging ihm dabei nicht nach Wunsch und war darüber viel Redens bei Hofe. Als der Schäfer davon hörte, bat er den Prinzen, er möge dem König sagen, daß er auch ihn in den Krieg schicken solle. Der aber antwortete: „was willst du in dem Kriege? du verstehst ja nichts davon." Doch der Schäfer ließ nicht nach und sagte: „schicke mich nur, und ich setze meinen Kopf

zum Pfande, daß ich gewinnen werde." Da sprach der Prinz mit dem König, und dieser antwortete: „meinetwegen mag er hingehn, weil du für ihn bittest, was er aber dort nützen kann, begreife ich nicht." Darauf verlangte der Schäfer vom König vier auserlesene Leute und fünfzig Hämmel und hundert Kerzen und zog mit diesen vor die feindliche Stadt. Als es Nacht wurde, ließ er an die Hörner jedes Hammels zwei Lichter binden und dieselben anzünden und rückte so vor die Stadtmauern. Da glaubten die, welche darin waren, daß ein unzählbares Heer gegen sie anrücke, und kamen heraus, um sich dem Feinde zu unterwerfen. Aber der Schäfer verweigerte ihnen alles Gehör, bevor sie ihm nicht die Schlüssel der Stadt gebracht hätten. Da gingen sie wieder zurück und holten die Schlüssel und überreichten sie ihm. Der Schäfer lief damit zum König, und als dieser die Schlüssel sah, da freute er sich sehr und fragte ihn, welche Gnade er ihm erweisen solle? Der Schäfer aber antwortete: „ich bitte, daß du mir nun den Befehl über die streitige Weide ausfertigen lassen mögest, um dessen willen ich zur Stadt gekommen bin." Da sagte der König: „sei doch kein Narr, und bleibe hier bei uns, wo du dein gutes Essen und Trinken und keine Sorgen hast, und in hohen Ehren gehalten wirst." Der Schäfer aber antwortete: „für ein solches Leben passe ich nicht, ich will wieder fort und sehn, was meine Schafe machen." Da that ihm der König den Willen, und ließ ihm den Befehl über die streitige Weide ausstellen. Mit diesem kehrte der Schäfer zu seiner Heerde zurück, nahm die streitige Weide in Besitz, und lebte glücklich und zufrieden in seiner Schäferei, ohne jemals wieder nach Hof zu gehn.

---

36. Das goldene Huhn.

Es war einmal ein armes Ehepaar, das arbeitete den Tag über, und was es dabei verdiente, das verzehrte es am Abend. Eines Nachts träumte es dem Manne, daß eine alte Frau vor ihm stehe und zu ihm

also spreche: „Geh an den und den Ort, dort wirst du dein Glück finden. Du mußt ihm ohne weiteres auf den Rücken springen und es bei den Haaren packen. Es wird dir dann Millionen und Millionen versprechen, du aber mußt sagen, von alle dem will ich nichts, denn mein Sinn steht nach dem goldenen Huhne. Anfangs wird das Glück Schwierigkeiten machen und es dir nicht geben wollen, du aber halte es nur fest, und dann wird es am Ende schon nachgeben und dir das Huhn bringen."

Der Mann machte es, wie ihm die Alte gesagt hatte; er ging hin, fing sein Glück und hielt es so lange fest, bis es ihm das goldene Huhn gegeben hatte. Dieses Huhn legte jeden Monat ein Ei, und als es bei dem Manne das erste Ei gelegt hatte, sagte dieser zu seinem ältesten Knaben: „da nimm dies Ei und verkaufe es und kaufe Brot für das Geld, das du erlösest."

Als der Knabe auf den Markt kam und sein Ei feil bot, trat ein Jude zu ihm und fragte: „Was verlangst du für dein Ei, mein Kind?" Da lachte der Knabe und sprach: „tausend Piaster." Der Jude aber wußte, was es mit dem Huhne für eine Bewandtniß habe, er gab also dem Knaben die tausend Piaster und dieser brachte sie mit großer Freude seinem Vater, und als der das viele Geld sah, da freute er sich nicht weniger, und kaufte damit alles, was er für sein Haus brauchte.

Nach einem Monat legte das Huhn wieder ein Ei, und der Knabe trug es wieder auf den Markt, um es zu verkaufen. Da kam derselbe Jude zu ihm und fragte ihn: „wie viel willst du für dein Ei, mein Sohn?" Der Knabe lachte und sprach: „hunderttausend Piaster." Der Jude aber versuchte auch diesmal nicht mit dem Knaben zu handeln, sondern gab ihm, was er verlangt hatte, und drauf nahm er das Ei und der Knabe das Geld; und wie es mit diesen zwei Eiern gegangen war, so ging es auch mit den andern, die das Huhn legte, der Knabe verlangte für jedes Ei immer mehr als für das vorhergehende und der Jude gab ihm ohne Widerrede, was er verlangte; und so kam es, daß jenes arme Ehepaar einen Schatz von vielen Millionen aufhäufte. Als

aber der Mann sein Haus mit allem ausgestattet hatte, was man nur wünschen konnte, wurde es ihm doch zu langweilig darin, und er machte sich auf, um die Welt zu sehn. Kaum hatte er das Haus verlassen, so kam der Jude zur Frau und spann einen Liebeshandel mit ihr an, und nach einer Weile sagte er zur Frau: „willst du mich nicht einmal bei dir zu Tisch laden?" „O! sehr gerne!" antwortete diese, und der Jude sagte darauf: „wenn du aber nicht jenes Huhn schlachtest, so komme ich nicht," und die Frau erwiderte: „warum sollte ich dir zu Liebe nicht ein altes Huhn schlachten?" „Schlachte es also und schicke es zum Bäcker, und vergiß nicht, den Kopf, das Herz und die Leber dazu zu legen, denn die esse ich am liebsten." Der Jude sprach aber so, weil er wußte, daß, wer den Kopf esse, der werde König, wer das Herz esse, der werde herzenskundig, und wer die Leber esse, der werde jeden Morgen tausend Piaster unter seinem Kopfkissen finden.

Die Frau that dem Juden zu Liebe alles, was er ihr gesagt hatte, und als es Essenszeit war, schickte sie die Magd zum Bäcker, um das Huhn zu holen, und weil die Schule an dem Wege lag, so sagte sie ihr, daß sie zugleich die drei Kinder von dort holen solle. Da ging die Magd und holte das gebratene Huhn vom Bäcker und die Kinder aus der Schule, und diese, hungrig wie sie waren, stürzten sich nach Kinderweise auf die Magd und das eine nahm ihr den Kopf des Huhns, das andere das Herz, und das dritte die Leber, und jedes aß, was es genommen hatte. Als nun der Jude zum Essen kam, und nach dem Kopfe, dem Herzen und der Leber des Huhnes aussah und sie nicht fand, fragte er, was daraus geworden wäre, und nun erzählte die Magd, wie es damit gegangen sei. Da gerieth der Jude in großen Zorn, er schlug sich an den Kopf, schrie und tobte, aber es half ihm nichts, und endlich ging er ungegessen nach Hause.

Die Frau aber liebte ihn so sehr, daß sie alles mögliche versuchte, um ihn wieder zu versöhnen; doch er sagte: „wenn du nicht deine Kinder umbringst, so komme ich dir nicht mehr ins Haus." — „Wie soll

ich das aber anfangen?" — „Du mußt ihnen Gift geben." — „In Gottes Namen!" sagte die Frau, „denn ich kann ohne dich nicht leben." Darauf that sie Gift in das Essen der Kinder. Der Knabe aber, der das Herz des Huhnes gegessen hatte, wußte, was geschehen würde, und sagte also zu seinen Brüdern: „hört, heute Abend wird das Essen, was uns die Mutter vorsetzt, vergiftet sein; aber wir haben ja Geld genug und wollen uns also satt essen, bevor wir nach Hause gehn." Da ging der, welcher die Leber gegessen hatte, auf den Markt und holte, was sie brauchten, und als sie am Abend nach Hause kamen und ihnen die Mutter sagte: „kommt zum Essen, Kinder, damit ihr euch dann schlafen legen könnt," da antworteten sie: „wir sind nicht hungrig, denn wir haben schon gegessen," und so behielten die Kinder an jenem Abend das Leben.

Am andern Morgen sagte der Jude zu der Mutter, sie solle in die Betten der Kinder Rasiermesser stecken, damit sie sich daran schnitten und verbluteten, wenn sie sich hineinlegten, und die Mutter befolgte den Rath. Der Herzenskundige aber sagte zu seinen Brüdern: „die Mutter hat Rasiermesser in unsere Betten gethan, an denen wir uns schneiden und verbluten sollen, wir wollen also in ein anderes Zimmer gehn und dort schlafen." Nachdem sie zu Abend gegessen, holten sie sich eine Matte und legten sich darauf in einem andern Zimmer schlafen. Da kam ihre Mutter zu ihnen und sagte: „so geht doch in eure weichen Betten, und schlaft nicht auf der alten Matte." „Nein, Mutter," antworteten die Knaben, „heute Nacht wollen wir einmal nach Bauernweise schlafen."

Am andern Tage machte der Jude mit der Mutter aus, daß nun nichts übrig bleibe, als die Kinder selbst zu schlachten. Der Herzenskundige aber sprach zu seinen Brüdern: „hört ihr Brüder, so eben hat die Mutter mit dem Juden ausgemacht, daß sie uns heute selber schlachten wollten, jetzt müssen wir fort von hier." Da machten sich die drei Knaben auf und liefen in die Welt. Als sie so des Weges zogen, sprach der Herzenskundige zu dem von seinen Brüdern, welcher den Kopf des

Huhns gegessen hatte: „du wirst König werden, und ich wünsche nur, daß du dich unserer dann erinnern mögest."

Nachdem sie noch eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie in eine Stadt, deren König gestorben war, und die Einwohner hatten unter sich ausgemacht, daß derjenige König werden solle, welcher am nächsten Morgen zuerst an dem Pallast vorübergehn würde. Da traf es sich, daß an jenem Morgen grade die drei Brüder zuerst an dem Pallaste vorüberzogen, und daß jener, welcher den Kopf des Huhnes gegessen hatte, den andern voranging. „So," rief der Herzenskundige, „nun bist du König geworden, und ich wünsche nur, daß du dich auch unserer dann und wann erinnern mögest." Darauf kamen die Stadtältesten heran und begrüßten ihn als ihren König, führten ihn in den Pallast und setzten ihn auf den Thron; der Herzenskundige aber sprach zu dem andern Bruder: „komm, nun wollen wir weiter ziehen und auch unser Glück suchen, vorher aber wollen wir drei jeder dem andern eine Rose geben, und wenn einer sieht, daß die Rose des andern welkt, so soll er sich aufmachen und ihn aufsuchen. Als das geschehen war, nahmen die Brüder Abschied von dem neuen König und zogen aus, um ihr Glück zu suchen.

Nachdem sie eine Weile gewandert waren, sagte der Herzenskundige zu seinem Bruder: „du wirst auch König werden, und wenn das geschieht, so vergiß mich nicht." Darauf kamen sie in eine andere Stadt, deren König auch gestorben war und wo die Bürger denselben Beschluß gefaßt hatten, wie in der ersten. Als nun der Bruder des Herzenskundigen an dem bestimmten Morgen zuerst am Pallaste vorüberging, da nahmen sie ihn zu ihrem König an. Darauf sprach der Herzenskundige zu dem neuen König: „jetzt will ich weiter ziehn und mein eignes Glück suchen; nimm aber diese Rose, und wenn die zu welken anfängt, so denke an mich und mache dich auf, und komme zu mir." Darauf gab ihm der neue König auch eine Rose und bat ihn, daß er es ebenso machen solle.

Nach einer Weile verheirathete sich der zweite Bruder mit einer

Königstochter, und als die sah, daß an jedem Morgen tausend Goldstücke unter dem Kopfkissen ihres Mannes lagen, bat sie ihn so lange, ihr zu sagen, von wo ihm dieses Geld käme, bis er es ihr in einer schwachen Stunde anvertraute. Als nun eines Tags der König krank wurde, da gab ihm seine Frau ein Brechmittel, und als er das genommen hatte, brach er auch die Leber des Huhnes aus, und diese nahm seine Frau, ohne daß er es merkte, und verschluckte sie. Von da an fanden sich die Goldstücke unter dem Kopfkissen der Königin. Am ersten Morgen glaubte er, daß sie seine Frau ihm unter dem Kopfkissen weggezogen, als er es aber am andern Morgen ebenso fand, da fing er an mit seiner Frau zu hadern, doch diese machte wenig Umstände und jagte ihn fort.

Da sahen seine Brüder, daß seine Rose zu welken anfing; sie machten sich also auf, um ihn aufzusuchen, und fanden ihn im größten Elende. Er erzählte ihnen, wie es ihm ergangen sei, und sie nahmen ihn mit sich. Kurz darauf erkrankte die Königin und ihre Krankheit wurde so schwer, daß ihr kein Arzt helfen konnte; da meldete sich auch der Herzenskundige als Arzt bei ihr; die Königin nahm ihn an, und sagte ihm, daß sie gerne alle Arzenei nehmen wolle, die er ihr geben würde, daß es aber nur kein Brechmittel sein dürfe. Doch dieser sprach: „wenn du nicht ohne Widerrede die Arzenei nehmen willst, die ich dir für deine Krankheit gebe, so kannst du auch nicht gesund werden,“ und that dabei, als ob er weggehen wollte. Da rief ihn die Königin zurück und nahm die Arzenei, die er ihr gab. Das war aber ein starkes Brechmittel, von dem sie auch die Leber des Huhns ausbrach; der Herzenskundige nahm sie heimlich weg und brachte sie seinem Bruder, der sie sogleich verschluckte. Der Königin aber vergalt der Herzenskundige Böses mit Guten und gab ihr ein anderes Mittel, das sie vollkommen gesund machte.

Darauf gingen die drei Brüder mit einander in das Königreich des ersten, und dieser regierte als König, die beiden andern aber standen unter ihm und richteten über das Volk mit großer Gerechtigkeit

und Weisheit, so daß sie den Namen „die gerechten Richter“ erhielten.

Doch nun wollen wir die Brüder verlassen und uns nach deren Eltern umsehn.

Nachdem ihr Vater die Welt durchreist hatte, sehnte er sich nach Frau und Kind und ging heim. Er fand aber sein Haus ganz verfallen und niemand darin als seine Frau. Da fragte er sie, „was aus ihren Kindern und ihren Reichthümern geworden sei.“ Sie antwortete: „das Geld haben unsere Gläubiger genommen und die haben auch die Häuser zerstört, die Kinder aber sind gestorben.“ „Was sagst du?“ rief da der Mann, „daß dich die Schlange bisse! komm mit vor die gerechten Richter, die sollen unsere Sache richten.“ „Gut, laß uns gehn,“ antwortete die Frau.

Sie machten sich also auf und erschienen vor den gerechten Richtern; doch der Herzenskundige erkannte sie sogleich und sagte seinen Brüdern: „das sind unsere Eltern, laßt euch aber nichts merken.“ Darauf fragten sie dieselben, „was sie wollten,“ und nun fing der Mann an und erzählte alles, was ihm begegnet sei. Dann fragten sie die Mutter, „was sie mit ihren Kindern angefangen habe?“ sie blieb aber dabei, „daß sie gestorben wären.“ Da begann der Herzenskundige und sprach: „hast du es nicht so und so mit deinen Kindern gemacht?“ Doch sie antwortete, „daß sie von dem allem nichts wisse.“ Da riefen die Brüder: „siehe uns an, wir sind deine Söhne,“ und dann befahlen sie den Henkern, sie wegzuführen und hinzurichten; ihren Vater aber behielten sie bei sich.

---

37. Der Königssohn und der Bartlose.

Es war einmal ein König, der war schon zwölf Jahre verheirathet, ohne Kinder zu bekommen; nach zwölf Jahren aber wurde der Leib seiner Frau gesegnet, und als er dies erfuhr, sprach er zu ihr:

„weil ich verreisen muß, so sollst du mir, wenn du einen Knaben bekommst, diesen schicken, sobald er sechszehn Jahr alt ist, und sieh dich dann vor, daß du ihm keinen Bartlosen zum Führer giebst; wenn du aber eine Tochter bekommst, so mag sie bei dir bleiben und du kannst sie verheirathen, wie es dir gut scheint." Darauf reiste er ab.

Die Königin bekam aber einen Knaben, und als er heranwuchs, schickte sie ihn in die Schule, und dort nannten ihn die Kinder Bastard. Da fragte er eines Tages seine Mutter: „sage mir, Mutter, warum rufen mich die Kinder Bastard? habe ich denn keinen Vater?" und diese antwortete ihm: „ja wohl hast du einen, mein Kind, und das ist sogar ein König; wenn du groß bist, so werde ich dich zu ihm schicken." Als das der Knabe hörte, sagte er: „schicke mich nur gleich zu ihm, denn hier halte ich es nicht länger aus," und setzte seiner Mutter so lange zu, bis diese sich entschloß, ihm den Willen zu thun, und auf den Markt ging, um einen Pferdetreiber zu suchen, mit dem er zu seinem Vater reisen könne. Sie fand aber dort nur einen bartlosen Treiber, der in die Stadt wollte, wo sich der König aufhielt, und da sie sich erinnerte, daß ihr der König aufgetragen hatte, den Knaben nicht mit einem Bartlosen zu schicken, so ging sie wieder nach Hause. Am zweiten Tage ging es ihr grade so, sie fand wieder nur einen bartlosen Pferdetreiber; und als sie am dritten Tage wieder ausging, um nach einer Gelegenheit zu suchen, da fand sich wieder nur eine und der Treiber war wieder bartlos. Weil ihr aber der Knabe mit seiner Ungeduld keine Ruhe mehr ließ, so entschloß sie sich, ihn in Gottes Namen mit einem Bartlosen gehn zu lassen. Sie machte nun alles für die Reise Nöthige zurecht und schickte ihn zum Vater.

Unterwegs bekam der Prinz Durst und verlangte von dem Pferdetreiber Wasser. Dieser aber vertröstete ihn, daß sie weiter vorn an einen Brunnen kommen würden. Nach einer Weile rief der Prinz wieder: „ich sterbe vor Durst," und der Bartlose antwortete: „wir werden gleich an dem Brunnen sein." Als sie endlich bei dem Brunnen ankamen, ließ er den Prinzen an einem Seile hinunter, damit er Wasser trinken könne, und nachdem dieser

sich satt getrunken, rief er dem Bartlosen zu: „zieh mich hinauf." Der aber erwiderte: „ich ziehe dich nicht eher herauf, als bis du mir versprichst, daß du mir deine Kleider geben und die meinigen anziehen willst, daß du mich auf dem Pferde reiten lässest und hinter mir als Treiber hergehst und daß du mich überall für den Königssohn ausgiebst, und wenn dir das nicht Recht ist, so magst du unten bleiben." Was wollte der Prinz machen? er mußte endlich nachgeben und versprechen, was jener verlangte. Der war aber mit dem bloßen Versprechen nicht zufrieden, sondern verlangte einen Eidschwur, und da schwor denn der Prinz, daß er ihn erst dann verrathen wolle, wenn er gestorben und von den Todten wieder auferstanden wäre. Darauf zog ihn der Bartlose heraus, nahm ihm seine schönen Kleider, setzte sich auf das Pferd und ließ den Prinzen als Treiber hinterher gehn, und so kamen sie zum König. Dieser empfing sie mit großem Pompe und schickte ihnen seine Pauker und Trompeter und viele Hofbeamte entgegen. Als er aber den Bartlosen erblickte, da wollte es ihm nicht recht zu Sinn, daß dies sein Sohn sei, und der junge Pferdetreiber sah ihm viel mehr danach aus, doch da er glaubte, daß es einmal nicht anders sein könne, so empfing er den Bartlosen wie seinen Sohn, und ließ ihm alle diesem zukommenden Ehren erweisen.

Der König hatte einen großen Garten, in dem hatte sich ein alter blinder Drache angesiedelt, und so oft der König darin spazieren gehn wollte, mußte man dem Drachen einen Menschen zu fressen geben. Als nun der Prinz von dem Garten hörte, verlangte er hineingeführt zu werden.

Der König aber sagte ihm, daß er grade Niemanden habe, den er dem Drachen zu fressen geben könne. Da rief der Bartlose: „wir wollen meinen Pferdeknecht dazu nehmen." Der König meinte freilich: „es wäre doch Schade um das junge Blut," als aber der Bartlose darauf bestand, wollte er ihm nicht gleich von Anfang durch den Sinn fahren, und ließ ihm seinen

Was die beiden mit einander sprachen, hatte aber der Prinz mit angehört, er lief also in den Stall und versteckte sich dort weinend bei einem alten lahmen Pferde. Das fragte ihn: „warum weinst du, mein Sohn?“ Er aber antwortete: „weil sie mich dem alten Drachen vorwerfen wollen.“ Darauf sprach das Pferd: „fürchte dich nicht, sondern laufe zum Fleischer und hole dir dort drei Stücke Rinderfett, und wenn sie dich dem Drachen vorwerfen, so gieb ihm ein Stück nach dem andern zu fressen, und davon wird er wieder sehend werden, und aus Dankbarkeit wird er dich fragen, was er dir erweisen solle für die Wohlthat, die du ihm erwiesen hast, und dann sollst du sagen: lehre mich die Sprache aller Thiere. Darauf wird er dich verschlucken und in seinem Bauche wirst du die Sprache aller Thiere lernen.“

Der Prinz machte es, wie ihm das alte Pferd gesagt hatte, und als der alte Drache das Rinderfett gefressen, wurde er wieder sehend. Darauf verschluckte er den Prinzen und lehrte ihm in seinem Bauche die Thiersprache; und als er ausgelernt hatte, spie er ihn wieder aus, verließ dann des Königs Garten und kroch in den Wald, weil er wieder sehen konnte.

Der Prinz kehrte nun an den Hof zurück, und der König freute sich, daß er wieder da war, aber der Bartlose war sehr zornig darüber. Da geschah es einst, daß sich der König im Garten rasiren ließ, und daß der Bartlose und der Prinz dabei zugegen waren. Während des Rasirens kamen zwei Vöglein und zwitscherten mit einander, und das eine sprach zum andern: „guten Tag, guten Tag; ich habe meine Eier gelegt und sie ausgebrütet und meine Jungen sind ausgekrochen.“ Als das der wahre Prinz hörte, da lachte er, der Bartlose aber fragte ihn: „was hast du zu lachen, etwa darüber, daß sich mein Vater rasiren läßt?“ „Nein,“ antwortete der Prinz, „sondern weil ich zwei Vögel mit einander zwitschern hörte, deren Federn wie die Haare der Goldgelockten glänzten.“ Der Bartlose aber sagte darauf: „wo hast du die Goldgelockte gesehen? geh gleich und hole sie her.“

Da ging der Prinz wiederum in den Pferdestall und we[illegible]

als ihn das alte einäugige Pferd weinen sah, fragte es ihn: „was fehlt dir, mein Sohn, und warum weinst du?“ Der Prinz antwortete: „ich soll die Goldgelockte holen, und weiß doch nicht, wo sie ist und wie ich es anstellen soll.“ Darauf sprach das Pferd: „sage nur, daß du gehen wollest, und wenn sie dir sagen, daß du dir ein Pferd für die Reise aus dem Marstalle wählen sollst, so wähle mich.“

Da erklärte sich der Prinz bereit, die Goldgelockte zu holen, und als ihm der König sagte, daß er sich zu dieser Reise ein Pferd aus seinem Marstalle aussuchen solle, wählte er jenes alte lahme Pferd, und machte sich mit ihm auf den Weg. Nachdem er eine Weile geritten war, stieß er auf einen großen Haufen Ameisen, welche nicht über einen Bach konnten. Da sprach das Pferd: „gehe hin und lege einen Zweig über den Bach, damit sie hinüber können, und wenn sie dich fragen, was sie dir für einen Dienst erweisen sollten für die Wohlthat, die du ihnen gethan, dann verlange einen Ameisenflügel von ihnen und daß, wenn du ihn verbrennen würdest, sie alle kommen sollten.“ Der Prinz that, was ihm das Pferd gesagt hatte; er legte einen Zweig über den Bach, so daß alle hinüber konnten, und erhielt dafür einen Ameisenflügel von ihnen.

Als er wieder eine Strecke weiter geritten war, kam er zu einem Bienenstock, dessen Waben ein Bär verzehrte. Da sprach das Pferd: „tödte den Bären und verlange auch von den Bienen einen Flügel;“ und der Prinz ging hin, tödtete den Bären, und als ihn die Bienen fragten, wie sie ihm für diese Wohlthat vergelten könnten, so ließ er sich von ihnen einen Flügel geben und dabei versprechen, daß sie zu ihm kommen wollten, wenn er ihn verbrennen würde.

Als er wieder eine Strecke geritten war, kam er zu einem Rabenneste, bei dem saß eine Schlange und fraß die Jungen aus dem Neste, ohne daß es die Eltern wehren konnten. Auf den Rath des Pferdes tödtete er die Schlange und ließ sich vom Rabenvater eine Feder geben und dabei versprechen, daß er zu ihm kommen wolle, sobald er die Feder verbrennen würde.

Endlich kam er bei der Goldgelockten an, und sagte, daß er gekommen sei, um sie zu werben, und diese antwortete: „ich will dich nehmen, wenn du im Stande bist, vier untereinander gemengte Pferdelasten Weizen, Gerste, Spelt und Mais in einem halben Tage auseinander zu lesen." Er aber sprach: „das ist eine Kleinigkeit für mich." Man sperrte ihn also mit dem vermengten Getreide in eine Stube ein, und als er allein war, verbrannte er den Ameisenflügel, und sogleich kamen alle Ameisen herbei und waren mit der ganzen Arbeit in einer Stunde fertig. Als die Ameisen abgezogen waren, klopfte er an die Thüre und ließ die Goldgelockte rufen, weil er mit der Arbeit fertig sei.

Darauf sagte der Vater der Goldgelockten: „ich werde meine Tochter nun mit allen Frauen der Stadt tanzen lassen und diese sollen alle verschleiert sein, und wenn du sie aus allen herausfinden kannst, so sollst du sie haben." Da verbrannte der Prinz den Bienenflügel und sofort erschien der Weisel und sprach zu ihm: „ich werde um alle Frauen fliegen, und sobald ich mich auf eine setze, so mußt du sie packen." Als nun die Frauen tanzten, da flog der Bienenweisel von der einen zur andern, und setzte sich endlich auf die Goldgelockte, und nun sprang der Prinz auf sie los und packte sie.

Darauf sagte sie ihm: „wenn du mir nun noch das Wasser des Lebens bringst, so sollst du mich ganz gewiß haben." Da verbrannte der Prinz die Rabenfeder und sofort kam der Rabe angeflogen. Als er aber hörte, was der Prinz von ihm verlangte, meinte er: „das ist kein leichtes Stück, denn der Berg, in dem die Quelle des Lebenswassers ist, öffnet sich nur für einen Augenblick und schnappt dann wieder zu, aber ich will es versuchen." Er ließ sich darauf vom Prinzen eine Kürbisflasche geben und flog damit fort und nach einer kleinen Weile brachte er sie gefüllt zurück.

Darauf nahm der Prinz die Goldgelockte und brachte sie zu dem Könige. Dort wollte ihr der Bartlose aufwarten und ihr bei Tisch die Speisen reichen, aber die Goldgelockte sagte: „ich will nicht von [illegible] ner Hand essen, sondern von der Hand dessen, der mich her[illegible]

hat." Der Prinz brachte ihr also jeden Tag die Speisen und sie ließ ihn dann mit sich essen. Darüber wurde der Bartlose so zornig, daß er nur darauf sann, wie er den Prinzen mit guter Art umbringen könne. Eines Tages sagte er ihm daher: „komme, wir wollen in die Berge gehen und für die Goldgelockte Schnecken lesen," und als sie an einen Abgrund kamen, sprach er zu ihm: „sieh einmal hinunter, ob Niemand unten ist," und während der Prinz hinunter sah, gab er ihm einen solchen Stoß, daß er in den Abgrund stürzte und von dem Falle starb.

Darauf kochte der Bartlose die Schnecken auf das beste und trug sie zu der Goldgelockten, um sie mit ihr zu essen. Als sie den Bartlosen mit der Schüssel in der Hand sah, fragte sie ihn: „und wo ist der, welcher mich hierher gebracht hat?" Der Bartlose antwortete: „er ist beim Schneckensuchen vom Felsen gestürzt." Da sagte sie: „gehe hin und hole mir seine Leiche, denn bevor ich die nicht gesehen habe, glaube ich es nicht, und esse auch nicht eher von den Speisen, die du mir bringst." Da ging der Bartlose hin und brachte ihr die Stücke des Zerschmetterten. Die Goldgelockte aber setzte diese zusammen, bestrich sie mit dem Wasser des Lebens, und das machte alle Wunden heil und gab dem Körper wieder Leben.

Da stand der Prinz auf und ging sogleich vor den König; der hielt grade ein großes Fest, zu dem viele andere Könige und Große geladen waren, und die Gäste unterhielten sich grade damit, daß sie einander Geschichten erzählten. Drauf bat der Prinz den König um die Erlaubniß, auch eine Geschichte erzählen zu dürfen, und erzählte nun Alles was ihm von dem Bartlosen widerfahren war, und schloß damit, daß er sagte: „das ist meine eigene Geschichte, und ich darf sie jetzt erzählen, weil ich geschworen hatte, so lange zu schweigen, bis ich wieder vom Tode auferstehen würde." Als das der König hörte, ließ er den Bartlosen greifen und in einem Kessel voll siedenden Oeles zu Tode brühen. Den Prinzen aber vermählte er mit der Goldgelockten und darauf lebten sie herrlich und in Freuden. — Dort war ich nicht, du brauchst es also auch nicht zu glauben.



38. Von einem, der Verstand, aber kein Geld hatte.

Es war einmal ein Mann, der hatte viel Verstand, machte aber mit Vorsatz den Narren, und wiederholte, so oft er konnte: „ich habe Grütz im Kopf, aber kein Geld im Sack.“ Das hörte eines Tages ein Jude und sprach zu ihm: „weißt du was, ich will dir Geld geben und dein Gesellschafter werden; denn ich möchte sehen, was du mit meinem Gelde und deinem Verstande anfängst.“ Der Mann war das wohlzufrieden, er kaufte von dem Gelde, was ihm der Jude gab, eine große Menge von Schilfmatten und suchte nun nach einem Schiffe, um sie nach Aegypten zu verschiffen. Als er das gefunden und mit dem Schiffer über die Fracht einig geworden, fragte ihn der: „aus was besteht deine Ladung?“ und jener antwortete: „es sind Schilfmatten.“ Da fing der Schiffer an zu lachen und sagte: „höre Freund, das ist kein gutes Geschäft, denn in Aegypten sind die Matten noch einmal so wohlfeil, als hier.“ Der Mann aber antwortete: „was geht dich das an, wenn du nur deine Fracht erhältst.“ Der Schiffer verlud also die Matten und fuhr mit ihm ab, aber wer davon hörte, der lachte und meinte, dem Juden wäre ganz Recht geschehen, warum habe er sich mit dem Narren eingelassen, und auf der ganzen Reise war der Mann die Zielscheibe für die Kaufleute, welche auf demselben Schiffe nach Aegypten fuhren.

Als sie dort ankamen, ließ der Mann die Matten an den Strand bringen und auf einen großen Haufen zusammenschichten; darauf legte er Feuer an die Matten und verbrannte sie zu Asche. Als es nun Nacht geworden war, kamen die Seepferde aus dem Meere, fraßen von der Asche und spien dafür Edelsteine aus, und am andern Morgen sammelte der Mann sechshundert Edelsteine von unschätzbarem Werthe. Darauf ging er hin und ließ zwölfhundert Lehmsteine machen und in sechshundert davon steckte er die Edelsteine. Er miethete nun dasselbe Schiff, mit dem er gekommen war, für die Rückreise, und ließ die Backsteine mit den Edelsteinen unten hin, die leeren aber oben darauf legen. Als der Schiffer sah, worin seine Rückfracht bestand, da lachte er und

sagte: „du machst schöne Geschäfte, Matten bringst du nach Aegypten und Lehmsteine führst du von da aus." Doch der Kaufmann versetzte: „was kümmert es dich, was du fährst? wenn du nur deine Fracht erhältst!" Unterwegs aber war er wieder die Zielscheibe der Kaufleute, welche mit ihm gekommen waren und auf demselben Schiffe zurückfuhren.

Als sie halbwegs waren, entstand ein solcher Sturm, daß das Schiff zu sinken drohte, wenn sie nicht einen Theil der Ladung über Bord würfen. Da sagten die Kaufleute zu dem Manne, daß er seine Backsteine über Bord werfen solle, und daß sie ihm dafür geben wollten, was sie werth seien, und als dieser verlangte, daß ihr Werth durch Schiedsrichter bestimmt werden solle, so waren sie das zufrieden. Darauf ließ er die sechshundert oberen Backsteine über Bord werfen und das Schiff wurde dadurch so erleichtert, daß es den Sturm bestand und sie glücklich nach Hause kamen.

Als sie ans Land gestiegen waren, verlangte der Mann, daß ihm die Kaufleute seine Lehmsteine bezahlen sollten. Sie gingen also zu dem Richter, damit er die Lehmsteine abschätzen lasse. Statt der Lehmarbeiter verlangte aber der Mann dazu Juwelenhändler. Da lachte der Richter, der Mann aber schlug einen von den Backsteinen entzwei und zeigte ihm den Edelstein, der darin stak. Als das der Richter sah, berief er Juweliere, ließ die Edelsteine ordnungsmäßig abschätzen und verurtheilte jene Kaufleute, ebensoviel zu bezahlen, als diese werth waren. Da aber ihr Vermögen nicht einmal ein Zehntel dieser Summe ausmachte, so mußten sie Sklaven jenes Mannes werden.

Gleich bei seiner Ankunft und bevor er noch seine Backsteine ausgeladen hatte, war der Jude, sein Gesellschafter, zu ihm gekommen, und hatte ihm erklärt, daß er von seinen Handelsunternehmungen nichts wissen wolle und zufrieden wäre, wenn er das Geld wieder erhielte, was er ihm gegeben habe; und jener erwiderte, daß er das zufrieden sei. Als aber der Jude erfuhr, welche Reichthümer sein Gesellschafter erworben habe, da verlangte er freilich seinen Antheil. Doch

der Mann berief sich auf die Zeugen, vor denen sie sich vertragen hatten, gab ihm keinen Heller mehr, als er von ihm erhalten hatte, und behielt alles andere für sich.

---

39. Lügenmärchen.

Es war einmal ein Lügner, der hatte eine bildschöne Tochter und machte bekannt, daß er sie demjenigen zur Frau geben wolle, der ihn im Lügen übertreffe. In seiner Wohnung hatte er einen Hahn, eine Katze und einen Hund. Da kam eines Tages ein Lügner zu ihm und sagte, daß er sich mit ihm versuchen wolle. Der Alte erwiderte, er sei das zufrieden, und fragte ihn, indem er auf seinen Hahn zeigte: „hast du jemals einen so schönen Hahn gesehen?“ „Nein,“ sagte jener, und darauf jagte ihn der Alte fort und sprach: „mache daß du fortkommst, du bist nicht für meine Tochter.“

Am andern Tage kam ein anderer Lügner und der Alte that dieselbe Frage. Da sagte dieser: „als sich meine Mutter verheirathete, hatten wir einen Hahn und mit dem schickte sie mich in die Stadt, um mit ihm eine Last Wein und Mehl zu holen, aber unterwegs wurde mir der Mehlsack und der Weinschlauch gestohlen; was sollte ich nun anfangen? Doch ich verlor den Muth nicht, sondern fing mir eine Laus und einen Floh, balgte sie aus und in das Lausfell that ich das Mehl und in den Flohschlauch den Wein, belud damit den Hahn und brachte es meiner Mutter.

„Zu der Hochzeit meiner Mutter luden wir die ganze Welt ein, ich wollte aber auch unseren Herrgott dabei haben. Ich stieg also auf den Hahn, um auf ihm in den Himmel zu reiten und ihn einzuladen, und nahm auch unsere Katze mit. Als ich ans Meer kam, ging ich hinein, um durchzuschwimmen, und nachdem ich eine Zeitlang geschwommen war, fand ich eine Wassermelone; ich wollte sie aufschneiden, während ich sie aber aufschnitt, verlor ich in der Melone mein Messer. Ich

schlüpfte also hinein, um es zu suchen. In der Melone fand ich einen Derwisch, zu dem sagte ich, daß ich mein Messer in der Melone verloren hätte, der half mir suchen, wir konnten es aber nicht finden, und vorgestern, als ich an ihr vorbeikam, versanken mir in der Melone vier Lasten Wolle.

„Endlich kam ich zu unserem Herrgotte, er war aber zu stolz um die Einladung anzunehmen; doch schickte er seinen Sohn. Als ich darauf zur Hochzeit zurückkehren wollte, fand ich unterwegs ein goldenes Buch; ich stieg vom Hahne um es zu holen, machte es auf und las und las und im ganzen Buche stand immer dasselbe." — „Was denn?" fragte der Lügner neugierig; und jener sprach: „darin stand, daß du mir deine Tochter zur Frau geben sollst." Da lachte der Alte und gab ihm seine Tochter zur Frau.

40. Der Fischersohn und die Prinzessin.

Es war einmal ein Fischer, der hatte einen Knaben, welcher ebenso schön als klug war. Eines Tages ging er zur Stadt, um die Fische zu verkaufen, die er gefangen hatte, und nahm auch seinen Knaben mit, um ihn dort in die Schule zu geben. Als sie in die Stadt kamen, gab er dem Knaben die drei größten und schönsten Fische, die er hatte, und sagte ihm, er solle sie dem König zum Geschenke bringen. Statt zum Könige, trug der Knabe aber die Fische zu dessen Tochter, welcher er so wohl gefiel, daß sie ihm eine Handvoll Goldstücke schenkte. Als der Knabe das Gold seinem Vater zeigte, erschrak dieser und rief: „dies Gold wirst du irgendwo gestohlen haben," und der Knabe hatte große Mühe seinen Vater zu überzeugen, daß es ihm die Prinzessin gegeben habe. So oft er ihr darauf Fische brachte, schenkte ihm die Prinzessin eine Hand voll Goldstücke. Einmal ging der Fischer allein zu ihr und da fragte sie ihn: „warum hast du deinen Sohn nicht mitgebracht?" Dieser aber antwortete, daß er in der Schule sei. Sie befahl ihm dar-

auf ihn zu holen, und als er ihn gebracht hatte, sagte sie zu ihm: „diesen Jüngling will ich zum Manne haben. Nimm also dieses Geld und schicke ihn damit auf die Hochschule, damit er dort so lange studire, bis er ein gelehrter Mann wird."

Der Fischersohn blieb so lange auf der Hochschule, bis er alles gelernt hatte, was dort zu lernen war, und kehrte darauf nach Hause zurück. Dort prüften ihn die Lehrer und er bestand glänzend. Die Prinzessin aber war damit noch nicht zufrieden, sondern schickte ihn auf eine noch größere Hochschule und trug ihm auf, dort die geistliche und weltliche Musik zu studiren. Als er auch von da zurückkam, bat er den Kantor der Hauptkirche, an einem Feiertage statt seiner in der Kirche singen zu dürfen, nnd da sang er so schön und mit solcher Kunst, daß alle Welt, besonders aber der König sich nicht genug verwundern konnte. Als die Kirche zu Ende war, ließ daher der König den Jüngling zu sich rufen, und fand solches Wohlgefallen an ihm, daß er ihn zum Essen behielt, und als am Nachmittag die Besatzung zur Parade auszog, nahm er ihn dahin mit sich; da bat der Jüngling den König um Erlaubniß, die Militairmusik dirigiren zu dürfen, dieser aber ließ ihm mehrere Instrumente reichen, um zu sehen, ob er auch wirklich Musik verstehe, und der Jüngling nahm eines nach dem andern und spielte auf jedem mit solcher Kunst, daß der König davon entzückt wurde und ausrief: „dich und keinen andern will ich zum Schwiegersohne." Als sie nun nach Hause kamen, machte der König wenig Umstände, sondern ließ seine Tochter kommen und sie mit dem Fischersohne einsegnen.

Wie nun der Fischersohn am Abend in das Brautgemach trat, da überlegte er, ob er sich ihr nähern solle, oder nicht, weil sie seine Wohlthäterin und eine Prinzessin, und er nur ein Fischersohn sei, der ihr alles zu verdanken habe. Endlich faßte er Muth und näherte sich ihr. Da sprach die Prinzessin: „ach ich Aermste! ich bin in die Hände eines Fischers gefallen." Diese Worte kränkten aber den jungen Mann so sehr, daß er sich aufmachte, den Pallast und die Stadt ver-

ließ und nach der Hochschule zurückwanderte. Als die Frauen der Prinzessin am andern Morgen in das Brautgemach traten, fanden sie sie dort allein, und als der König erfuhr, daß sein Schwiegersohn verschwunden wäre, ließ er die ganze Stadt nach ihm aussuchen und ihn sogar durch den öffentlichen Ausrufer ausschellen, aber er war nirgends zu finden, und es dauerte lange, bis es bekannt wurde, daß er auf der Hochschule sei.

Der Jüngling stellte sich aber dort, als ob er stumm wäre, und da er sehr beliebt war, so gaben sich die Aerzte große Mühe, um ihn zu heilen; doch alle Versuche waren vergebens. Als die Prinzessin das hörte, machte sie sich auf, reiste nach der Hochschule, ging zum König des Landes und sagte, man solle ihr den Stummen drei Tage lang anvertrauen, und wenn sie ihn in dieser Zeit nicht geheilt habe, so wolle sie ihr Leben verlieren. Der König ging auf dieses Verlangen ein, und gab ihr den Stummen drei Tage lang in Pflege, und sie versuchte während derselben alles mögliche, um ihn zum Sprechen zu bringen, aber alles war vergebens. Als nun die drei Tage um waren, kamen die Leute des Königs, führten sie zur Stadt hinaus, um sie hinzurichten, und schlangen ihr den Strick um den Hals, an dem sie sie aufhängen wollten. Da erschien der junge Mann mit drei Nüssen in der Hand auf dem Richtplatze, und sprach zum Henker: „Gieb mir die junge Frau für diese drei Nüsse." Da freuten sich alle, daß er seine Sprache wieder erhalten habe, schnitten den Strick entzwei, und übergaben ihm die Frau. Zu der aber sprach er: „erinnere dich stets daran, daß du mich mit vielem Gelde und deinem eigenen Leben erkauft hast, ich dich aber um drei Nüsse erstand."

41. Vom Sonnenkinde.

Es war einmal eine Frau, die bekam keine Kinder und war darüber sehr betrübt. Da sprach sie eines Tages zu dem Sonnenball:

„lieber Sonnenball, schenke mir ein Mädchen, und wenn es zwölf Jahre alt ist, magst du es zurücknehmen." Darauf schenkte ihr der Sonnenball ein Mädchen, das nannte die Frau Letiko und pflegte es mit großer Liebe, bis es zwölf Jahre alt war. Als nun eines Tages Letiko beim Kräutersuchen war, da kam der Sonnenball zu ihr und sprach: „Letiko, wenn du nach Hause kommst, so sage deiner Mutter, sie solle an das denken, was sie mir gelobt habe." Da ging die Letiko nach Hause und sprach zu ihrer Mutter: „während ich Kräuter suchte, ist ein großer Herr zu mir gekommen und hat mir aufgetragen, dir zu sagen, daß du dich an das erinnern solltest, was du ihm gelobt hast."

Als die Frau das hörte, erschrak sie sehr und verschloß sogleich die Thüre und die Fenster des Hauses, verstopfte auch alle Risse und Löcher, und hielt die Letiko darin versteckt, damit der Sonnenball nicht kommen und sie holen könne. Aber sie vergaß das Schlüsselloch zu verstopfen, und durch dieses schickte der Sonnenball einen Strahl in das Haus, der packte das Mädchen und brachte es zu ihm. Eines Tages schickte er sie in die Strohhütte, um Stroh zu holen; das Mädchen aber setzte sich auf den Strohhaufen und klagte: „wie dieses Stroh unter meinen Füßen seufzt, so seufzt mein Herzchen nach meinem Mütterchen;" und darüber blieb sie so lange weg, daß sie der Sonnenball fragte: „ei Letiko, wo warst du denn so lange?" — „Meine Pantoffeln sind mir zu groß und ich konnte damit nicht gehen." — Da machte ihr der Sonnenball die Pantoffeln kürzer.

Ein andermal schickte er sie um Wasser zu holen, und als sie zu der Quelle kam, setzte sie sich hin und klagte: „sowie dies Wasser fließt, ebenso fließt mein Herzchen aus Sehnsucht nach meinem Mütterchen." Sie blieb aber wieder so lange aus, daß sie der Sonnenball fragte: „ei Letiko, warum bist du denn so lange ausgeblieben?" — „Mein Ueberkleid ist so lang und hinderte mich am Gehen." — Da schnitt ihr der Sonnenball das Ueberkleid ab.

Darauf schickte sie der Sonnenball wieder einmal aus, ihm ein Paar Sandalen zu holen, und als das Mädchen diese in der Hand

trug, da fing es an zu klagen: „wie dies Leder knirscht, so knirscht mein Herzchen nach meinem Mütterchen.“ Als sie darauf nach Hause kam, fragte sie der Sonnenball: „ei Letiko, warum kommst du denn so spät?“ — „Meine Rothmütze ist mir zu weit und fiel mir über die Augen, und darum konnte ich nicht schnell gehen.“ — Da machte er ihr auch die Mütze enger.

Aber am Ende merkte der Sonnenball doch, daß Letiko traurig sei; er schickte sie also wieder Stroh zu holen, und schlich ihr nach und hörte, wie sie um ihre Mutter klagte. Da ging er nach Hause, rief zwei Füchse und fragte sie: „wollt ihr die Letiko nach Hause bringen?“ — „Ei, warum nicht?“ — „Was wollt ihr aber essen und trinken, wenn ihr unterwegs hungrig und durstig werdet?“ — „Da werden wir von ihrem Fleische essen und von ihrem Blute trinken.“ — Als der Sonnenball das hörte, sagte er: „ihr taugt nicht zu diesem Geschäfte,“ schickte sie wieder weg und rief zwei Hasen: „wollt ihr die Letiko zu ihrer Mutter bringen?“ — „Ei, warum nicht?“ — „Was wollt ihr aber essen und trinken, wenn ihr unterwegs hungrig und durstig werdet?“ — „Wir werden Gräschen fressen und Quellchen trinken.“ — „Da nehmt sie und bringt sie hin.“

Da machten sich die Hasen mit der Letiko auf, weil es aber weit bis zu ihrem Hause war, bekamen sie unterwegs Hunger, sie sagten also zu dem Mädchen: „steige auf jenen Baum, lieb Letiko, und bleibe so lange oben, bis wir uns satt gefressen haben.“ Da stieg Letiko auf den Baum und die Hasen gingen grasen. Es dauerte aber nicht lange, so kam eine Lamia unter den Baum und rief: „Letiko, Letiko, komm herunter und sieh die schönen Schuhe, die ich anhabe.“ — „Oh! Meine Schuhe sind viel schöner als deine.“ — „Komm herunter, ich habe Eile, denn mein Haus ist noch nicht gekehrt.“ — „So gehe hin und kehre es, und komme wieder, wenn du fertig bist.“ — Da ging die Lamia weg und kehrte ihr Haus, und als sie damit fertig war, kam sie wieder und rief: „Letiko, Letiko, komme herunter und sieh, was ich für eine schöne Schürze habe.“ — „Oh, meine Schürze ist viel schöner als deine.“ — „Wenn du

nicht herunter kommst, so haue ich den Baum um und fresse dich." — „Thue das und friß mich dann." — Da hieb die Lamia aus allen Kräften in den Baum und konnte ihn doch nicht umhauen, und als sie das einsah, rief sie: „Letiko, Letiko, komme herunter, denn ich muß meine Kinder säugen." — „So gehe hin, säuge sie, und komme wieder, wenn du damit fertig bist." — Da ging die Lamia wieder weg, die Letiko aber rief: „Häschen! Häschen!" Da sagte der eine Hase zu dem andern: „höre, die Letiko ruft," und nun liefen sie zu ihr so schnell sie konnten. Letiko stieg vom Baume und nun gings weiter. Die Lamia aber lief ihnen nach um sie einzuholen, und kam an einem Acker vorbei, auf welchem Leute arbeiteten. Da fragte die Lamia: „habt ihr Niemanden hier vorüberkommen sehen?" Die aber antworteten: „wir legen Bohnen." — „Ei was! ich frage nicht danach, sondern ob Niemand hier vorüber gekommen ist?" — Die Leute aber antworteten: „bist du etwa taub? Bohnen, Bohnen, Bohnen legen wir."

Als die Letiko in die Nähe ihres Hauses kam, da gewahrte sie der Hund und rief: „hamm! hamm! siehe da kommt die Letiko," und die Mutter sagte: „Hust! du Unglücksthier! willst du mich vor Kummer bersten machen?" Darauf gewahrte sie der Kater auf dem Dache und rief: „miau! miau! siehe da kommt die Letiko," und die Mutter sagte: „Zutu! du Unglücksthier! willst du mich vor Kummer bersten machen?" Da gewahrte sie der Haushahn und rief: „kakaiku! kakaiku! siehe da kommt die Letiko," und die Mutter sagte: „Siu! du Unglücksthier! willst du mich vor Kummer bersten machen?" — Je näher die drei aber dem Hause kamen, desto näher kam ihnen auch die Lamia, und als der Hase zur Hausthüre hineinschlüpfen wollte, da packte sie ihn an seinem Schwänzchen und riß es aus. Als nun der Hase hereinkam, stand die Mutter auf und sprach zu ihm: „sei willkommen, liebes Häschen! dafür daß du mir die Letiko gebracht hast, will ich dir auch dein Schwänzchen versilbern;" und das that sie auch und lebte von da an mit ihrem Töchterchen glücklich und zufrieden.



42. Der Priester und die Bartlosen.

Es war einmal ein Priester, der ging eines Tags mit seinem Ochsen zum Brunnen, um ihn zu tränken. Dort fand er ein Paar Bartlose, die sprachen zu ihm: „Ei, was hast du da für einen schönen Ochsen! wenn du ihm aber den Schwanz und das eine Horn abschnittest, so wäre er noch schöner.“ Da zog der Priester sein Messer heraus und schnitt dem Ochsen den Schwanz und das eine Horn ab. Ein anderes Mal fand er sie wieder am Brunnen und da sagten sie ihm: „Ei, was hast du da für einen schönen Ochsen! wenn du ihm aber das zweite Horn und das eine Ohr abschnittest, so wäre er noch schöner.“ Da zog der Priester sein Messer heraus und schnitt sie ab. Wieder einmal fand er sie beim Brunnen und da sagten sie zu ihm: „Ei, was hast du da für einen schönen Ochsen! wenn du ihm aber das andere Ohr und die Lippen abschnittest, so daß er lachte, so wäre er noch schöner.“ Da zog der Priester sein Messer heraus und schnitt dem Ochsen auch das andere Ohr und die Lippen ab; davon verreckte aber das arme Thier.

Als der Priester sah, daß sein Ochse todt war, da rief er: „ach ihr bartlosen Lumpen, wie habt ihr mir mitgespielt! jetzt wartet, wie ich euch das heimzahlen werde.“ Darauf setzte er sich auf seinen Esel, nahm eine Handvoll Goldstücke mit und ritt so zum Brunnen, um ihn zu tränken. Als er dort die Bartlosen sah, ließ er heimlich die Goldstücke auf den Weg fallen und sprach: „hört Freunde, thut mir den Gefallen und lest mir die Goldstücke auf, die der Esel hat fallen lassen.“ „Ei, macht denn dein Esel Goldstücke?“ fragten ihn die Bartlosen, und der Priester antwortete: „ja, aber nicht jeden Tag.“ — „Ist er dir nicht feil?“ — „Warum nicht?“ — „Wie viel willst du dafür?“ — „Funfzehntausend Piaster und keinen Heller weniger!“ — Da brachten ihm die Bartlosen das Geld, und er gab ihnen dafür den Esel und sprach: „ihr müßt ihn in einen dunkeln Stall bringen und ihm einen Kessel voll gesottener Erbsen und einen andern mit Wasser vorsetzen, und müßt ihn vierzig Tage darin lassen, ohne nach ihm zu sehen, und dann

werdet ihr das Gold haufenweise im Stalle auflesen." Die Bartlosen thaten, wie ihnen der Priester gesagt hatte; von den gesottenen Erbsen schwoll aber der Bauch des Esels dermaßen an, daß er verreckte und mit den Beinen in der Höhe im Stalle lag. Als die Bartlosen nach einiger Zeit durch ein Loch in den Stall lugten und die Hufeisen blinken sahen, da sagten sie untereinander: „seht wie die Goldhaufen glänzen!" Als sie aber am vierzigsten Tage den Stall öffneten und den Esel verreckt fanden, da sprachen sie: „wir wollen zum Priester gehen und von diesem unser Geld zurückverlangen."

Sie gingen also zu ihm und verlangten ihr Geld, und jener sprach: „kommt am Abend wieder, da will ich es euch geben." Darauf sprach er zu seiner Frau: „du mußt heute Abend für die Bartlosen Essen kochen, denn ich habe sie eingeladen, und diesen Darm umbinden, der mit Blut gefüllt ist, und während sie da sind, mußt du recht verliebt mit ihnen thun, dann werde ich böse werden und dir den Darm mit dem Messer aufstechen, du aber mußt dich todt stellen, und wenn ich auf der Pfeife spiele, wieder lebendig werden."

Als die Gäste am Abend kamen, machte es die Frau, wie ihr der Priester gesagt hatte, und dieser that, als ob er zornig würde und sie erstäche. Wie das die Bartlosen sahen, riefen sie: „Ach! was hast du angestellt! du hast deine Frau umgebracht." Jener aber sprach: „seid unbesorgt, ich will sie schon wieder lebendig machen." Er nahm nun die Pfeife und spielte darauf und sofort wurde die Frau wieder lebendig. Da riefen die Bartlosen: „Ei, was hast du da für eine schöne Pfeife! wenn du sie uns giebst, so wollen wir dir das Geld schenken." Da gab er ihnen die Pfeife, und sie gingen hin und schlachteten ihre Weiber, und bliesen und bliesen auf der Pfeife, aber keine wollte wieder lebendig werden.

Da riefen sie: „ach! wie hat uns der Priester mitgespielt! kommt, wir wollen ihn dafür ins Wasser werfen." Da packten sie ihn und steckten ihn in einen Kasten und trugen ihn zu einem See. Unterwegs aber sprach einer: „kommt, laßt uns essen gehen und dann wollen wir

ihn vollends hintragen und ins Wasser werfen." Während der Priester so in der Kiste lag, da kam ein Schäfer mit seiner Heerde gezogen und ging auf die Kiste zu, um zu sehen, was darin sei. Als ihn nun der Priester kommen hörte, rief er: „ich nehme die Prinzessin nicht, ich nehme sie nicht!" Da fragte ihn der Schäfer, was das zu bedeuten habe, und er antwortete: „ach! sie wollen mir die Tochter des Königs zur Frau geben, ich will sie aber nicht." „Weißt du was," rief da der Schäfer, „ich will mich statt deiner in die Kiste legen und die Prinzessin heirathen, und du magst dafür meine Schafe nehmen." „So laß mich heraus," rief der Priester. Da ließ er den Priester heraus und legte sich statt dessen in die Kiste, und der Priester nahm dessen Heerde und trieb sie auf einem großen Umwege in das Dorf.

Als nun die Bartlosen wieder zum Kasten kamen, da rief der Schäfer was er konnte: „ich will die Prinzessin nehmen, ich will die Prinzessin nehmen!" Die Bartlosen aber lachten und glaubten, der Priester sei aus Todesangst närrisch geworden. Sie sprachen also: „deine Narrheit hilft dir nicht!" und warfen die Kiste ins Wasser, so daß der Schäfer darin ersaufen mußte.

Als sie nun wieder ins Dorf kamen, begegneten sie dem Priester, welcher von der anderen Seite seine Heerde eintrieb, und riefen: „Ei, wo hast du denn die Schafe her?" und dieser antwortete: „die habe ich auf dem Boden des Teiches gefangen, in den ihr mich geworfen habt, es ist aber nur ein kleiner Theil von denen, die da unten grasen, hättet ihr mich nur noch weiter hineingestoßen, so hätte ich noch viel mehr heraufgebracht." Da sagten sie zu ihm: „willst du nicht mit uns kommen und uns auch hineinwerfen?" „Ei, warum nicht!" versetzte der Priester, ging mit den Bartlosen zum Teiche und warf einen nach dem andern hinein, wo er am tiefsten war. Da ertranken sie alle, und so blieb nur er allein mit seiner Frau im Dorfe zurück und lebte von da an in Glück und Ueberfluß.

43. Die Schlange und ihre Eltern.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten keine Kinder, und die Alte sehnte sich einst so sehr nach einem Kinde, daß sie zu dem lieben Gott sprach: „lieber Gott, gieb mir ein Kind und wenn es eine Schlange sein sollte." Da wurde der Leib der Frau gesegnet, und als ihre Zeit kam, gebar sie eine Schlange und sie zog dieselbe groß. Nachdem aber die Schlange ausgewachsen war, da verließ sie das Haus ihrer Eltern, und machte sich eine Höhle unter einem Baume und wohnte darin.

Weil nun die Alte wieder allein war, wurde sie noch zänkischer als vorher, und als sie sich wieder einmal mit ihrem Manne zankte, sagte sie: „so halte ich es nicht länger aus, du alter Tropf, ich will zu meinem Sohne gehen und mir von ihm so viel geben lassen, daß ich leben kann." Da ging sie zu der Höhle und fing an zu weinen und zu jammern, bis es die Schlange hörte und sie fragte, was sie wolle. Darauf sprach die Alte: „gieb mir so viel, daß ich davon leben kann." Und die Schlange gab ihr einen Esel und sagte: „nimm diesen Esel und füttere ihn nur mit Erbsen, und er wird dir Goldstücke machen."

Die Alte nahm den Esel und fütterte ihn mit Erbsen, und dafür machte er ihr Goldstücke. Eines Tages aber kam die Alte auf den Einfall, den Esel zur Tränke zu führen, und hörte nicht auf den Alten, der ihr vorhersagte, daß ihr der Esel davon laufen würde; und wie der gesagt hatte, so geschah es, der Esel lief fort und die Alte hatte das Nachsehen. Als sie nach Hause zurückkam, gerieth sie mit ihrem Manne in Hader, und dabei wurden die Alten so heftig, daß sie einander in die Haare geriethen und sich so lange rauften, bis sie müde wurden.

Darauf sprach die Alte: „höre, du alter Tropf, ich gehe nun zu meinem Sohne, der giebt mir schon wieder etwas, um davon zu leben." Darauf ging sie zu dessen Höhle und weinte und jammerte so lange, bis die Schlange herauskam und sie fragte, was sie wolle. — „Gieb mir so viel, daß ich davon leben kann." — „Ich gab dir ja den Esel." —

„Der ist mir fortgelaufen.“ — „So nimm diesen Krug, der wird alles thun, was du zu ihm sagst.“

Da nahm die Alte den Krug und ging damit nach Hause, und der that alles, was sie ihm hieß. Als aber der König von diesem wunderbaren Kruge hörte, ging er zu der Alten und sagte: „ich gebe euch ein ganzes Haus voll Goldstücke für diesen Krug.“ Der Handel gefiel der Alten und sie wollte den Krug hergeben, aber der Alte widersetzte sich, und sie geriethen darüber dermaßen hintereinander, daß sie sich schlugen und rauften, bis sie nicht mehr konnten. Die Alte bestand auf ihrem Sinne; sie gab dem König den Krug und erhielt dafür ein Haus voll Goldstücke. Als sie aber dieses Geld verzehrt hatten, da sagte die Alte: „höre du alter Tropf, ich will zu meinem Sohne gehn, damit mir der wieder etwas giebt, um davon zu leben.“ Sie ging darauf zur Höhle und weinte und jammerte so lange, bis die Schlange hervorkam und fragte, was sie wolle; als sie aber erfuhr, daß die Alte den Krug an den König verkauft habe, da sprach sie: „gehe hin, Alte, und sage dem Alten, daß er zu mir kommen solle.“ Wie nun der Alte zur Höhle kam, sprach die Schlange zu ihm: „wenn du wieder zu Hause bist, so sage einmal zu deinem Stabe: Wurr Stäbchen! und dann sollst du sehn, was er dir für schöne Sachen bringt.“ Drauf ging der Alte nach Hause und rief: „Wurr Stäbchen!“ Da fuhr ihm dieser aus der Hand und schlug die Alte todt und von da an hatte der Alte ein ruhiges Leben.

---

44. Von den Feigen, die Hörner erzeugen und Hörner vertreiben.

Es war einmal ein Priester, der besaß großen Reichthum und hatte drei Söhne, und zu seiner Zeit lebte in einer Nachbarstadt eine unverheirathete Königin.

Eines Tags nun sprach der älteste Sohn des Priesters zu seinem Vater: „Vater, gieb mir einen Beutel voll Geld, ich will in die Stadt

gehn und versuchen, ob ich die Königstochter zu sehn bekomme, vielleicht gefalle ich ihr und nimmt sie mich zum Manne." Da gab ihm der Priester eine große Summe Geldes und mit dieser machte er sich auf und ging nach der Stadt, aber trotz aller Festlichkeiten, die er anstellte, und allem Aufwande, den er machte, konnte er es nicht dahin bringen, die Königin zu Gesicht zu bekommen, und als er alles Geld verthan hatte, was ihm der Vater gegeben, kehrte er betrübt nach Hause zurück.

Darauf sprach der zweite Sohn des Priesters: „Vater, gieb mir einen Beutel voll Gold, ich will in die Stadt und dort mein Glück versuchen, vielleicht gelingt es mir besser als meinem Bruder." Er war aber nicht glücklicher als dieser, und als er all sein Geld verthan hatte und nach Hause zurückkehrte, da sprach der Jüngste: „Vater, nun will ich es versuchen, du mußt mir aber noch mehr Geld geben, als den beiden andern!" und nachdem er alles bekommen hatte, was er verlangte, zog er damit zur Stadt. Doch ging es ihm dort um kein Haar besser als seinen Brüdern, denn er mochte machen, was er wollte, er bekam die Königin nicht zu sehn.

Nachdem er all sein Geld verthan hatte und ihm nur noch ein einziges Kupferstück übrig geblieben war, machte er sich auf, um heimzugehn. Unterwegs aber begegnete er einem Schäfer und der fragte ihn, was ihm fehle, weil er so betrübt aussehe. Da erzählte ihm der Priestersohn seinen Kummer und der Schäfer fragte ihn: „Ist dir denn von all deinem Gelde gar nichts übrig geblieben, womit wir noch einen Versuch anstellen könnten?" Der Priestersohn zog statt der Antwort sein Kupferstück aus der Tasche, der Schäfer aber sprach: „gieb es nur her, das reicht schon hin." Darauf kaufte er mit dem Kupferstücke ein junges Böcklein, und sie kehrten damit zur Stadt zurück vor die Fenster der Königin und thaten, als ob sie dort das Böcklein schlachten wollten, aber nicht wüßten, wie sie sich dazu anstellen sollten; sie zogen das Böcklein hin und her, daß es elendiglich zu schreien anfing, und verführten dabei einen solchen Lärm, daß die Königin endlich aufmerksam

wurde und nach der Ursache fragte. Man sagte ihr, es wären draußen zwei närrische Menschen, die nicht wüßten, wie sie ein Zicklein schlachten sollten. Da wurde die Königin neugierig, trat ans Fenster und belustigte sich darüber, wie sich die beiden Narren zu ihrem Geschäfte so verkehrt anstellten. Endlich aber verlor sie die Geduld und rief: „He! ihr Ochsen, wißt ihr nicht einmal, wie man ein Böckchen schlachtet? so und so müßt ihr es machen," und die beiden befolgten ihre Anweisungen und schlachteten das Böckchen. Als sie es aber aufblasen wollten, um es auszuhäuten, da stellten sie sich ebenso dumm an wie beim Schlachten. Der eine blies von vorn und der andere blies von hinten und konnten es doch nicht fertig bringen; und das trieben sie so lange, bis die Königin sich satt gelacht und ihnen zurief, wie sie sich dabei anstellen sollten. Da machten sie es, wie sie die Königin anwies, und nachdem sie fertig waren, legten sie sich nieder, um zu schlafen. Aber sie blieben nur so lange ruhig, bis sich im Schlosse alles zur Ruhe gelegt hatte; dann standen sie auf und brüllten und stießen sich mit den Köpfen an einander wie die Ochsen, so daß Niemand im Schlosse schlafen konnte. Da befahl die Königin, sie in das Schloß zu lassen. Man ließ sie also hinein und führte sie in den großen Saal, damit sie dort schlafen sollten. Aber sie hielten keine Ruhe und setzten dort ihr altes Spiel fort, indem sie wie die Ochsen brüllten und mit den Köpfen aneinander stießen. Darauf befahl die Königin, sie von einander zu trennen, und ließ den einen in das Gemach bringen, in dem sie selbst schlief.

In der Nacht aber stand der Priestersohn auf, trat an das Lager der Königin und fragte: „wie viel Uhr ist es, Frau Königin?" Sie antwortete: „warum schläfst du nicht und fragst nach der Uhr?" und er erwiderte: „weil meine Uhr schon 6 zeigt und es mir dafür noch viel zu früh scheint." „Was," rief die Königin, „du hast eine Taschenuhr? Hinaus mit den Lumpen aus meinem Schlosse!" und sogleich erschienen die Wachen und warfen sie zum Schlosse hinaus.

Als beide nun vor dem Schlosse standen, da begehrte der Priester-

sohn von dem Schäfer das Kupferstück, das er ihm gegeben hatte; dieser aber antwortete: „was fällt dir ein? habe ich denn nicht mein Wort gehalten und dir dazu verholfen, die Prinzessin zu sehn?“ Jener aber ließ nicht ab von seiner Forderung und so kamen sie allgemach von Worten zu Schlägen, wobei jedoch der Schäfer den kürzeren zog, weil der Priestersohn viel stärker war, und es gelang ihm nur mit Mühe, sich von ihm los zu machen und davon zu laufen.

Als nun der Schäfer nach Hause zu seiner Frau kam, da fragte er diese: „hast du ein Kupferstück?“ und als sie das verneinte, sprach er: „wenn du kein Kupferstück hast, so bleibt kein anderes Mittel, als daß du mich begräbst, und wenn jemand kommt und nach mir fragt, so mußt du zu weinen anfangen und sagen: er ist gestorben.“ Da begrub ihn die Frau an der Kirchhofsmauer, ließ ihm aber ein kleines Loch, damit er athmen konnte. Als nun der Priestersohn zu ihr kam und nach ihrem Manne fragte, fing sie an zu weinen und sagte: „er ist gestorben.“ Dieser aber verlangte sein Grab zu sehen. Wie sie dorthin kamen, war es schon finster geworden. Der Priestersohn begann nun den Schäfer auszugraben und als der dies merkte, stand er auf und lief fort und der Priestersohn lief ihm nach und beide schrieen dabei, was sie konnten.

In derselben Nacht waren aber Diebe in die Kirche gegangen, um dort all ihr gestohlenes Gut zu theilen, und wie sie den großen Lärm hörten, den jene beiden verführten, da meinten sie, die Todten wären aus ihren Gräbern aufgestanden, um sie zu packen, ließen alles gestohlene Gut im Stich und liefen weg. Als nun der Hirte zuerst in die Kirche kam und dort all das große Gut fand, da rief er dem Priestersohn zu und sprach: „komm her und laß uns all das Gut theilen, was hier ist, du mußt mich aber dann auch in Ruhe lassen und dein Kupferstück nicht mehr verlangen.“ Nachdem sie nun alles richtig getheilt hatten, da verlangte der Priestersohn wiederum sein Kupferstück von dem Schäfer, und darüber erhob sich von neuem ein großer Streit zwischen beiden in der Kirche.

Einen von den Dieben aber dauerte das Gut, was sie in der Kirche gelassen hatten; er sprach daher zu den andern: „ist es nicht Schade um all das schöne Gut, was wir im Stiche gelassen haben? Ich gehe wieder hin und hole es, komme auch was da wolle.“ Als er aber zur Kirche kam und darin den großen Lärm hörte, da erschrak er so, daß er über alle Berge lief.

Nachdem sich die beiden lange Zeit in der Kirche hin= und hergestritten, verglichen sie sich endlich und der Schäfer mußte dem Priestersohn noch ein gutes Theil von seiner Beute geben, um von ihm loszukommen. Der Priestersohn aber verkaufte die Sachen, die er in der Kirche gewonnen hatte, und zog mit dem erlösten Gelde in die Welt. Nach einer Weile kam er zu zwei Feigenbäumen, von denen der eine schwarze, der andere weiße Früchte trug, setzte sich in deren Schatten und aß von den Früchten. So oft er nun eine schwarze Feige aß, wuchs ihm sofort ein Horn aus der Stirne, und wenn er darauf eine weiße Feige aß, fiel das Horn wieder ab. Darauf sammelte er einen Korb voll schwarzer und einen andern voll weißer Feigen, ging mit den schwarzen Feigen unter die Fenster der Prinzessin und rief: „kauft frische Feigen.“ Als das die Prinzessin hörte, wunderte sie sich sehr, wie es zugehe, daß man im Winter frische Feigen verkaufe; sie ging selbst an das Thor und kaufte fast den ganzen Vorrath von dem Priestersohn, und was sie selbst nicht essen konnte, das vertheilte sie an ihre Mutter und ihre Mägde. Allen aber, die davon gegessen hatten, wuchs ein Horn aus der Stirne, und darüber entstand große Bestürzung und Traurigkeit in dem ganzen Lande.

Der Priestersohn ließ sich nun einen schönen Anzug machen, ging in den Pallast der Königin und gab sich für einen fremden Arzt aus. Als das die Prinzessin hörte, sagte sie: „wenn du uns heilen kannst, so geben wir dir so viel Geld, als du verlangst.“ Da heilte der Arzt zuerst die Mutter der Prinzessin und die andern Frauen, indem er ihnen Pillen eingab, die er von den weißen Feigen gemacht hatte. Darauf gab er auch der Prinzessin eine Pille von den weißen Feigen,

und vertrieb ihr damit das Horn, sagte ihr jedoch dabei, er fürchte, daß es ihr wiederkommen werde, und sie müsse daher noch weitere Arzenei nehmen. Er gab ihr also eine Pille von den schwarzen Feigen, so daß sie wieder ein neues Horn bekam, und so trieb er es einige Zeit, indem er ihr bald eine weiße, bald eine schwarze Pille eingab.

Endlich sagte er ihr eines Morgens: „ich habe heute Nacht geträumt, daß du nur dann geheilt werden kannst, wenn du mich zum Manne nimmst," und die Prinzessin war das zufrieden. Da heirathete sie der Priestersohn und heilte sie darauf und wurde somit König.

45. Der Traum des Prinzen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eines Abends sprach er zu ihnen: „hört Kinder, heute Nacht wollen wir aufmerken auf das, was wir im Traume sehn." Am andern Morgen fragte er zuerst den Aeltesten: „was hast du geträumt?" und dieser erwiderte: „Mir träumte, daß ich die Tochter des und des Königs zur Frau nehmen würde." Der zweite Sohn gab dieselbe Antwort. Darauf fragte der König auch den Jüngsten, „was denn er geträumt habe," und der antwortete: „ich sage es nicht, denn ich fürchte, daß du mich hinrichten lässest, wenn du es erfährst." Als der König das hörte, da wurde er erst recht neugierig und sprach: „ei warum denn, hast du etwa Schuld an dem, was du träumst?" und setzte ihm so lange zu, bis jener erzählte, wie ihm geträumt habe, daß sein Vater von dem Throne gestiegen sei und er sich darauf gesetzt habe. Der König aber wurde darüber sehr zornig und rief: „Oh über den Bösewicht, der mich vom Throne stoßen will!" und übergab den Prinzen seinem Scharfrichter mit dem Befehle, ihn in den Wald zu führen und dort hinzurichten, und zum Beweise ihm den kleinen Finger des Prinzen und eine Schale seines Blutes zu bringen, das er trinken wolle.

Der Scharfrichter führte also den Prinzen in den Wald, als er

ihn aber schlachten wollte, da bat dieser für sein Leben, doch jener antwortete: „ich kann nicht anders, denn ich soll ja dem König dein Blut bringen." Darauf sagte der Prinz: „schneide mir den kleinen Finger ab und schlachte eine Taube und bringe das Blut dem König." Der Scharfrichter that, was der Prinz verlangte, und brachte die Schale dem König; der trank sie aus, und so kam der Prinz mit dem Leben davon.

Drauf machte sich der Prinz auf und lief in die Welt hinein, und der Zufall führte ihn zu einem Marmorfelsen, in dessen Innerem ein Pallast mit vierzig Stuben war. Darin wohnte ein Drakos, und als der den Prinzen sah, gefiel er ihm so sehr, daß er sprach: „du mußt bei mir bleiben, ich will dich an Kindesstatt annehmen." Der Prinz blieb also bei dem Drakos und der gab ihm die Schlüssel zu den neununddreißig Stuben, aber den zu der vierzigsten wollte er ihm nicht geben, so oft ihn auch der Prinz darum bat.

Da paßte der Prinz eines Tages, bis der Drakos eingeschlafen war, entwandte ihm den Schlüssel zur vierzigsten Stube und schloß sie auf. Darin fand er ein goldenes Roß und einen goldenen Hund, und vor dem Rosse lagen Knochen, vor dem Hunde aber Heu. Da warf der Prinz das Heu dem Rosse und die Knochen dem Hunde vor und die sagten darauf: „wie sollen wir dir den Dienst vergelten, den du uns geleistet hast?" Er antwortete: „Wir wollen mit einander fort von hier!" „So mache uns los!" versetzten sie. Da machte er sie los, und darauf sprach das Roß: „du mußt eine Hand voll Salz, einen Spiegel und einen Kamm mit auf den Weg nehmen," und als der Prinz die drei Stücke geholt hatte, sprang er auf das Roß und ritt davon und der Hund lief neben ihm her. Wie nun der Drakos aufwachte, rief er nach dem Prinzen, und als dieser nicht kam, suchte er nach ihm und fand dabei, daß die Thür der vierzigsten Stube offen stand und auch das Roß und der Hund fort waren. Da machte er sich auf und lief was er konnte, um sie einzuholen. Als ihn der Prinz von weitem erblickte, rief er: „der Drakos kommt uns nach," und das Roß hieß ihn

den Kamm hinter sich werfen. Aus diesem wurde eine unabsehbare Ebene, welche den Drakos von den Fliehenden trennte. Er verlor aber den Muth nicht und rannte durch die Ebene, so schnell er konnte. Als ihn der Prinz herankommen sah, rief er wiederum: „der Drakos kommt," und das Roß hieß ihn den Spiegel hinter sich werfen. Aus dem entstand eine unabsehbare Eisfläche und der Drakos wurde wieder um ein großes Stück von den Fliehenden entfernt. Aber vermöge seiner großen Schnelligkeit holte er sie auch diesmal wieder ein, und als ihn der Prinz hinter sich erblickte, rief er: „der Drakos kommt." Da hieß ihn das Roß das Salz hinter sich werfen und daraus ward ein ungeheures Meer. Als der Drakos an dasselbe kam, sprang er hinein und wollte durchwaten, aber es ging ihm bald bis an den Hals und er konnte nun nicht weiter. Da rief er dem Prinzen zu: „höre mein Sohn, wenn du mir auch entlaufen bist, so behalte ich dich doch so lieb, wie wenn du mein Sohn wärst, achte also auf meinen Rath: Auf deinem Wege wirst du einen alten Mann, ein altes Pferd und einen alten Hund begegnen. Diesen ziehe die Haut ab und stecke dich in die Haut des alten Mannes, dein Roß in die des alten Pferdes und deinen Hund in die des alten Hundes."

Als nun der Prinz eine Weile gezogen war, fand er wirklich einen alten Mann, der saß auf einem alten Pferde und hatte einen alten Hund bei sich; und nach dem Rathe des Draken zog er ihnen die Haut ab und steckte sich, das Roß und den Hund hinein.

Unterdessen hatte der Vater des Prinzen einen ungeheuern Graben machen und in der ganzen Welt verkünden lassen, daß wenn einer über diesen Graben spränge, so würde er von seinem Throne aufstehn und jenen darauf setzen, wenn er aber nicht darüber käme, so solle er den Kopf verlieren. Viele hatten das Wagstück versucht, aber alle waren zu kurz gesprungen und daher hingerichtet worden, und zuletzt blieb nur noch der Prinz übrig. Da meldeten die Diener dem König, daß nur noch ein alter Mann mit einem alten Pferde und einem alten Hunde übrig sei, und fragten, ob der es auch versuchen dürfe; und als

der König die Erlaubniß dazu gegeben, da sprach das Roß zu dem Prinzen: „gürte mich mit zwölf Gurten und gürte dich selbst mit zwölf Gürteln.“ Wie das geschehen war, that es den Sprung und kam glücklich über den Graben.

Darauf meldeten die Diener dem König, daß der alte Mann über den Graben gesprungen sei, und dieser antwortete: „so führt ihn her, denn wenn er darüber gesprungen ist, so soll er auf den Thron steigen.“ Unterdessen hatte aber der Prinz die Häute von sich, seinem Pferde und seinem Hunde abgerissen und strahlte nun in vollem Glanze. Als er vor dem König erschien, da staunte dieser über seine Schönheit und wunderte sich, daß man ihn einen alten Mann genannt habe, doch stieg er ohne weiteres vom Throne und setzte den Prinzen darauf, und als dieser auf dem Throne saß, sprach er: „Vater, ich bin dein Sohn, erinnerst du dich nicht, daß ich einmal geträumt hatte, daß du vom Throne aufstehn und mich darauf setzen würdest? siehst du, das hat sich nun erfüllt, und betrachte auch meine Hand, an der der kleine Finger fehlt.“ Als das der König hörte, traf ihn der Schlag und er fiel todt zur Erde.

---

46. Der Mann mit der Reisekiste.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine große Lust am Reisen. Als er die halbe Welt gesehn hatte, kam er einst nach Hause zurück und sprach zu einem seiner Freunde: „so viel ich auch von der Welt gesehen habe, so bin ich des Reisens doch noch nicht satt geworden, und möchte gerne wieder weiter ziehen, wenn es nur nicht so beschwerlich wäre.“ Darauf antwortete jener: „was giebst du mir, wenn ich dich in den Stand setze, große Reisen ohne alle Mühe zu machen?“ — „Wenn du das zu Wege bringst, so gebe ich dir, was du willst.“ — Da machte ihm der Freund eine Kiste und füllte sie mit Zauberdünsten, und wenn er sich darauf setzte, so fuhr er mit ihr überall, wohin er wollte, durch die Luft.

Mit dieser Kiste zog nun der Mann wieder in die Welt und kam endlich zu einem König, dem war prophezeit worden, daß ein Abenteurer ihm seine Tochter entführen werde. Er hatte daher ein Castell auf einem hohen Berge bauen lassen und seine Tochter hineingesetzt, um sie vor diesem Unglück zu bewahren. Als nun der Reisende das erfahren hatte, fuhr er auf seiner Kiste nach jenem Castelle und fand die Prinzessin dort allein. Wie die ihn erblickte, wunderte sie sich nicht wenig, und fragte ihn, „wie er in das wohlverschlossene Castell habe kommen können." Er aber antwortete: „ich bin der Sohn des lieben Gottes, der mich hierher geschickt hat, um dich zur Frau zu nehmen, weil er weiß, daß dein Vater ein rechtschaffner Mann ist. Sage ihm also, er solle morgen Abend mit all seinen Großen in das Castell kommen, damit ich mich mit ihm bereden könne." Am andern Morgen ließ die Prinzessin ihren Vater rufen und erzählte ihm alles, was sich am Vorabend zugetragen hatte.

Als das der König hörte, berief er sogleich alle seine Großen zu sich und theilte ihnen den Vorfall mit, und alle meinten, daß dieser Fremde wohl der Sohn des lieben Gottes sein möge, bis auf einen, welcher behauptete, daß es ein Betrüger sein müsse. Als aber der König die Großen entlassen hatte und diese nach Hause ritten, da strauchelte das Pferd jenes Ungläubigen und warf ihn ab und die andern sprachen: „das ist die Strafe Gottes für seinen Unglauben!"

Der Mann mit der Kiste erkundigte sich nach allem, was den Tag über vorgefallen, und als am Abend der König mit allen Großen ins Schloß gegangen und dieses wieder wohl verschlossen war, da erschien er plötzlich unter ihnen und sie empfingen ihn mit großen Ehren. Darauf warf er demjenigen, welchen das Pferd abgeworfen hatte, seinen Unglauben vor und erklärte, daß er der Sohn des lieben Gottes und von diesem hierher geschickt worden sei, um die Prinzessin zu heirathen. Beim Abschied aber sagte er: „Morgen Abend werde ich nicht zu euch kommen, weil dann der liebe Gott donnern und blitzen wird, ihr aber sollt vor die Stadt kommen und ihn anbeten."

Am andern Morgen kaufte er eine Masse Pulver und Pistolen und gegen Abend stieg er mit seiner Kiste in die Lüfte, schoß von dort aus auf die Stadt herunter und verführte einen solchen Lärm, daß alle Welt in großen Schrecken gerieth.

Als er sich wieder zur Erde herabließ, da versteckte er seine Kiste im Walde, und ging in die Stadt, um zu hören, was der König und die andern Großen sprächen, und nachdem er dies erfahren hatte, ging er am Abend wieder in den Wald, um seine Kiste zu holen, er fand sie aber verbrannt. Da machte er sich ohne Säumen auf und ging zu seinem Freunde, um ihn zu bitten, daß er ihm eine andere Kiste machen solle, er fand ihn aber todt, und so konnte er nichts mehr machen.

Der König und seine Großen aber meinten, daß der liebe Gott über irgend etwas mißmuthig geworden, und darum seinem Sohne nicht erlaubt habe, wieder zu kommen.

---

47. Von den drei um die Braut streitenden Brüdern.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und wollte den ältesten von ihnen verheirathen. Er schickte daher einen seiner Diener aus, um eine Braut für ihn zu finden, welche schön, gebildet und von edlem Blute sein sollte. Nachdem der Diener eine Weile herumgezogen, kam er auch nach Rumelien und fand dort eine Jungfrau, die ebenso schön, als gebildet, und von edlem Blute war. Da zog er ihr königliche Kleider an und brachte sie nach Constantinopel, und als die drei Prinzen dies schöne Mädchen sahen, da begannen sie mit einander auf Leben und Tod darüber zu streiten, wer von ihnen sie heirathen solle. Was sollte nun der alte König thun? Wie sollte er sie auseinander bringen? Er rief seinen Vertrauten und fragte ihn um Rath, wie er den Hausfrieden wieder herstellen könnte; und dieser rieth ihm, er solle sie in die Fremde schicken, und wer von ihnen die beste Sache nach Hause brächte, der solle die Jungfrau bekommen. Der Rath gefiel dem

König, er schickte daher den einen nach Rumelien, den zweiten ins Frankenland und den dritten nach Anatolien. Sie reisten zusammen bis nach Adrianopel und machten aus, daß sie zu einer bestimmten Zeit wieder dort zusammenkommen und nach Constantinopel zurückkehren wollten; darauf trennten sie sich.

Der Aelteste kam auf seiner Fahrt durch Rumelien bis nach Jannina, stieg dort in einem Gasthofe ab und hörte am andern Morgen, wie ein Ausrufer ein Fernrohr ausbot, auf das bereits fünf Beutel geboten waren, für die er es aber noch nicht zuschlagen wollte. Da ließ er den Ausrufer auf sein Zimmer holen und fragte ihn, „was das für ein Fernrohr sei, für welches er so viel Geld begehre.“ Der Ausrufer antwortete, „das sei kein gemeines Fernrohr, denn es bringe einem alles, was man zu sehen wünsche, vor die Augen.“ Der Prinz ließ sich also das Rohr zum Versuche geben, richtete es nach Constantinopel zu, wünschte sich jene schöne Jungfrau zu sehn, sah hindurch und erblickte sie, wie sie leibte und lebte. Da kaufte er das Fernrohr für dreitausend Piaster, gab dem Ausrufer noch ein gutes Trinkgeld und machte sich auf den Rückweg nach Adrianopel, wo er auf seine beiden Brüder wartete.

Unterdessen war der Mittlere im Frankenlande von einer Stadt zur andern gezogen und kam endlich in eine, wo er einen Ausrufer eine Apfelsine ausbieten hörte, auf die schon sechs Beutel geboten waren, ohne daß er sie dafür losschlagen wollte. Da ließ ihn der Prinz zu sich rufen und fragte ihn, „was das für eine Apfelsine sei, für die er so viel Geld verlange,“ und jener antwortete, „das sei keine gemeine, sondern eine mit vieler Kunst gemachte Apfelsine und habe die Eigenschaft, daß sie jeden Menschen, der im Begriff zu sterben sei, wieder zum Leben erwecke, wenn er daran röche.“ Der Prinz ließ mehrere Versuche damit anstellen und mehrere Todkranke daran riechen, und da alle, die daran rochen, wieder gesund wurden, so kaufte er die Apfelsine für sieben Beutel, gab dem Ausrufer noch ein gutes Trinkgeld, und zog dann nach Adrianopel.

Der Jüngste endlich, welcher nach Anatolien gegangen war, kam auf seiner Reise durch eine Stadt, in welcher ein Ausrufer einen kleinen Teppich feil bot, auf den schon fünftausend Piaster geboten waren, ohne daß er ihn dafür losschlagen wollte. Der Prinz ließ also den Ausrufer zu sich kommen und fragte ihn, „was das für ein Teppich sei, für den er so viel Geld fordere," und der Ausrufer erwiderte, „das sei kein gemeiner Teppich, denn er brächte alle, welche auf ihm säßen, dahin, wohin sie wünschten."

Da versuchte der Prinz mit dem Ausrufer die Kraft des Teppichs und als er sie erprobt gefunden, kaufte er ihn für siebentausend Piaster, gab dem Ausrufer ein gutes Trinkgeld, setzte sich mit seinen Leuten auf den Teppich, und wünschte sich nach Adrianopel, und im Nu war er dort bei seinen Brüdern.

Keiner von den dreien wollte aber den andern gestehn, was er mitbringe. Als sie des andern Tags nach Constantinopel aufbrechen wollten, sagte der Jüngste zu den andern: „ach Brüder, für ein Mädchen haben wir all dies Ungemach erduldet, und doch wissen wir nicht einmal, ob sie noch lebt oder todt ist." Da sprach der Aelteste: „Wenn es weiter nichts ist, so kann ich helfen, denn ich habe ein Fernrohr, das will ich aufstellen und sehn, was sie macht." Da ließ er sich sein Fernrohr holen, sah damit nach Constantinopel in das Königsschloß, dort war aber große Verwirrung und Bekümmerniß, denn das Mädchen lag in seinen letzten Zügen. Als das der Mittlere hörte, sprach er: „wenn wir nur rasch zu ihr kommen könnten, so könnte ich ihr helfen, denn ich habe eine Apfelsine, und wenn daran ein Sterbender riecht, so wird er wieder gesund." Darauf sagte der Jüngste: „dazu kann ich verhelfen, denn ich habe einen Teppich, der uns sogleich dorthin bringt." Er ließ also die andern beiden auf seinen Teppich setzen, und sie fuhren auf ihm in einem Augenblicke nach Constantinopel. Als sie dort ankamen, war die Jungfrau noch nicht vollkommen todt, und sowie man ihr die Apfelsine unter die Nase hielt, wurde sie wieder gesund.

Da huben die drei Brüder von neuem zu streiten an, wer sie zur Frau bekommen solle; denn der Aelteste sprach: „mir gebührt sie, weil ich sie mit meinem Fernrohr zuerst gesehn habe.“ Der Zweite sprach: „nein, mir gebührt sie, denn von dem Geruch meiner Apfelsine wurde sie gesund.“ Der Jüngste aber sprach: „nein, mir gebührt sie, denn ohne meinen Teppich wäre alle Hülfe zu spät gekommen.“

Als der König sie alle drei angehört hatte und nun das Urtheil sprechen sollte, da gerieth er in große Verlegenheit, weil alle drei Recht und keiner Unrecht hatte, und um dem Streite ein Ende zu machen, erklärte er, daß keiner von den dreien das Mädchen haben solle, sondern daß er sie selbst zur Frau nehme.

---

48. Der Spindelknopf.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und die waren alle drei an schmucke Frauen verheirathet. Eines Tags fand er auf dem Felde einen silbernen Spindelknopf, und als er am Abend nach Hause kam, sagte er zu seinen drei Schnuren: „kommt einmal her, ihr Schnuren, ich habe auf dem Felde einen silbernen Spindelknopf gefunden, und an wessen Spindel er paßt, der soll ihn haben.“ Da versuchte es zuerst die älteste, doch der Knopf paßte nicht an ihre Spindel, und ebenso ging es der zweiten, aber an die Spindel der dritten paßte er vollkommen und sie behielt ihn also.

Darüber wurden ihr die beiden andern neidisch, und sie verdrängten sie daher von allem und ließen sie nicht einmal mit am Tische essen. Eines Tages sagte ihre alte Schwiegermutter zu ihr: „komme her und lause mich ein wenig.“ Da setzte sie sich mit ihrer Schwiegermutter auf einen Haufen Weintrestern, der vor der Thüre lag, und lauste sie, und weil sie sehr hungrig war, so aß sie dabei die Körner, die in den Trestern waren. Wie das die andern Schnuren sahen, verspotteten sie die Aermste, und sagten, sie äße Läuse.

Als nun ihre Männer Briefe schickten, daß sie aus der Fremde nach Hause kommen würden, da machten die zwei älteren Frauen neue Kleider und Schuhe für ihre Männer, aber die jüngste that nichts dergleichen, und wie die Männer heim kamen, da gaben die beiden älteren Frauen den ihrigen, was sie für sie gearbeitet hatten, und diese prangten in neuen Kleidern und neuen Schuhen, doch die jüngste gab ihrem Manne nichts, er mußte also mit seinen alten Kleidern einhergehn und war darüber sehr zornig. Als sie ihm aber auch noch erzählten, daß seine Frau Läuse esse, da beschloß er, sich ihrer zu entledigen und sie so tief in den Wald zu führen, daß sie darin umkommen müsse. Er sprach also zu ihr: „wollen wir nicht zu deiner Mutter Grab gehn und ihr die Todtenlieder singen?" und als seine Frau das zufrieden war, da nahm er einen Korb voll Weizen, führte seine Frau in den tiefen Wald und sprach: „bleibe hier und mache Feuer und siede den Weizen und warte bis ich wieder komme, denn ich will einen Hasen schießen, damit wir etwas zu essen haben." Da machte die Frau Feuer an und kochte den Weizen und wartete auf ihren Mann, aber der kam nicht wieder, und als es nun Nacht wurde, da betete sie zum lieben Gott und sprach: „lieber Gott, gieb mir eine Höhle, um meinen Kopf hineinzustecken," und der liebe Gott schenkte ihr eine solche und sie steckte ihren Kopf hinein. Als nun in der Nacht die Vögel kamen und von dem Weizen fraßen, sprach sie: „wohl bekomme es euch, liebe Vögel, und bittet für meine Mutter." Am andern Morgen aber bat sie den lieben Gott, er möge ihr ein Haus geben mit allen nöthigen Geräthen, von denen ein jedes reden könne, und kaum hatte sie darum gebeten, so stand auch ein solches Haus vor ihr, und alle Geräthe, die darin waren, hießen sie willkommen.

Nach einer Weile sehnte sich aber ihr Mann nach ihr und sprach bei sich: „ich muß doch einmal nachsehn, was aus der armen Frau geworden ist." Er nahm also seine Flinte und ging in den Wald, und als er an die Stelle kam, wo er sie verlassen hatte, sah er da ein Haus stehn und ging auf dasselbe zu, um nach seiner Frau zu fragen. Wie

ihn nun die Hunde kommen sahen, da riefen sie: „Frau! Frau! draußen steht ein Fremder, sollen wir ihn hereinlassen?“ und jene antwortete von innen: „laßt ihn hereinkommen.“ Kaum war aber der Mann eingetreten, so erkannte er seine Frau, er gab daher vor, daß er sehr müde sei, hüllte sich in seinen Mantel, und that, als ob er schliefe. Da nahm die Frau ihren Spinnrocken, spann und sprach: „was soll ich dir erzählen, lieber Rocken? wir waren unser drei Schnuren und hatten auch einen Schwiegervater, der fand auf dem Felde einen silbernen Spindelknopf;“ — und der Rocken sprach: „spinne, Frau, und erzähle!“ — und so erzählte sie ihrem Rocken alles, wie es ihr ergangen. Als sie damit fertig war, stand ihr Mann auf und bat sie, wieder mit ihm zu kommen, und versprach ihr, daß es seine Schwägerinnen entgelten sollten. Da ging die Frau mit ihm, und als sie nach Hause kamen, schlug er seine beiden Schwägerinnen und seinen Vater todt und lebte nun allein mit seiner Frau in dem Hause.

Aus Klein-Asien.

49. Die Cedercitrone.

Es war einmal eine alte Frau, die wollte Erbsen kochen, konnte aber den rechten Ort dazu nicht finden. Sie trug also ihren Topf so lange auf dem Kopfe herum, bis sie vor ein Königsschloß kam. Dort machte sie Feuer an, setzte ihren Topf darauf, und wartete nun, daß die Erbsen sieden sollten. Als der Prinz, der in dem Schlosse wohnte, den Rauch bemerkte, welcher von dem Feuer aufstieg, trat er ans Fenster, um zu sehn, woher er käme, und erblickte die Alte und ihren Topf, der über dem Feuer stand. Da griff er nach einer großen Cedercitrone und warf damit den Topf in Stücke, so daß die Erbsen in das Feuer fielen und das Wasser das Feuer auslöschte. Die Alte sah auf, um zu erfahren, wer ihr den Streich gespielt habe, und als sie den Königssohn erblickte, rief sie: „ach, mein Sohn, ich wollte, daß du diese Cedercitrone

zur Frau hättest." Als das der Königssohn hörte, fing er an zu seufzen, und fragte die Alte: „wie kann ich denn die Cedercitrone zur Frau bekommen?" und die Alte antwortete: „ja, das weiß ich selber nicht, denn sie wird von vierzig Drachen bewacht." Als aber der Prinz mit Bitten nicht nachließ und ihr die besten Worte gab, damit sie ihm sage, wie er es anfangen müsse, da sprach die Alte endlich: „du mußt eine Last Mastixharz, eine Scheere, ein Abwischtuch und eine Brotschaufel mit dir nehmen, und den und den Weg einschlagen, da wirst du zuerst einen Drachen mit offenem Rachen finden, dem mußt du den Mastix in den Rachen werfen, und der wird dir dann weiter sagen, was du zu thun hast."

Der Prinz schaffte alles an, was ihm die Alte gesagt hatte, und zog damit so lange umher, bis er den Drachen mit dem offenen Rachen fand; da warf er ihm das Mastixharz zu, und als der Drache es verschluckt hatte, rief er: „ach, wer hat mir diese Wohlthat erwiesen?" und der Prinz erwiderte: „ich bin es gewesen." — „Und was verlangst du dafür?" — „Du sollst mir sagen, wie ich es anfangen muß, um die Cedercitrone zur Frau zu bekommen." — „Geh eine Strecke weiter, dort ist mein Bruder, dem sind die Augenwimpern, die Augenbrauen und der Schnurrbart in die Erde gewachsen, die mußt du mit einer Scheere abschneiden, und der wird dir weiter sagen, was du zu thun hast."

Da ging der Prinz weiter und fand den Drachen mit den angewachsenen Augenbrauen und Schnurrbarthaaren, und schnitt sie ihm ab. Als nun der Drache merkte, daß er wieder sehen konnte, rief er: „ach, wer hat mir Aermstem diese Wohlthat erwiesen, der ich vierzig Jahre lang nicht sehen konnte? was willst du, daß ich dir dafür thun soll?" — „Du sollst mir sagen, wie ich es anfangen muß, um die Cedercitrone zur Frau zu bekommen." — „Geh ein Stück weiter, da wirst du eine Drakäna antreffen, die mit ihren Brüsten den Backofen reinigt und mit ihren Armen das Brot hineinschiebt, die wird es dir sagen."

Da ging der Prinz weiter, bis er zu der Drakäna kam, die mit ihren Brüsten den Backofen reinigte, und sprach zu ihr: „gehe auf die Seite, liebe Frau, und laß mich an den Ofen." Darauf fegte er mit

seinem Wischtuche den Ofen rein, und schob mit seiner Schaufel das Brot aus und ein, so daß sie ausruhen konnte. Da rief die Drakäna: „ach, mein Sohn, was willst du dafür, daß du mir ein bischen Ruhe verschafft hast, nachdem ich so viele Jahre hindurch verbrennen mußte?" und der Prinz antwortete: „du sollst mir angeben, wie ich es anfangen muß, um die Cedercitrone zur Frau zu bekommen." Die Alte aber sprach: „gehe ein Stück weiter, da wirst du Hunde und Wölfe finden, die untereinander Stroh und Knochen zu theilen haben und damit nicht zurecht kommen können. Du mußt den Hunden die Knochen und den Wölfen das Stroh vorwerfen, und die werden dir angeben, was du zu thun hast."

Als er nun die streitenden Thiere gefunden und die Theilung vorgenommen, wie ihm die Alte gesagt hatte, sprachen die Thiere: „gehe in jenen Garten, dort wirst du vierzig Drachen finden, und wenn sie die Augen offen haben, so gehe getrost hin, brich drei Cedercitronen vom Baume und laufe was du kannst; wenn sie aber die Augen zu haben, so wage dich nicht heran, sondern kehre gleich wieder um."

Da ging der Prinz hin, und als er sah, daß alle vierzig Drachen die Augen sperrangelweit offen hatten, brach er drei Cedercitronen ab, und die schrieen sogleich: „man hat uns geraubt!" Davon erwachten die Drachen und riefen: „packt ihn, ihr Hunde!" Die aber antworteten: „wie sollten wir den packen, der uns Gutes erwiesen, als wir so viele Jahre hindurch Hunger zu leiden hatten?" Darauf riefen die Drachen: „Drakäna, pack ihn!" Doch diese sprach: „wie soll ich den packen, der mir geholfen hat, als ich mich so lange Jahre verbrennen mußte?" Darauf riefen sie: „packe ihn, Drache!" Der aber sprach: „wie sollte ich den packen, der mich sehend gemacht hat, nachdem ich so viele Jahre blind war?"

So kam also der Prinz glücklich aus dem Bereiche der Drachen, und als er sich vollkommen sicher vor ihnen hielt, zog er sein Messer heraus und schnitt eine Cedercitrone an, um zu sehen, was darin sei. Da stieg eine schöne Jungfrau daraus hervor und rief sogleich: „Wasser!

Wasser!" und da kein solches bei der Hand war, fiel sie um und war todt. Darauf ging er wieder ein Stück und sprach dann zu sich: „ich will es noch einmal versuchen, vielleicht geht es mir diesmal besser." Aber es ging ihm nicht besser als das erste Mal, denn weil er kein Wasser bei der Hand hatte, um es der Jungfrau zu geben, als sie aus der Citrone hervorkam, so fiel auch sie hin und starb. Nun wartete er so lange, bis er zu einer Quelle kam, und als er dort die dritte Citrone aufschnitt, warf er sie in das Wasser, und daraus stieg eine wunderschöne Jungfrau hervor und sprach: „also du bist es?" und er antwortete. „ja, ich bin es. Bleibe du nun hier an dem Brunnen sitzen, bis ich den Segen meiner Eltern geholt habe, und dann komme ich und hole dich ab."

Als nun der Prinz fortgegangen war, begann sich die Jungfrau zu fürchten und stieg auf den Baum, der neben dem Brunnen stand. Nach einer Weile kam eine Mohrin zu der Quelle, und wie diese das Bild der Jungfrau in dem Wasserspiegel erblickte, so glaubte sie, daß sie es selbst sei, und rief: „ach, wie schön bin ich, und doch schickt mich meine Mutter, um Wasser zu holen." Als das die Jungfrau hörte, konnte sie sich vor Lachen nicht halten und platzte heraus. Da sah die Mohrin auf, erblickte die Jungfrau und rief: „also du bist es, mein Herzchen, mein Liebchen? ich dachte, ich wäre es. Komm ein bischen herunter, damit ich dich besser betrachten kann." Da stieg das Mädchen vom Baume herunter, die Mohrin aber packte es und warf es in den Brunnen, und sogleich kam aus ihm ein goldenes Fischchen hervor.

Bald darauf kehrte auch der Prinz mit großem Gefolge zurück, um die Jungfrau abzuholen, und die Mohrin ging ihm entgegen und sprach: „sage, mein Lieber, warum bist du so lange ausgeblieben, daß ich vor lauter Sehnsucht nach dir schwarz und runzelig geworden bin?" Als sie der Prinz erblickte, wurde er vor Verwunderung fast zu Stein, und um etwas Zeit zu gewinnen, nahm er seinem Pferde den Zaum ab und führte es zur Quelle. Als aber das Pferd den Kopf nach dem Wasser senkte, fuhr es erschreckt zurück. Da sah der Prinz in die

Quelle, um zu erfahren, wovor das Pferd sich erschreckt habe, und erblickte das Fischchen; er streckte die Hand nach ihm aus, und das Fischchen schwamm ihm entgegen und ließ sich willig greifen. Er nahm es nun und steckte es in seinen Busen. Darauf ließ er auch die Mohrin auf ein Pferd setzen und ritt mit ihr heim. Kaum aber war er zu Hause angekommen, so stellte sich die Mohrin krank, und von allen Aerzten, die man herbeirief, konnte ihr keiner helfen. Da sprach endlich der Prinz zu ihr: „du mußt uns selbst sagen, was dir fehlt, und womit dir geholfen werden kann, denn von unsern Aerzten weiß keiner Rath für dich.“ Die Mohrin aber versetzte: „wenn du willst, daß ich gesunden soll, so mußt du das Goldfischchen schlachten und mir die Brühe davon zu trinken geben.“ Als er nun mit schwerem Herzen das schöne Fischchen schlachtete, so fielen von ihm drei Blutstropfen zu Boden und daraus wuchs sogleich ein Cypressenbaum hervor, der bis zum halben Himmel reichte.

Die Mohrin that, als ob sie von der Fischbrühe genesen sei, doch es dauerte nicht lange, so stellte sie sich wieder krank, und als sie der Prinz fragte, was ihr fehle, sprach sie: „wenn du willst, daß ich gesunden soll, so mußt du die Cypresse umhauen und verbrennen, und mir von der Asche zu trinken geben; es darf aber Niemand Feuer davon nehmen.“ Als sie nun die Cypresse umgehauen und Feuer an sie gelegt hatten, da kam eine alte Frau und verlangte Feuer. Sie wurde freilich von den Leuten des Prinzen abgewiesen, doch blieb ein Spahn von der Cypresse an dem Saume ihres Rockes hängen, und als sie nach Hause ging und sich auszog, da sprang dieser hinter ihre Kiste. Am andern Morgen ging die Alte aus, ohne ihr Haus herzurichten, und als sie nach einer Stunde zurückkam, fand sie es blank gescheuert und geputzt. Da wunderte sie sich, wer ihr das gethan habe, und als ihr das mehrmals geschehen war, stellte sie sich auf die Lauer und überraschte die Jungfrau bei der Arbeit. Die Jungfrau wollte hinter die Kiste schlüpfen, aber die Alte hielt sie fest und sprach: „verstecke dich nicht, mein Liebchen, ich will dich zu meiner Tochter annehmen.“ Da

beruhigte sich das Mädchen und sie lebten eine Weile mit einander wie Mutter und Tochter.

Es fügte sich jedoch eines Tages, daß der Prinz die Jungfrau an ihrer Hausthüre erblickte, als er auf die Jagd ritt, und so schnell sie auch die Thüre zumachte, so begann der Prinz doch zu argwöhnen, daß das seine verlorene Frau wäre. Darum ließ er in der ganzen Stadt bekannt machen, daß alle Mütter ihre Töchter vor ihn bringen sollten, und daß ihm eine jede eine Geschichte erzählen müsse. Da nun alle hingingen, so durfte auch die Alte mit ihrer Tochter nicht wegbleiben, und als die Reihe an diese kam, erzählte sie ihr ganzes Schicksal, wie sie die Mohrin betrogen habe und nur auf ihren Untergang bedacht sei. Da ließ der König die Mohrin von vier Pferden in Stücke zerreißen, nahm die Jungfrau zu seiner Ehegattin und stellte eine große Hochzeit an; und ich wünschte, daß auch die deinige bald käme und ich dabei wäre.

---

50. Von dem weiberscheuen Prinzen.

Anfang des Märchens: guten Abend, Eure Herrlichkeiten!

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn, und als derselbe herangewachsen war, wollte er ihn verheirathen. Aber der Sohn wollte nichts vom Heirathen wissen, und je mehr ihn der König bat, ihm und dem Reiche einen Erben zu schenken, desto größer wurde sein Widerwille vor dem Ehestande. Da beschloß der König endlich ihn auf Reisen zu schicken, damit er etwa in der Fremde irgend ein Mädchen finde, das ihm gefiele, und sich in sie verliebe. Er ließ ihm daher ein schönes Schiff bauen, und auf diesem besuchte der Prinz viele Länder und Reiche, und wo er hinkam, erwies man ihm als Königssohn große Ehren, und führte ihm nach der Bitte seines Vaters alle schönen Königstöchter auf. Der Prinz aber fand an keiner Gefallen, und sobald man ihm irgendwo vom Heirathen sprach, da machte er sich heimlich aus dem Staube.

Als er eines Tages mit seinem Schiffe auf dem Meere war, erhob sich ein großer Sturm und warf das Schiff mit solcher Heftigkeit auf eine Klippe, daß es in Stücke ging und die ganze Mannschaft sammt dem Prinzen in das Meer geschleudert wurde. Der Zufall wollte aber, daß ein alter Fischer in jener Gegend grade seine Netze ausstellte und bei dieser Arbeit von weitem einen Körper auf dem Meere schwimmen sah. Da ruderte er mit seinem Boote hin, um den Menschen zu retten, und als er ihn herausgezogen hatte, brachte er ihn in seine Hütte, machte Feuer an, um ihn wieder zu erwärmen, und nachdem er sich lange vergebens bemüht hatte, fing der Prinz an, wieder Lebenszeichen von sich zu geben. Da flößte er ihm ein bischen warmen Wein ein, und nun fing der Prinz an, seine Diener bei Namen zu rufen und ihnen Befehle zu ertheilen, aber der alte Fischer suchte ihn nach und nach mit dem Unglück bekannt zu machen, und als dem Prinzen die Erinnerung an den Sturm und den Schiffbruch allmälig zurückkehrte, da fing er an, seine Genossen zu beweinen. Der Alte ließ ihn eine Weile gewähren, endlich aber suchte er ihn zu trösten und sprach: „Weinen und Klagen hilft zu nichts, aber wenn du willst, kannst du bei mir bleiben und mir fischen helfen, und dann wollen wir mit einander leben wie Vater und Sohn. Wenn dir das aber nicht gefällt, so will ich dich mit meinem Boote in die nächste Stadt bringen, vielleicht findest du dort einen von deinen Genossen."

Darauf dankte ihm der Prinz für seine Gastfreundschaft und bat ihn, ihm seine Kleider zu geben und dafür die seinigen anzunehmen, denn er wolle unerkannt in die Stadt gehen, und was auch immer sein Schicksal sein möge, so werde er ihn niemals vergessen. Als der Prinz nun mit den Fischerkleidern in die Stadt kam, war sein Erstes, sich von dem Gelde, was ihm der Fischer mitgegeben, eine Ochsenblase zu kaufen, und sie um den Kopf zu binden, um sein wunderschönes seidenes Kopfhaar darunter zu verstecken, und sich das Ansehen eines Grindkopfes zu geben. Nachdem er lange vergebens nach seinen Genossen geforscht hatte, ging er zu dem Stallmeister des Königs und verdingte

sich bei ihm zur niederen Stallarbeit nur für die Kost. Die Stallknechte aber waren böse Menschen und behandelten ihn sehr schlecht, doch er ertrug alles, was sie ihm anthaten, mit großer Geduld, ohne jemals eine Klage laut werden zu lassen.

Seine Hauptarbeit bestand darin, aus dem Garten des Königs Wasser zu holen und es in den Stall zu tragen, und wenn er glaubte, daß er dort allein war, da zog er eine Flöte hervor, die er sich gekauft hatte, und spielte darauf so schön, daß selbst die Nachtigallen seinem Spiele lauschten.

Eines Tages aber hörte die Königstochter seine süßen Weisen aus der Ferne, und stieg zum Brunnen, um zu sehen, wer dort so schön spiele.

Als sie näher kam, wunderte sie sich, daß das ein Grindkopf sei; dem Prinzen aber war über dem Spiele so warm geworden, daß er seine Blase abnahm, um sich abzukühlen, und da sah die Prinzessin, wie ihm die schönen seidenen Goldlocken über die Schultern herabfielen, und verliebte sich sofort in ihn. Damit er ihr aber nicht entwischen könne, lief sie rasch auf ihn zu. Als sie nun der Prinz vor sich sah, wäre er vor Schrecken beinahe gestorben; er kniete vor ihr nieder und bat sie mit süßer Stimme, ihn nicht aufzuhalten, damit er von den Stallknechten nicht mißhandelt würde. Die Prinzessin aber erkannte sogleich aus seinen Reden, daß er kein gemeiner Mensch sei, und sprach zu ihm: „fürchte dich nicht, ich habe hier zu befehlen, denn ich bin des Königs Tochter." Als das der Prinz hörte, fürchtete er für sein Leben und rief weinend: „o Prinzessin! verzeihe mir nur diesmal, ich will gewiß nicht mehr hierherkommen." Darauf beruhigte ihn diese und sprach: „sage mir, woher du bist, und ich werde dich von den bösen Menschen befreien, unter denen du jetzt lebst." Da sprach der Prinz: „ich bin eines Fischers Sohn." „Das ist nicht wahr," versetzte die Prinzessin; aber er bestand darauf, daß er nicht lüge, und auf seine wiederholten Bitten gab ihm endlich die Prinzessin die Erlaubniß, wegzu-

gehen, doch mußte er vorher versprechen, jeden Tag hierher zum Brunnen zu kommen.

Der Prinz kehrte ganz glücklich in den Stall zurück; als er aber dorthin kam, erhielt er neununddreißig Hiebe dafür, daß er so lange ausgeblieben war. Am andern Tage wollte er daher heimlich zum Brunnen schleichen und Wasser holen, aber die Prinzessin war schon dort und lauerte ihm auf, und als sie hörte, wie es ihm gestern ergangen war, ließ sie den Stallmeister rufen, und sprach zu ihm: „du hast in dem Stalle einen Grindkopf, den schicke mir hierher, denn ich will ihn in meine Dienste nehmen." Der Stallmeister verlor den Burschen sehr ungern, weil er so tüchtig und pünktlich in seiner Arbeit war; doch was konnte er thun? er mußte hingehen und ihn herbeiholen. Unterwegs aber sagte er zu ihm: „habe ich dir nicht gesagt, daß du dich vor der Königstochter nicht sehen lassen sollst, und nun muß ich dich auf den Richtplatz führen und spießen lassen." Da verschwor sich der Prinz, daß er die Prinzessin gar nicht kenne, und klagte und weinte, und bat den Stallmeister, ihn leben zu lassen; dieser aber erwiderte: „das hilft dir alles nichts, du mußt gespießt werden."

Nachdem ihn der Stallmeister der Prinzessin vorgestellt hatte, machte ihn diese zu ihrem Tafeldecker und Aufwärter. Wie er aber gewaschen war und neue Kleider angezogen hatte, da war sein Aussehen so schmuck, daß ihn die Prinzessin zum Kammerdiener machte, und er ihre Zimmer rein zu halten hatte. In einem derselben stand ein Klavier, und als er eines Tages glaubte, daß es Niemand hören werde, da fing er an und spielte darauf leise, leise, und summte ein Liedchen dazu. Die Prinzessin aber belauschte ihn, und als sie ihn so schön spielen und singen hörte, da wurde sie nur noch mehr in ihrem Glauben bestärkt, daß hinter ihrem Diener ein großes Geheimniß stecke. Dieser fuhr fort zu spielen und zu singen, und stellte so seine ganze Geschichte dar, und darüber wurde er endlich so betrübt, daß er in Weinen und Schluchzen ausbrach.

Darauf bat die Prinzessin ihren Vater um die Erlaubniß, von

ihrem Kammerdiener Unterricht in der Musik nehmen zu dürfen. Der König aber wollte es gar nicht glauben, daß das ein so großer Musiker sei, bis ihn die Prinzessin in dem Musiksaale versteckte, und nachdem er ihn dort spielen gehört, hatte er daran ein solches Gefallen, daß er seiner Tochter ihre Bitte gewährte. Von da an nahm also die Prinzessin Klavierunterricht bei ihrem Kammerdiener, und der lehrte es ihr so gut, wie es der beste Klaviermeister nicht vermocht hätte. Von Zeit zu Zeit suchte sie ihm sein Geheimniß abzufragen; sobald dies aber der Jüngling merkte, fing er an zu weinen, und war dabei so schön, daß die Prinzessin Mitleid mit ihm hatte und ihn nur immer lieber gewann.

Aber auch der König hatte ihn lieb und nahm ihn daher oft auf seinen Spaziergängen mit. Als er einst mit ihm am Strande lustwandelte, erschienen die Botschafter von drei Königen, welche alle drei bei ihm um die Hand seiner Tochter für ihre Herren anhielten. Da wußte er nicht, wem er den Vorzug geben sollte, und sagte daher zu den Botschaftern, sie sollten ein wenig warten, denn er wolle seine Tochter beschicken und ihr die Wahl anheim stellen. Darauf schrieb er einen Brief an seine Tochter und schickte ihn mit dem Jüngling zur Prinzessin. Als diese den Brief gelesen hatte, nahm sie Feder und Papier und schrieb an ihren Vater: „wenn du mich verheirathen willst, so weiß ich keinen Bessern, als den Mann, der mir deinen Brief gebracht hat und dir diesen übergeben wird. Wenn dir der aber nicht genehm ist, so bleibe ich ledig und lebe mit dir zusammen.“ Nachdem der König diesen Brief gelesen hatte, dauerte ihn seine Tochter, und er sagte daher zu den drei Botschaftern: „meine Tochter kann nicht heirathen, denn sie ist krank und dankt daher den drei Herren für die erwiesene Ehre.“

Als der König in sein Schloß zurückkehrte, und seine Tochter ihm entgegen kam, machte er ihr Vorwürfe und sprach: „was soll das heißen, was du mir da geschrieben hast? schämst du dich nicht, einen gemeinen Menschen zum Manne zu wollen, und Könige zu verschmähen?“

Da kniete die Tochter vor ihm nieder und sprach: „warum hast du mich mit solcher Zärtlichkeit erzogen, und willst mich nun aus deinen Armen lassen? Ich will viel lieber bei dir bleiben, als fern von dir ein noch so glänzendes Leben führen.“ Ueber diese Rede wurde der König zwar sehr gerührt, aber es dauerte lange, bis ihn die Prinzessin durch Thränen und Schmeicheleien dahin brachte, in ihre Vermählung mit dem verkappten Prinzen zu willigen. Als nun die Prinzessin demselben anzeigte, daß sie ihn heirathen wolle, und ihr Vater seine Einwilligung gegeben, da ließ er sich von ihr versprechen, daß sie alles, was er ihr erzählen würde, geheim halten wolle, und theilte ihr dann seine ganze Geschichte mit, und bat sie, noch eine kleine Weile zu warten, bis sich sein Schicksal von selber erfüllen werde. Darauf bat die Prinzessin den König, ihre Hochzeit drei Monate lang zu verschieben.

Eines Tages befand sich der König mit seinem künftigen Schwiegersohne in einem seiner Lusthäuser am Strande, als ein großes Schiff sichtbar wurde, das zum Zeichen seiner Trauer die Flagge auf dem halben Mast führte und sein Tau- und Rahenwerk in Unordnung hatte. Nachdem es Anker geworfen, kam der Capitain in Trauerkleidern heraus und fragte, ob hier Landes kein Schiff gescheitert sei, in dem sich der Königssohn des und des Königreiches befunden habe. Als man ihn nun vor den König brachte, und er dort denjenigen erblickte, welchen er suchte, kniete er vor ihm nieder und begrüßte ihn als seinen König; und wie das der König sah, wunderte er sich sehr und rief: „sage mir, Schwiegersohn, warum hast du mir dein Geheimniß nicht mitgetheilt?“ Da entstand ein großer Jubel in der ganzen Stadt und in dem ganzen Lande, und wurde die Hochzeit mit der größten Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Darauf kehrte das Schiff mit der fröhlichen Nachricht von dem Leben des Prinzen und dessen Heirath nach Hause zurück, und als das sein Vater hörte, ließ er eine große Flotte ausrüsten, um ihn zu besuchen, und nahm die kostbarsten Geschenke mit für seine Schwiegertochter. Wie er nun seinen Sohn nach so langer Trennung wieder

erblickte, da wurde er ohnmächtig, und es dauerte lange, bis er wieder zu sich gebracht wurde. An seiner Schwiegertochter aber hatte er großes Wohlgefallen und nannte sie Königin in zwei Reichen.

Nachdem er eine Weile bei den Neuvermählten verbracht hatte, kehrte er wiederum in sein Reich zurück; aber nach zwei Jahren wurde er krank und schrieb daher einen Brief an seinen Sohn, daß er schleunigst zu ihm kommen solle, damit er ihn vor seinem Tode noch einmal sehen und ihm sein Scepter übergeben könne. Sobald der Prinz diesen Brief gelesen hatte, traf er sogleich die nöthigen Anstalten zur Reise; aber seine Frau hatte ihn so lieb, daß sie erklärte, sie könne sich nicht von ihm trennen, sondern wolle mit ihm reisen, obgleich sie in der Hoffnung und die Zeit ihrer Niederkunft nahe war, und alle Bemühungen ihres Vaters und ihres Mannes, um sie von diesem Gedanken abzubringen, waren vergeblich. Sie ging also mit ihrem Manne zur See, und am zehnten Tage nach ihrer Abfahrt bekam sie Kindeswehen und gebar ein Töchterchen; aber kaum war die Geburt vorüber, so befiel sie ein hitziges Fieber und davon blieb sie wie todt. Der Prinz war außer sich vor Schmerz, daß er seine geliebte Frau verloren habe, und sah und hörte nichts von dem, was um ihn vorging. Sein Gefolge aber ließ einen goldenen Sarg bereiten, legte die Königin hinein und warf ihn ins Meer, weil man in jenen Zeiten glaubte, daß ein Schiff nicht fahren könne, welches einen Todten am Bord habe. Aber sie hatten auch viel Geld und eine Schrift hineingelegt, in welcher geschrieben stand, wer sie wäre, und daß der, welcher den Sarg fände, die Königin begraben und dafür das Geld behalten solle, was in dem Sarge sei.

Nachdem der Sarg eine Zeitlang auf dem Meere geschwommen, trieb ihn der Wind an den Strand, und dort fand ihn ein berühmter Arzt, der jeden Morgen an der See zu lustwandeln pflegte. Er ließ ihn nach Hause bringen und fand darin die Leiche einer Frau; wie er sie aber näher untersuchte, schien es ihm, als ob sie nicht todt, sondern nur ohnmächtig sei. Er versuchte daher alle ihm bekannten Mittel und brachte die Prinzessin endlich wieder zum Leben, und als diese die

Da kniete die Tochter vor ihm nieder und sprach: „warum hast du mich mit solcher Zärtlichkeit erzogen, und willst mich nun aus deinen Armen lassen? Ich will viel lieber bei dir bleiben, als fern von dir ein noch so glänzendes Leben führen." Ueber diese Rede wurde der König zwar sehr gerührt, aber es dauerte lange, bis ihn die Prinzessin durch Thränen und Schmeicheleien dahin brachte, in ihre Vermählung mit dem verkappten Prinzen zu willigen. Als nun die Prinzessin demselben anzeigte, daß sie ihn heirathen wolle, und ihr Vater seine Einwilligung gegeben, da ließ er sich von ihr versprechen, daß sie alles, was er ihr erzählen würde, geheim halten wolle, und theilte ihr dann seine ganze Geschichte mit, und bat sie, noch eine kleine Weile zu warten, bis sich sein Schicksal von selber erfüllen werde. Darauf bat die Prinzessin den König, ihre Hochzeit drei Monate lang zu verschieben.

Eines Tages befand sich der König mit seinem künftigen Schwiegersohne in einem seiner Lusthäuser am Strande, als ein großes Schiff sichtbar wurde, das zum Zeichen seiner Trauer die Flagge auf dem halben Mast führte und sein Tau- und Rahenwerk in Unordnung hatte. Nachdem es Anker geworfen, kam der Capitain in Trauerkleidern heraus und fragte, ob hier Landes kein Schiff gescheitert sei, in dem sich der Königssohn des und des Königreiches befunden habe. Als man ihn nun vor den König brachte, und er dort denjenigen erblickte, welchen er suchte, kniete er vor ihm nieder und begrüßte ihn als seinen König; und wie das der König sah, wunderte er sich sehr und rief: „sage mir, Schwiegersohn, warum hast du mir dein Geheimniß nicht mitgetheilt?" Da entstand ein großer Jubel in der ganzen Stadt und in dem ganzen Lande, und wurde die Hochzeit mit der größten Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Darauf kehrte das Schiff mit der fröhlichen Nachricht von dem Leben des Prinzen und dessen Heirath nach Hause zurück, und als das sein Vater hörte, ließ er eine große Flotte ausrüsten, um ihn zu besuchen, und nahm die kostbarsten Geschenke mit für seine Schwiegertochter. Wie er nun seinen Sohn nach so langer Trennung wieder

erblickte, da wurde er ohnmächtig, und es dauerte lange, bis er wieder zu sich gebracht wurde. An seiner Schwiegertochter aber hatte er großes Wohlgefallen und nannte sie Königin in zwei Reichen.

Nachdem er eine Weile bei den Neuvermählten verbracht hatte, kehrte er wiederum in sein Reich zurück; aber nach zwei Jahren wurde er krank und schrieb daher einen Brief an seinen Sohn, daß er schleunigst zu ihm kommen solle, damit er ihn vor seinem Tode noch einmal sehen und ihm sein Scepter übergeben könne. Sobald der Prinz diesen Brief gelesen hatte, traf er sogleich die nöthigen Anstalten zur Reise; aber seine Frau hatte ihn so lieb, daß sie erklärte, sie könne sich nicht von ihm trennen, sondern wolle mit ihm reisen, obgleich sie in der Hoffnung und die Zeit ihrer Niederkunft nahe war, und alle Bemühungen ihres Vaters und ihres Mannes, um sie von diesem Gedanken abzubringen, waren vergeblich. Sie ging also mit ihrem Manne zur See, und am zehnten Tage nach ihrer Abfahrt bekam sie Kindeswehen und gebar ein Töchterchen; aber kaum war die Geburt vorüber, so befiel sie ein hitziges Fieber und davon blieb sie wie todt. Der Prinz war außer sich vor Schmerz, daß er seine geliebte Frau verloren habe, und sah und hörte nichts von dem, was um ihn vorging. Sein Gefolge aber ließ einen goldenen Sarg bereiten, legte die Königin hinein und warf ihn ins Meer, weil man in jenen Zeiten glaubte, daß ein Schiff nicht fahren könne, welches einen Todten am Bord habe. Aber sie hatten auch viel Geld und eine Schrift hineingelegt, in welcher geschrieben stand, wer sie wäre, und daß der, welcher den Sarg fände, die Königin begraben und dafür das Geld behalten solle, was in dem Sarge sei.

Nachdem der Sarg eine Zeitlang auf dem Meere geschwommen, trieb ihn der Wind an den Strand, und dort fand ihn ein berühmter Arzt, der jeden Morgen an der See zu lustwandeln pflegte. Er ließ ihn nach Hause bringen und fand darin die Leiche einer Frau; wie er sie aber näher untersuchte, schien es ihm, als ob sie nicht todt, sondern nur ohnmächtig sei. Er versuchte daher alle ihm bekannten Mittel und brachte die Prinzessin endlich wieder zum Leben, und als diese die

Augen wieder öffnete, rief sie nach ihrem Manne. Aber der Arzt befahl ihr, sich ruhig zu verhalten und nicht zu reden, und stellte sie allmälig wieder her. Als sie vollkommen genesen war, gab er ihr den Zettel zu lesen, der im Sarge lag. Da war sie anfangs freilich sehr betrübt und jammerte nach ihrem Töchterchen und nach ihrem Manne, aber der Arzt ließ nicht ab ihr zuzureden und Trost zuzusprechen, bis sie sich endlich in ihr Schicksal ergab, und auf einer nahe gelegenen Anhöhe ein Kloster erbaute. Nachdem das fertig war, zog sie hinein, nahm noch andere Frauen auf, und verbrachte ihr Leben damit, daß sie für ihren Mann und für ihre Tochter betete.

Das Schiff, auf welchem der Prinz fuhr, legte an verschiedenen Häfen seines Reiches an, und so kam er auch zu einem Statthalter seines Vaters, der ihm als ein treuer Mann bekannt war. Bei diesem ließ er daher sein Kind zurück und befahl ihm, es wie sein eigenes zu pflegen und es, wenn es heranwüchse, in der Musik und den Wissenschaften unterrichten zu lassen, ihm aber von Zeit zu Zeit über sein Befinden Bericht zu erstatten. Doch das Unglück wollte es, daß der Statthalter von seiner Frau nur eine Tochter hatte, die sehr häßlich war, und daß diese daher auf die Königstochter, deren Schönheit mit jedem Tage zunahm, immer eifersüchkiger wurde. Als daher das Mädchen zehn Jahre alt war, da befahl die Frau des Statthalters einem ihrer Diener, es mit in den Wald zu nehmen und dort umzubringen. Diesen aber dauerte das schöne unschuldige Kind, und er ging daher mit ihm eine lange Zeit im Walde herum, ohne zu wissen, was er thun solle, und so kam er endlich mit dem Mädchen an den Strand. Durch das viele Wandern war das Kind so erschöpft, daß es zu ihm sagte: „tödte mich, wenn du willst, aber ich gehe nicht mehr weiter, denn ich kann nicht mehr.“ Da sprach der Diener: „so setze dich und warte, bis ich mich entschlossen habe, was ich thun will.“ Wie er aber so dastand und nachsann, sah er Seeräuber auf sich zukommen; da ließ er das Mädchen im Stiche und lief weg.

Die Seeräuber nahmen das Mädchen und verkauften es an eine

Kupplerin. Diese behandelte es anfangs sehr gut und gab ihm schöne Kleider und gutes Essen, bis es sich wieder erholt hatte. Dann stellte sie eine Kiste neben das Mädchen und sagte ihr, daß sie da hinein das Geld werfen solle, was sie verdienen würde. Darauf benachrichtigte sie alle reichen jungen Leute der Stadt von der schönen Sclavin, welche sie gekauft habe. Als aber diese hinkamen, da gab ihnen das Mädchen so gute Worte, und wußte sie so zu rühren, daß sie weggingen, ohne es zu berühren. Die Kupplerin war darüber sehr böse, und fing an das Mädchen zu mißhandeln, und rief: „ich habe dich gekauft, um Geld mit dir zu verdienen." Da kniete das Mädchen vor sie hin und bat: „schlage mich nicht, sondern gieb mir eine Laute, ich will damit vor den Häusern singen und spielen, und was ich gewinne, das will ich dir alles heim bringen." Sie ließ nicht eher mit Bitten ab, bis die Kupplerin ihr eine Laute kaufte; mit der zog sie nun in der Stadt herum, und spielte darauf und sang dazu, und das gefiel den Leuten so wohl, daß sie sie reich beschenkten und sie jeden Abend viel Geld nach Hause brachte. Doch die Kupplerin war damit niemals zufrieden, sondern sagte stets: „morgen mußt du mir noch mehr bringen."

Der Prinz kam glücklich zu seinem Vater, und der empfing ihn mit großer Freude; als er aber das Unglück hörte, das seinen Sohn betroffen, und daß seine Schwiegertochter gestorben sei, die er so liebte, wurde er darüber so betrübt, daß er nicht lange mehr lebte, und nach seinem Tode bestieg der Sohn den Thron. Obgleich er aber nun König war und ihm alle Freuden der Welt zu Gebote standen, so blieb er doch stets düster und traurig, alle Festlichkeiten waren ihm ein Gräuel und er war am liebsten allein. Da erhielt er eines Tages einen Brief von seinem Statthalter, worin ihm dieser schrieb, daß seine Tochter krank geworden und gestorben sei, und daß er ihr ein glänzendes Leichenbegängniß abgehalten habe. Als er den Brief gelesen hatte, wurde er ganz tiefsinnig, er sprach kein Wort mehr, und wollte auch Niemand mehr sehen; und alle Versuche seiner Diener, ihn aus diesem Zustande zu reißen, waren vergebens. Darüber kamen alle Regierungsangele-

genheiten ins Stocken, und das Reich gerieth in große Verwirrung. Endlich faßte sich der Kanzler ein Herz, und ging zu dem König und sprach: „Herr, du mußt dich endlich fassen und wieder König sein, denn so wie es ist, kann es nicht weiter gehen, sonst geräth das ganze Reich in Gefahr; das Volk verlangt seinen König zu sehen, und du mußt dich ihm zeigen.“

Als das der König hörte, that er sich Gewalt an und befahl, daß man ein Schiff ausrüsten solle, weil er alle Theile seines Reiches bereisen wolle. Nachdem das Schiff bereit war, stieg er hinein, und fuhr damit von einem Orte zum andern, blieb aber dabei ebenso traurig und düster als vorher. So zog er nun geraume Zeit umher und kam endlich in eine Hafenstadt, und als seine Diener den Marktplatz besuchten, sahen sie dort ein hübsches zwölfjähriges Mädchen, das auf der Laute spielte und dazu sang, und sein Gesang gefiel ihnen so sehr, daß sie auf den Gedanken kamen, das Mädchen vor der Thüre des Königs singen zu lassen, um ihn dadurch vielleicht zu zerstreuen, weil er die Musik so liebte.

Als der König das schöne Spiel und den schönen Gesang des Mädchens hörte, wurde er aufmerksam, und nach einer Weile öffnete er die Thüre, um zu sehen, wer so schön spiele.

Da erblickte er ein schönes Mädchen, das mit seiner verstorbenen Tochter von gleichem Alter war. Er rief sie ins Zimmer und ließ sie dort weiter singen, und da sang sie ihre ganze Geschichte, so weit sie sich deren erinnerte, in einem Liede. In dem König aber stieg über dem Liede eine Ahnung auf; er ließ sich dasselbe also noch einmal ohne Musik hersagen, und fragte dann das Mädchen, ob das nicht seine eigene Geschichte sei, und als es ja sagte, ließ er sogleich die Kupplerin kommen und fragte sie nach dem Mädchen, und die erzählte ihm, daß sie es von Seeräubern gekauft habe. Da bot ihr der König den Kaufpreis, den sie dafür gegeben hatte. Die Alte aber erwiderte, daß sie das Mädchen nicht für sein ganzes Königreich hergebe. Der König bot ihr darauf das doppelte und vierfache, und erklärte ihr endlich, daß sie das

Mädchen nicht mehr erhalten könne. Da stürzte sich die Alte auf dasselbe und wollte es erwürgen, der König aber ließ sie ins Gefängniß werfen. Darauf umarmte er das Mädchen und sagte ihm, daß es seine Tochter sei.

Von da fuhr er nun mit seiner Tochter nach einer andern Stadt, und sah dort auf einer Anhöhe ein neues Kloster stehen, das er noch nicht kannte, und als er sich danach erkundigte, erfuhr er, daß es eine schöne fremde Frau aus eigenen Mitteln erbaut habe. Da ging er hin, und während er an der Thür klopfte, sah er über derselben in einer Nische den goldenen Sarg stehen und erkannte sogleich, daß dies der Sarg seiner Frau sei. Als ihn darauf die Pförtnerin nach seinem Begehren fragte, bat er um Erlaubniß, das Kloster zu betrachten. Da zog sich die Aebtissin mit ihren Frauen in ein Versteck zurück und befahl ihn einzulassen, und während er im Kloster herumging und sich dasselbe ansah, erkannte ihn die Aebtissin trotz seines düsteren Aussehens und fiel darüber in Ohnmacht, und ihre Frauen hatten viele Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Als der König das Kloster besehen hatte, ließ er die Aebtissin um Erlaubniß bitten, ihr aufwarten zu dürfen, und sowie er sie erblickte, erkannte er sie sogleich, nahm sie in seine Arme und herzte und küßte sie.

Darauf fuhren sie zusammen nach dem Sitze jenes Statthalters, und als der König ihm sagte, daß er ihn zur Grabstätte seiner Tochter führen solle, stürzte er ihm zu Füßen und gestand ihm alles, indem er alle Schuld auf seine böse Frau wälzte. Da bat auch die Königin um Gnade für ihn, und ihr zu Liebe beschränkte sich der König darauf, ihn außer Landes zu verbannen.

Von da fuhren sie nach dem Reiche des Vaters der Königin, und als dieser hörte, daß seine Tochter komme, freute er sich sehr, denn von allem, was vorgefallen war, hatte er nichts erfahren. Nun ließ der Königssohn auch den Fischer kommen, der ihm das Leben gerettet hatte, und wollte sich vor ihm wie der Sohn vor dem Vater verbeugen, aber der Fischer fiel ihm zu Füßen und weinte vor Freuden ihn wieder zu

sehen, und der Königssohn behielt ihn bei sich in hohen Ehren, so lange er lebte. Aber auch ihn wollte der alte König nicht mehr von sich lassen; er blieb also mit Frau und Kind bei ihm, und als der Alte starb, folgte er ihm in der Herrschaft nach und machte aus den beiden Reichen eins.

Aus Nord-Euböa.

51. Der Zauberspiegel.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und einen Spiegel, in dem man jeden Feind erblicken konnte, der in das Reich kam. Eines Tages entstand ein großer Sturm und riß diesen Spiegel mit sich fort, und alles Suchen war vergebens. Da machten sich die drei Söhne auf, um ihn wieder zu finden, und reisten zusammen drei Tage lang, bis sie an einen hohen Marmorfelsen kamen, bei dem der Weg nach drei Richtungen auseinander lief. Dort legten sie ihre Ringe auf den Felsen und machten unter einander aus, daß, wer den Spiegel finde, hierher kommen und auf die anderen warten solle, und darauf trennten sie sich und schlug jeder einen andern Weg ein.

Der älteste Bruder kam auf seinem Wege in eine Stadt, in der es ihm so gefiel, daß er dort sein ganzes Reisegeld in Saus und Braus verzehrte, und dann die Ochsen hüten mußte, um nicht zu verhungern. Dem zweiten Bruder ging es grade so, und er kam so herunter, daß er die Schweine hüten mußte. Der jüngste kam zu einer großen Stadt und kehrte in einem kleinen Häuschen ein, das vor derselben lag und in welchem eine alte Frau mit ihrer schönen Tochter wohnte. Als er sah, daß die Alte sehr klug war, so erzählte er ihr von dem Spiegel und wie sie ihn verloren hätten und wie er nun nach ihm suche. Darauf erwiderte die Alte: „seit einiger Zeit hat der Drakos, der unser König ist, einen Spiegel in seinem Garten an den großen Apfelbaum gehängt, der jeden anzeigt, welcher dorthin geht, um Aepfel zu stehlen, und auf seinen Ruf kommt die Wache heraus und erschießt den Dieb.

Willst du nun versuchen, den Spiegel zu holen, so mußt du hingehen wenn der Drakos schläft, und keinen von den Aepfeln anrühren." Des andern Tags um Mittagszeit schlich sich also der Prinz in den Garten und kam ungesehen bis zu dem Spiegel; als er ihn aber von dem Aste losbinden wollte, an dem er hing, da streifte er einen Apfel ab, und wie der zu Boden fiel, rief der Spiegel: „man will mich stehlen." Da stürzte die Wache herbei und der Prinz ließ vor Schreck den Spiegel fallen und entkam mit knapper Noth.

Der Prinz kehrte zur Alten zurück und erzählte ihr, wie es ihm ergangen sei, und diese sprach: „nun mußt du ein ganzes Jahr warten." Während also der Prinz das Jahr bei der Alten verlebte, entspann sich zwischen ihm und deren Tochter eine heimliche Liebschaft, und nachdem das Jahr verflossen war, ging er wieder in den Garten des Drakos, und diesmal glückte es ihm besser, denn er kam mit dem Spiegel zur Alten zurück. Nun aber hielt er bei ihr um das Mädchen an, und als diese hörte, daß sie einander schon lange liebten, willigte sie ein. Darauf nahm der Prinz Abschied von der Alten, setzte seine Braut hinter sich auf das Pferd, ritt bis zu jenem Felsen und fand dort die Ringe seiner Brüder noch unberührt. Er ließ also seine Braut bei dem Felsen und holte sie beide herbei, nachdem er ihre Schulden bezahlt und ihnen goldene Kleider angeschafft hatte.

Als die beiden mit ihm zum Felsen kamen und sahen, daß er sowohl den Spiegel als die schöne Frau gefunden, wurden sie so neidisch, daß sie ihn zu verderben beschlossen und ihn unversehens in einen großen Fluß stürzten, bei dem sie gelagert waren. Sein guter Stern ließ ihn aber einem Baumstamm begegnen, auf den setzte er sich und kam so bis zu einer großen Stadt, wo er sich bei einem Goldsticker in die Lehre gab und in dieser Kunst bald so geschickt wurde, daß er es allen andern zuvor that.

Darauf schickte er seiner Frau einen Brief, in dem er ihr schrieb, daß er ein Goldsticker geworden sei und sie bei ihm ihre Kleider bestellen solle, denn die beiden Brüder hatten ausgemacht, daß sie der ältere

heirathen sollte, und erzählten daher ihrem Vater, daß der Jüngste unterwegs gestorben sei. Als nun der alte König der jungen Frau ein Hochzeitsgewand machen lassen wollte, da gefiel ihr keines von allen, die man ihr brachte, und endlich sagte sie, daß sie es selbst bestellen wolle. Da schickte sie zu ihrem Manne, und dieser machte ein Kleid, wie man niemals ein schöneres gesehen hatte; als sie dieses angezogen und der König sie verwundert fragte, welche Hände dies Kleid gestickt hätten, antwortete sie, daß es sein eigener Sohn gestickt habe, und erzählte ihm darauf die ganze Geschichte. Da schickte der Vater hin und ließ seinen jüngsten Sohn kommen und mit der Jungfrau einsegnen, seine älteren Söhne aber von dem Scharfrichter enthaupten, und nach seinem Tode wurde der Jüngste König und lebt bis auf den heutigen Tag; wir aber leben noch besser.

52. Die drei Brüder, die ihre geraubte Schwester suchen.

Es waren einmal drei Brüder, die hatten eine Schwester, und diese wurde von Räubern entführt. Da zogen sie aus, um sie zu suchen, und kamen in eine Gegend, wo Lamien wohnten. Als es Abend wurde, machten sie Feuer an, und in der ersten Nacht wachte der Aelteste; da kam eine Lamia ans Feuer, er aber tödtete sie, ohne seinen Brüdern etwas davon zu sagen. In der andern Nacht wachte der Mittlere und auf den kamen zwei Lamien los, er aber tödtete sie, ohne seinen Brüdern etwas davon zu sagen. In der dritten Nacht wachte der jüngste Bruder und auf den kamen drei Lamien los, er aber tödtete sie alle drei. Doch über dieser Arbeit löschte ihm das Feuer aus und er machte sich nun auf, um Feuer zu suchen. Er mußte jedoch lange gehen, bis er in der Ferne ein Feuer sah, und während er darauf losging, begegnete er einer alten Frau und fragte sie, was das für ein Feuer sei. Die antwortete: „das ist das Feuer einer Räuberbande.“ Darauf fragte er weiter: „und wer bist denn du?“ und die Alte ant-

wortete: „ich bringe der Welt den Tag." Da sagte er zu ihr: „bleibe so lange hier, bis ich Feuer geholt habe," und sie entgegnete: „das will ich gerne thun." Er aber traute ihr nicht und fürchtete, daß sie ihn betrügen würde. Er band sie daher an einen Baum und ging dann auf das Feuer zu. Dort fand er vierzig Räuber um das Feuer liegend und auf demselben stand ein Kessel, der vierzig Handhaben hatte. Da hob er diesen herunter, nahm sich Feuer und setzte ihn wieder darauf. Aber einer der Räuber sah das mit an; er stieß daher seinen Kameraden mit dem Ellenbogen und sprach: „sieh nur, wie der Mensch den Kessel allein abhebt und wieder aufsetzt, den wir kaum unserer vierzig heben können!" Dieser aber antwortete: „der ist stärker als wir, laß ihn also gewähren."

Der Jüngling machte sich nun auf den Rückweg, und als er zu der Alten kam, die den Tag macht, band er sie los. Dann ging er dahin, wo seine Brüder schliefen, machte Feuer an und weckte sie; nnd nachdem es Tag geworden, zogen sie weiter um ihre Schwester zu suchen.

Die Räuber aber kamen zu dem Jüngsten, welcher ihren Kessel allein vom Feuer gehoben hatte, und trugen ihm an, ihr Genosse zu werden, und als er darein willigte, gingen sie zu dem königlichen Schlosse, brachen in die Mauer der Schatzkammer ein Loch und ließen durch dasselbe den Jüngling zuerst hinein. Dieser fand dort ein Schwert, das nahm er in die Hand, stellte sich vor das Loch, und sowie einer von den Dieben den Kopf durch das Loch steckte, schlug er ihm mit dem Schwerte den Kopf ab und zog den Körper zu sich in die Schatzkammer. So tödtete er sie alle vierzig. Darauf trank er eine Schale mit Wasser aus, die in der Schatzkammer stand, und schlüpfte durch das Loch hinaus, ohne irgend etwas mitzunehmen.

Am andern Morgen ging der König in die Schatzkammer und staunte nicht wenig, als er die vierzig todten Räuber und von dem Schatze nichts gestohlen fand. Darauf ließ er überall nachforschen, um zu erfahren, wer ihm diesen Dienst erwiesen hätte. Da aber alle seine Bemühungen vergeblich waren, ließ er ein großes Wirthshaus

bauen, in welchem alle Reisenden unentgeltlich bewirthet werden sollten, dafür aber erzählen müßten, was sie in ihrem Leben Gutes und Böses verübt hätten. Eines Tags kehrte auch der Jüngling in diesem Wirthshause ein, und als ihn die Wirthsleute nach seinem Lebenslaufe fragten, erzählte er ihnen alles, was er erlebt und vollbracht hatte, und dabei kam er auch auf die vierzig Räuber zu sprechen, die er in dem Schatzhause des Königs umgebracht, und die Schale voll Wasser, die er dort getrunken hatte.

Da führten ihn jene vor den König, der fragte ihn selbst darüber aus, und als er fand, daß der Jüngling die vierzig erschlagen habe, machte er ihn zu seinem Schwiegersohne und verheirathete dessen beide Brüder an seine Nichten, und so lebten sie herrlich und in Freuden.

---

53. Belohnte Treue.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte kaum so viel, um nicht zu verhungern, und bot daher seinen Sohn feil, um das nöthige Oel für die Lampe zu kaufen, die er seinem Heiligen zu Ehren unterhielt. Der Knabe gefiel einem Pascha, der keine Söhne hatte; der kaufte ihn also und nahm ihn mit sich nach Hause. Da der Knabe aber nicht nur schön von Ansehn, sondern auch gut von Herzen war, so bekam er ihn bald sehr lieb und bestimmte ihn, als er heranwuchs, seiner einzigen Tochter zum Manne, weil sie sich beide von Kindheit an so sehr liebten, daß keines eine Nuß aß, ohne sie mit dem andern zu theilen.

Die Tochter des Paschas war jedoch so schön und klug, daß ihr Ruf sich über das ganze Land verbreitete und ein mächtiger Herr bei ihrem Vater um sie für seinen Sohn anhalten ließ. Die Mutter des Mädchens wollte den Antrag nicht annehmen, aber der Vater überredete sie, daß sie die Stütze mächtiger Verwandten nöthig hätten und für den Jüngling ein anderes Mädchen freien könnten. Sie nahmen



daher den Antrag an und verlobten das Mädchen an den Sohn jenes mächtigen Paschas.

Als das der Jüngling hörte, verließ er den Pallast seines Herrn und ging zu dessen Heerden, legte Schäfertracht an und trieb die Schafheerde täglich unter das Schloß. Dort stand ein großer Platanenbaum, unter dem ließ er seine Heerde ruhen, setzte sich zu ihr hin und unterhielt sich damit, daß er aufmerkte, wie die Blätter von dem Baume fielen. Als ihn das Mädchen gewahr wurde, rief sie: „He Schäfer, komm einmal herauf." Er gehorchte und ging hinauf, setzte sich aber hart an die Thüre, wohin der Teppich nicht reichte. Das Mädchen lud ihn ein, sich auf das Sopha neben sie zu setzen; er aber erwiderte, daß er Sandalen anhabe und damit den Teppich beschmutzen würde. Darauf reichte sie ihm einen Becher mit Wasser, in den sie heimlich ihren Verlobungsring geworfen hatte. Er aber weigerte sich, das Wasser zu trinken, weil er mit seinem Munde den Becher beschmutzen würde, und als alles Zureden der Jungfrau nichts half, da wurde sie böse und jagte ihn unter Scheltreden fort.

Am andern Morgen kam er wieder unter den Baum und hatte Acht darauf, wie die Blätter davon herunterfielen. Die Jungfrau rief ihn wiederum herauf und sprach: „gestern hast du mich mit deiner Störrigkeit böse gemacht, heute aber sollst du deine Sandalen ausziehen und dich zu mir setzen." Da gehorchte er, setzte sich auf den Divan und nun schwatzten sie mit einander. Das Mädchen aber füllte wiederum den Becher mit Wasser, legte heimlich ihren Verlobungsring hinein und hieß ihn das Wasser trinken, und als er sich wiederum weigerte, sprach sie: „du fürchtest dich wohl, daß Gift in dem Wasser sei? ich will also zuerst davon trinken." Nun trank sie die Hälfte des Bechers, und als der Hirte die andere Hälfte trank, sagte sie: „trinke alles Wasser bis auf den letzten Tropfen." Wie aber der Hirte den Boden des Bechers hob, fiel ihm der Ring in den Mund. Da fragte er, was das bedeute? Doch sie schalt ihn und jagte ihn mit sammt dem Ringe aus dem Schlosse. Als der Jüngling zu seinen Schafen kam, band er den

Ring mit neun Knoten in seinen Untergürtel und trieb seine Schafe heim.

Am andern Morgen rief die Jungfrau ihre Aeltern und sprach: „Ihr habt nur eine einzige Tochter und diese versprecht ihr an zwei Männer, ich verlange also, daß ihr das thun sollt, was ich euch sage, denn sonst bringe ich mich auf die eine oder andere Weise ums Leben. Der Pascha soll seinem Sohne tausend Piaster geben und ich will dem Schäfer tausend Piaster geben, beide sollen in die Welt ziehen und damit Geld zu verdienen suchen, und wer von beiden das meiste Geld zurückbringt, der soll mich zur Frau haben."

Als die Aeltern sahen, daß das Mädchen auf ihrem Kopfe bestand, überredeten sie den Pascha, ihr den Willen zu thun. Der Paschasohn und der Schäfer zogen also in die Welt, um Geld zu machen, der erstere mit fünfzig Beuteln und dreißig Reitern, der letztere zu Fuß mit einem kleinen Tragsack auf der Schulter, und kamen zuerst nach Jannina. Dort aber begann der Paschasohn ein flottes Leben, sein Frühstück kostete ihn dreihundert Piaster, sein Mittagessen sechshundert und sein Nachtmahl tausend. Nach einigen Tagen kam der Schäfer zu ihm und sprach: „komm nun, wir wollen in die Welt, um Geld zu verdienen;" jener aber antwortete: „ich habe hier mein Glück gefunden, gehe du und verdiene Geld, wo du willst."

Der Hirte zog also allein in die Welt, und als er eines Tages auf einen Berg gestiegen und davon sehr müde und durstig geworden war, fand er dort einen alten Mann am Wege sitzen, der fragte ihn, wo er herkäme, und wo er bei dieser Hitze hinwolle. Der Jüngling aber verlangte vor allem nach Wasser, weil er, bevor er getrunken, gar nicht reden könne. Da wies ihn der Alte an eine nahe Quelle, und nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, kehrte er zum Alten zurück und erzählte ihm alles, was sich mit ihm zugetragen. Als er zu Ende war, fragte ihn der Alte, „wie viel Geld er habe," und der Jüngling sagte, „er habe tausend Piaster." Da gab ihm der Alte noch weitere tausend und sagte zu ihm: „folge diesem Wege, der zur Stadt führt, und wenn

du dort bist, so frage nach dem und dem Kaffeehaus, dessen Eigenthümer einen Affen hält. Den mußt du dann fragen, ob ihm der Affe feil sei, und der Kaffeewirth wird seinen Spaß mit dir haben, weil er nicht erwartet, daß du Geld hast, und wird dir sagen, daß er ihn dir für zweitausend Piaster verkaufen wolle. Dann mußt du die Herrn, die dort sind, zu Zeugen nehmen, daß der Handel geschlossen sei, und ihm die zweitausend Piaster geben, und wenn er sich weigert, sie anzunehmen, so mußt du ihn vor Gericht verklagen."

Der Jüngling that, wie ihm der Alte geheißen, er ging in die Stadt, fand dort das Kaffeehaus mit dem Affen, schloß den Handel mit dem Kaffeewirth und nahm die dort versammelten Gäste zu Zeugen, und als der Kaffeewirth den Affen nicht hergeben wollte, verklagte er ihn vor Gericht, und rief jene Gäste zu Zeugen auf; darauf zahlte er ihm die zweitausend Piaster vor dem Richter aus, setzte den Affen auf seine Schulter und kehrte mit ihm zu dem Alten zurück.

Der Alte aber nahm den Affen und sprach: „weil das Thier uns beiden gehört, so wollen wir ihn auch mit einander theilen," und nun zerschnitt er den Affen vom Schwanze bis zum Kopfe in zwei gleiche Hälften, gab die eine davon dem Jüngling und behielt die andere für sich. Der Jüngling aber wollte sein Theil nicht behalten, sondern warf es weg und sprach: „Wenn ich auch die Okka Fleisch zu fünfhundert Piaster und das Fell für einen Piaster rechne, so komme ich doch nicht wieder zu meinem Gelde, denn es sind lange keine zwei Okka Fleisch." Der Alte aber lachte und führte ihn in seine Hütte. Dort gab er ihm zu essen und zu trinken, und während sich der Hirte gütlich that, ging der Alte hin, nahm aus der Hälfte des Affen, welche dem Jüngling gehörte, das Hirn, machte daraus eine Heilsalbe, that sie in eine Büchse, gab sie dem Jüngling, und sprach: „allen Blinden, die du begegnest, bestreiche mit der Salbe die Augen, und sie werden wieder sehend werden, und alles Geld, was du dafür einsammelst, das bringe hierher; du darfst aber von Niemand Geld im voraus fordern, sondern mußt mit allem zufrieden sein, was man dir giebt."

Da nahm der Jüngling die Salbe, stieg den Berg hinab, und kam an dessen Fuße zu einer Meerenge. Dort fand er eine Fähre, die jeden, der auf die gegenüberliegende Insel wollte, für vier Heller hinüberfuhr. Als sie auf der Insel angekommen waren, verlangte der Schiffer den Fahrlohn von ihm. Der Jüngling aber antwortete, „daß er kein Geld habe." Da stieß ihn der Schiffer wieder in die Fähre hinein, weil er, wenn er nicht zahlen könne, wieder zurück müsse. In der Fähre aber saß ein Blinder, zu dem sagte der Jüngling: „wenn er die Ueberfahrt für ihn zahle, so wolle er ihn wieder sehend machen." Da antwortete der Blinde: „heile mich nur und sei dann unbekümmert um den Lohn, den ich dir geben werde." Der Jüngling bestrich ihm die Augen mit der Salbe, und als der Blinde merkte, daß er geheilt war, gab er ihm fünfzig Piaster, und hiervon zahlte jener seinen Fahrlohn. Darauf zog er im Lande herum und heilte alle Blinden, die er begegnete, bis er tausend Piaster gesammelt hatte. Da hörte er von einem reichen, reichen Manne, der schon seit fünfundzwanzig Jahren blind sei und dem die größten Aerzte nicht zu helfen vermochten. Er ging also zu dessen Wohnung und klopfte an die Thüre, als aber die Diener hörten, daß er ihren Herrn heilen wolle, da wollten sie ihn nicht hereinlassen, weil es die drei Aerzte verboten hatten, die ihn behandelten; doch er ließ sich nicht abweisen und bestand darauf, daß sie dem Blinden sagen sollten, sein guter Stern sei vor der Thüre, der ihn heilen wolle, und er solle ihn nicht von sich weisen. Da meldeten sie ihn endlich bei ihrem Herrn, und dieser ließ ihn vor sich kommen und faßte solches Vertrauen zu seinen Reden, daß er auf sein Verlangen die drei Aerzte entfernen und sich die Augen von dem Jüngling salben ließ. Weil diese aber durch die Heilmittel der Aerzte verdorben waren, so konnte er erst beim vierten Mal ein wenig sehn, und der Jüngling mußte ihm die Salbe sechsmal einreiben, bis er vollkommen sehend wurde. Da wollte ihn der alte Mann an Kindesstatt annehmen und zu seinem Erben machen; er aber antwortete, daß er in seiner Heimath mit einem Mädchen versprochen sei und diese nicht verlassen dürfe. Als nun der Alte sah, daß er sich

nicht halten ließ, da füllte er ihm seinen Geldgurt und seinen Tragsack mit lauter Goldstücken, und begleitete ihn bis an den Meeresstrand; dort aber lagen sechszig Schiffe vor Anker, die alle dem Alten gehörten, und dieser fragte: „willst du, daß ich dir alle sechszig schenke?" Der Jüngling antwortete: „wenn du mir nur eins schenkst, so werde ich dir dafür ebenso danken, als wenn du mir alle sechszig schenkst." Da theilte der Alte die Schiffe in zwei Hälften, ließ die Schiffer von der einen Hälfte kommen und sagte ihnen, daß er diese dem Jüngling geschenkt habe. Darauf nahm er von ihm Abschied, und kehrte nach Hause zurück.

Der Jüngling aber fuhr mit seinen dreißig Schiffen an den Fuß des Berges und ging allein zu dem Alten. Als ihn dieser nun fragte, was er aus der Salbe, die er ihm gegeben, erlöst habe, da antwortete der Jüngling: „mein Gurt steckt voll Gold, mein Tragsack steckt voll Gold und am Stande ankern dreißig Schiffe." Da fragte ihn der Alte: „und bin ich dein Partner für all dieses Gut?" „Ja wohl," antwortete der Jüngling, „denn alles, was du mir gesagt hast, habe ich als wahr erfunden, und nun komme mit zu meiner Braut." Sie machten sich also auf die Reise und kamen unterwegs zu jener Stadt, in der der Sohn des Paschas zurückgeblieben war. Dieser hatte dort immer dasselbe Leben geführt und große Schulden gemacht, und als die Bäcker, Wirthe, Fleischer und andere Handwerker hörten, daß sein Geselle gekommen sei, um ihn abzuholen, da liefen sie alle zusammen und verlangten ihr Geld. Ihre Forderungen betrugen mehr als fünfzigtausend Piaster und jener hatte keinen Heller. Als der Jüngling sah, in welcher Lage er war, sprach er: „wenn du dir mein Siegel auf die Stirne brennen lässest, so bezahle ich alle deine Schulden." Der andere war das zufrieden; als aber alle Schulden bezahlt waren und der Jüngling sein Siegel im Feuer glühte, da bat ihn der Sohn des Pascha, ihm nicht den Schimpf anzuthun, ihn auf der Stirne zu siegeln, sondern sich damit zu begnügen, ihm das Siegel auf den Arm zu drücken, und der Jüngling hatte Mitleid mit ihm und brannte ihm das Siegel auf den

genheiten ins Stocken, und das Reich gerieth in große Verwirrung. Endlich faßte sich der Kanzler ein Herz, und ging zu dem König und sprach: „Herr, du mußt dich endlich fassen und wieder König sein, denn so wie es ist, kann es nicht weiter gehen, sonst geräth das ganze Reich in Gefahr; das Volk verlangt seinen König zu sehen, und du mußt dich ihm zeigen."

Als das der König hörte, that er sich Gewalt an und befahl, daß man ein Schiff ausrüsten solle, weil er alle Theile seines Reiches bereisen wolle. Nachdem das Schiff bereit war, stieg er hinein, und fuhr damit von einem Orte zum andern, blieb aber dabei ebenso traurig und düster als vorher. So zog er nun geraume Zeit umher und kam endlich in eine Hafenstadt, und als seine Diener den Marktplatz besuchten, sahen sie dort ein hübsches zwölfjähriges Mädchen, das auf der Laute spielte und dazu sang, und sein Gesang gefiel ihnen so sehr, daß sie auf den Gedanken kamen, das Mädchen vor der Thüre des Königs singen zu lassen, um ihn dadurch vielleicht zu zerstreuen, weil er die Musik so liebte.

Als der König das schöne Spiel und den schönen Gesang des Mädchens hörte, wurde er aufmerksam, und nach einer Weile öffnete er die Thüre, um zu sehen, wer so schön spiele.

Da erblickte er ein schönes Mädchen, das mit seiner verstorbenen Tochter von gleichem Alter war. Er rief sie ins Zimmer und ließ sie dort weiter singen, und da sang sie ihre ganze Geschichte, so weit sie sich deren erinnerte, in einem Liede. In dem König aber stieg über dem Liede eine Ahnung auf; er ließ sich dasselbe also noch einmal ohne Musik hersagen, und fragte dann das Mädchen, ob das nicht seine eigene Geschichte sei, und als es ja sagte, ließ er sogleich die Kupplerin kommen und fragte sie nach dem Mädchen, und die erzählte ihm, daß sie es von Seeräubern gekauft habe. Da bot ihr der König den Kaufpreis, den sie dafür gegeben hatte. Die Alte aber erwiderte, daß sie das Mädchen nicht für sein ganzes Königreich hergebe. Der König bot ihr darauf das doppelte und vierfache, und erklärte ihr endlich, daß sie das

die Jungfrau sogleich mit dem Schäfer zusammen. Als nun die jungen Leute am Abend ins Brautgemach gegangen waren, da klopfte der Alte so lange an die Thüre, bis der Schäfer aufstand und ihn fragte, was er wolle. Der Alte aber fragte dagegen: „sind wir nicht Partner in allem und jedem?“ und jener antwortete: „habe ich das jemals geleugnet?“ Darauf sprach der Alte: „ich verlange also auch meinen Theil an der Jungfrau und darum müssen wir sie theilen, wie wir den Affen getheilt haben.“ „Gut,“ sagte der Jüngling, „da nimm sie und theile sie.“ Der Alte aber sagte: „so wie du den Affen getheilt hast, ebenso sollst du auch die Jungfrau theilen.“ Als nun der Jüngling zu dem Messer griff und die Hand aufhob, um dieselbe zu tödten, da faßte ihm der Alte den Arm und sagte: „halt, halt! Ich wollte nur deine Treue versuchen und habe sie erprobt erfunden, ich bin ein von Gott Gesandter und habe dich unter meinen Schutz genommen, weil dich dein Vater verkaufte, damit er die Lampe unterhalten könne, die er mir zu Ehren brannte.“ Mit diesen Worten verschwand er und ließ den Jüngling im Besitze der dreißig Schiffe und alles Geldes, was er gesammelt hatte.

---

54. Der Jüngling, der Teufel und seine Tochter.

Es war einmal ein Ehepaar, das bekam keine Kinder, und machte daher eine Pilgerfahrt in das gelobte Land. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren damit bis in die Mitte des Meeres. Da stellte sich der Teufel vor dasselbe, hielt es fest und sprach zu den Eheleuten: „wenn ihr mir das Kind gelobt, das ihr bekommen werdet, so sollt ihr eins haben,“ und diese antworteten: „du mußt es uns lassen, bis es zwölf Jahre alt ist, und dann soll es dein sein.“ Da ließ der Teufel das Schiff los und jene gaben ihre Pilgerfahrt auf, kehrten nach Hause zurück, und nach neun Monaten gebar die Frau einen Knaben, den erzogen sie mit großer Liebe und Sorge, bis er zwölf Jahre alt wurde.

Eines Tags ging der Knabe an das Meeresufer, um zu fischen, und traf dort einen Mann, der fragte ihn: „wo gehst du hin, mein Sohn?“ und jener antwortete: „ich gehe fischen.“ Da füllte ihm jener seinen ganzen Sack mit Fischen, gab ihm fünf Aepfel und sagte, „daß er sie seiner Mutter bringen und sie an ihr Gelübde erinnern solle.“ Der Knabe aß vier von den Aepfeln und bewahrte nur einen, um ihn seiner Mutter zu bringen und seinen Auftrag auszurichten, vergaß aber darauf, und als er am andern Morgen wieder mit dem Fremden zusammentraf, gab ihm dieser abermals einen Sack voll Fische und fünf Aepfel, und da es der Knabe auch zum zweiten Mal vergaß, den Auftrag seiner Mutter auszurichten, da gab ihm der Fremde noch einmal fünf Aepfel und einen Sack voll Fische und sagte ihm, „daß er damit sogleich nach Hause gehen solle.“

Als nun der Knabe heim kam, fand er das Haus schwarz angestrichen und seine Mutter in großer Trauer. Da fragte er sie, „warum sie so weine,“ und sie antwortete: „warum soll ich nicht weinen? die Zeit ist ja gekommen, wo dich der Teufel holen wird.“ Doch der Knabe versetzte: „glaubst du, daß ich hier auf ihn warten werde? Ich mache mich sogleich aus dem Staube und es soll ihm schwer werden, mich zu fangen.“

Darauf machte sich der Knabe auf und lief in die Welt hinein, und als er eine Weile gelaufen war, begegnete er einem alten Mann, der fragte ihn: „wo willst du hin, mein Sohn?“ Er antwortete: „dahin, wohin meine Augen blicken.“ Als der Alte aber mit Fragen nicht abließ, erzählte er ihm, wie es mit ihm stehe und warum er von Haus weggelaufen sei. Darauf sprach der Alte: „auf dem Wege, den du ziehst, wirst du an eine Quelle mit stinkendem Wasser kommen, und über das darfst du nicht schmähen, sondern mußt hingehn und aus der Quelle trinken und dann sagen: i was ist das für ein gutes Wasser, ich wollte, das hätte ich bei meinem Hause! und dann wird die Quelle dir sagen, wo du hingehn sollst.“ Dieser Alte war aber der Herr Jesus Christus.

Darauf ging der Knabe zu jener Quelle, trank Wasser aus ihr und lobte dasselbe sehr. Da sprach die Quelle: „alle Welt schimpft auf mich und du allein lobst mich, und darum höre auf das, was ich dir sage. An dem und dem Orte ist ein See, zu dem kommen drei Neraiden, um sich darin zu baden. Wenn du also dorthin kommst, so mußt du dich verstecken, und wenn sie sich ausgezogen haben und in dem See herumschwimmen, so mußt du ihnen ihre Federkleider nehmen, und wenn sie dann zu dir kommen und dich bitten, sie ihnen wieder zu geben, so gieb sie den beiden älteren, aber der jüngsten gieb es nicht eher, als bis sie dir geschworen hat, daß sie dich selbst im Tode nicht vergessen wolle."

Da bedankte sich der Jüngling, ging an jenen See und versteckte sich dort, bis die drei Neraiden kamen. Die zwei älteren gingen sogleich in das Wasser, die jüngste aber war ängstlich und sah sich erst nach allen Seiten um, bevor sie ihren Schwestern nachfolgte. Nun schlich sich der Jüngling zu dem Orte, wo ihre Kleider lagen, und nahm sie weg, und als sie aus dem Wasser stiegen, da kamen sie zu ihm und baten ihn um ihre Kleider. Er gab den beiden Aeltesten die ihrigen, aber der Jüngsten gab er es nicht eher, als bis sie ihm geschworen hatte, ihn selbst im Tode nicht zu vergessen. Darauf nahmen ihn die drei Mädchen mit sich nach Hause zu ihrem Vater, und das war grade der Teufel, dem der Jüngling gelobt war. Als der am Abend nach Hause kam, sprach er zu dem Jüngling: „siehst du den Baum, der hier vor dem Hause steht? den sollst du heute Nacht fällen und zu Brettern versägen, und wenn du damit nicht bis morgen in der Frühe fertig bist, so fresse ich dich." „Gut!" antwortete der Jüngling; als er aber allein war, da fing er an zu seufzen und zu weinen, denn er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, eine solche Arbeit in einer Nacht zu vollenden. In seiner Noth ging er zu seiner Frau, der Neraide, die riß sich ein Haar aus, und gab es ihm, und sagte, „er solle es verbrennen," und kaum hatte er das gethan, so versammelten sich alle Teufel und machten sich an die Arbeit, und bevor es Tag wurde, waren sie damit fertig.

Als nun der Teufel aufwachte und die Arbeit gethan fand, da rief er: „meine Jüngste hat dir geholfen!“ der Jüngling aber leugnete das und behauptete, daß er die Arbeit allein gethan habe. Am andern Abend sagte ihm der Teufel: „siehst du jenen Berg? den sollst du heute Nacht abtragen und den Platz, auf dem er gestanden, eben machen.“ „Gut!“ antwortete der Jüngling. Als aber der Teufel weggegangen war, da lief der Jüngling zu seiner Frau und klagte ihr seine Noth. Sie gab ihm wieder ein Haar, und als er das verbrannte, versammelten sich alle Teufel und machten sich an die Arbeit, und bevor es Tag wurde, waren sie damit fertig. Wie nun am andern Morgen der Teufel kam und die Arbeit gethan fand, da rief er: „das hast du nicht allein gemacht, meine Jüngste hat dir geholfen.“ Der Jüngling aber erwiderte: „nein, ich habe es allein gemacht und mir von Niemand helfen lassen.“

Am dritten Abend sagte der Teufel: „siehst du diese Bretter, die du selbst geschnitten hast? mit den sollst du mir heute Nacht ein Schiff bauen und das muß morgen früh fix und fertig am Strande liegen.“ „Gut!“ sprach der Jüngling. Als aber der Teufel weggegangen war, lief er wiederum weinend zu seiner Frau und klagte ihr seine Noth. Da gab ihm diese einen Stab und einen Laib Brot und sprach: „gehe damit an den Strand und schwinge den Stab, und es werden sich alle Teufel versammeln; dann wirf ihnen das Brot hin und sage ihnen in meinem Namen, daß sie, bevor es Tag wird, das Schiff fertig haben müßten, und dann komm wieder.“ Der Jüngling machte es, wie seine Frau ihm gerathen hatte, und kehrte zu ihr zurück. Als er aber am andern Morgen zum Strande gehen wollte, sagte sie: „wenn mein Vater kommt und dir sagt, daß du in das Schiff steigen sollst, so thue es nicht, denn er wird ihm einen Stoß geben, daß es bis in die Mitte des Meeres fährt, sondern du mußt ihm sagen: du bist der Vornehmere und mußt daher zuerst hineinsteigen, und wenn er darin ist, so gieb dem Schiff einen Stoß mit dem Knie, damit es bis in die Mitte des Meeres fährt. Dann laufe so schnell du kannst hierher, damit wir entfliehen.“

Da machte es der Jüngling, wie ihm seine Frau gesagt hatte, und nachdem der Teufel ins Schiff gestiegen und er dieses bis in die Mitte des Meeres gestoßen hatte, lief er was er konnte zu seiner Frau zurück und setzte sich mit ihr auf die Pferde, welche sie in Bereitschaft hatte. Sie ritten auf diesen bis zu der Gränze des Reiches des Teufels, und da sie nun sicher waren, daß sie nicht mehr gefangen werden konnten, so setzten sie sich unter einen Baum und ruhten aus. Die Neraide erwachte zuerst, und als sie zwei weiße Wolken herankommen sah, da weckte sie ihren Mann und sprach: „siehe, da kommen meine beiden Schwestern, um uns zu suchen, und bald wird auch eine schwarze Wolke kommen, das ist meine Mutter," und es dauerte nicht lange, so kam auch die schwarze Wolke heran, und nun suchten die drei Wolken die ganze Gränze ab, konnten sie aber nicht finden, weil sie bereits jenseits derselben waren.

Der Jüngling kehrte mit seiner Frau in seine Heimath und ließ sie im Hause einer alten Frau zurück, bevor er in das seine ging, um seine Mutter zu besuchen. Da sprach die junge Frau: „wenn du zu deiner Mutter kommst, so laß dich nicht von ihr küssen, denn wenn sie dich küßt, so wirst du mich vergessen." Der Jüngling ging nun zu seiner Mutter, aber sie erkannte ihn nicht. Er fragte sie also: „hast du keinen Sohn?" und jene antwortete: „o ja, ich hatte einen, den hat mir aber der Teufel geraubt;" und jener fragte wieder: „hatte er kein Abzeichen auf der Brust?" — „Ja wohl hatte er eins." — Da entblößte er seine Brust, und als die Mutter das Zeichen sah, wollte sie ihn umarmen, er aber hielt sie ab, und bat sie, ihn nicht zu küssen. Weil er nun von der Reise sehr ermüdet war, so legte er sich nieder, um auszuruhen, und schlief ein; da schlich sich seine Mutter zu ihm und küßte ihn heimlich, so daß er es nicht merkte, und als er aufstand, hatte er seine Frau gänzlich vergessen.

Die Mutter ließ nun das Haus wieder weiß anstreichen, und suchte nach einer Frau für ihren Sohn, und als sie die passende gefunden hatte, verlobte sie ihn mit ihr. Die Neraide erfuhr das alles von der

Alten, bei der sie wohnte, und begriff, daß seine Mutter ihn geküßt habe. Da setzte sie sich hin an den Webstuhl und webte sich goldene Kleider und hing sie vor dem Hause in die Sonne. Als nun ihr Mann einmal vorüber kam und die Kleider erblickte, da dämmerte es in ihm auf, als ob er eine Frau habe, die solche Kleider trüge. Er ging also heim und bat seine Mutter, in jenes Haus zu gehn, um zu sehn, wem diese goldenen Kleider gehörten. Die Mutter that ihm den Willen, und als sie zurückkam, erzählte sie ihm, daß sie einer fremden Frau gehörten, welche so schön sei, daß sie Strahlen werfe. Da ahnte es dem Sohne, daß das seine eigene Frau sei, und er bat daher seine Mutter, noch einmal hinzugehn und die Fremde einzuladen, mit ihr nach Hause zu kommen, und als sie mit der Mutter ins Haus trat, da erkannte er sie wieder und sprach zu seiner Mutter: „diese und keine andere ist meine Frau, diese hat mir das Leben gerettet, und weil du mich im Schlafe geküßt hast, so mußte ich sie vergessen.“ Darauf sagte er seiner Verlobten ab, und lebte glücklich und zufrieden mit seiner Frau.

---

55. Vom Halberbschen.

Es war einmal eine arme Frau, die hatte viele Kinder, und darunter war eines nicht größer als eine halbe Erbse. Als sie nun eines Tags Brot knetete, da riefen die Kinder alle zusammen: „auch für mich eine Bretzel, auch für mich eine Bretzel!“ und darüber wurde ihre Mutter so zornig, daß sie sie alle todt schlug bis auf den kleinen Halberbs, der sich in ihren Schuh versteckte. Darauf fing die Mutter an zu weinen, daß sie nun kein Kind mehr habe, mit dem sie das Essen ihrem Manne auf den Acker schicken könne, und als das der kleine Halberbs hörte, hüpfte er aus dem Schuh heraus und rief: „wenn du mich nicht todt schlägst, so will ich das Essen auf den Acker tragen.“ Da schickte ihn die Mutter mit dem Essen und dem Weine auf den Acker, und als er in die Nähe kam, rief er seinem Vater zu, als ob er den

Weg nicht wisse: „Vater, von wo soll ich beikommen?“ und dieser sagte: „Von dem Rande aus.“ Da fing Halberbs an das Brot vom Rande anzubeißen und aß es auf. Dann fragte er wieder: „Vater, von wo soll ich beikommen?“ — „Von der Mitte aus.“ — Da aß er auch das Essen auf, indem er mitten hinein langte, und als er damit fertig war, rief er wieder: „Vater, von wo soll ich beikommen?“ und jener sagte: „Von dem Quellchen aus.“ Da setzte er auch die Weinflasche an und trank sie aus. Darauf ging Halberbs zu seinem Vater auf den Acker, und als ihn der fragte: „wo hast du das Essen und den Wein?“ antwortete er: „damit habe ich verfahren, wie du befohlen hast, denn als ich dich fragte, von welcher Seite ich dem Brote beikommen sollte, sprachst du: vom Rande aus, und da aß ich es vom Rande aus auf; als ich dich fragte, von welcher Seite ich dem Essen beikommen sollte, sprachst du: von der Mitte aus, und da griff ich mitten hinein und aß es auf, und als ich dich fragte, von welcher Seite ich dem Weine beikommen sollte, sprachst du: vom Quellchen aus, und da setzte ich den Hals der Flasche an den Mund und trank sie aus.

Der Vater lachte und sprach: „du bist ein Schelm, bleibe aber hier, bis ich wieder komme, denn ich will selbst nach Hause und Brot holen, und wirf den Ochsen Heu vor, damit sie dich nicht fressen.“ Als nun Halberbs den Ochsen Heu vorwarf, fraß ihn der eine mit hinein; der Vater aber suchte nach ihm vergebens bis zum Abend und zog dann mit den Ochsen heim.

Als nun die Ochsen in ihrem Stande standen und Vater und Mutter zu Abend aßen, rief Halberbschen aus dem Bauche des einen: „ich will mein Theil, ich will mein Theil.“ Da schlachtete der Vater den Ochsen und gab die Därme einer alten Frau zum auswaschen, und als sie diese beim Brunnen aufschneiden wollte, rief Halberbschen aus ihnen heraus: „Alte, stich mir nicht die Augen aus, sonst stech ich dir die deinen aus.“ Da erschrak die Alte so sehr, daß sie die Därme hinwarf und fortlief.

Darauf kam die Füchsin zum Brunnen und fraß von den Därmen und schluckte dabei auch den Halberbs hinunter.

Als sie nun am Abend auf Hühner ausging und sich schon in den Stall geschlichen hatte, da rief Halberbs aus ihrem Bauche: „he ihr Hausleute, die Füchsin ist da und will eure Hühner fressen," und rief so lange, bis es die Hausleute hörten, und die Füchsin flüchten mußte. So oft aber die Füchsin auf Hühner ausging, geschah ihr immer wieder dasselbe, so daß sie vor Hunger und Kummer ganz herunter kam. Da begegnete ihr eines Tags der Wolf und sprach: „Frau Marja, Frau Marja, warum siehst du so schlecht aus? was hast du denn für einen Kummer?" und die Füchsin antwortete: „ach Herr Nikolas, ich habe etwas in meinem Leibe, das, so oft ich nach Hühnern gehe, zu schreien anfängt, bis es die Hausleute hören und ich ohne Hühner flüchten muß; weißt du keinen Rath dafür?" Darauf antwortete der Wolf: „höre Frau Marja, was ich dir rathe: steige auf jenen Birnbaum und stürze dich herunter und von dem Sprunge wirst du heil werden." Da ging die Füchsin hin, stieg auf den Baum, stürzte sich herunter und war todt; und als der Wolf das sah, ging er hin, fraß sie auf und schluckte auch den Halberbs mit.

So oft er nun von da an Schafe stehlen wollte, da schrie der Halberbs aus seinem Bauche: „he Hirten, Hirten! der Wolf frißt euch die Schafe," und so mußte der Wolf wieder fort. Er nahm sich aber das so zu Herzen, daß er nicht länger leben wollte und sich von einem Felsen herunterstürzte, der bei der Tenne der Eltern des Halberbs lag.

Als nun der Wolf todt war, da kroch das Kind aus seinem Rachen und versteckte sich unter einen Stein der Tenne. Am andern Morgen kam seine Mutter zur Tenne, um dort Brot zu kneten; sie wehklagte über den Verlust ihres Kindes und sprach: „Oi! Oi! wenn ich doch noch Halberbschen hätte, damit es von diesem Brote mit essen könnte," und als Halberbs das hörte, rief er: „auch für mich eine Bretzel, Mutter! auch für mich eine Bretzel!" Da lief die Mutter zu

ihrem Mann und erzählte ihm, was sie gehört hatte; sie gingen nun zusammen auf die Tenne, rissen die Steine auf, fanden unter einem den Halberbs sitzen und trugen ihn vergnügt nach Hause.

---

56. Das Pfefferkorn.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten keine Kinder, und eines Tages ging die Alte auf das Feld und brach sich einen Korb voll Bohnen, und als sie damit fertig war, sah sie in den Korb und sprach: „ich wollte, daß alle Bohnen zu lauter kleinen Kindern würden." Kaum hatte sie das gesagt, so sprang eine ganze Schaar von kleinen Kindern aus dem Korbe und tanzte um sie herum. Eine solche Familie erschien aber der Alten doch zu groß, und sie sprach daher: „ich wollte, daß ihr wieder zu Bohnen würdet." Kaum hatte sie das gesagt, so kletterten die Kinder in den Korb zurück und wurden wieder zu Bohnen bis auf ein kleines Knäblein, das die Alte mit sich nach Hause nahm. Das war aber so klein, daß man es nur klein Pfefferkorn nannte, doch war es dabei so lieb und herzig, daß alle Welt es gern hatte.

Eines Tages kochte die Alte ihre Suppe und klein Pfefferkorn kletterte an dem Kessel hinauf und blickte hinein, um zu erfahren, was gekocht würde, aber er versah es dabei und fiel in die siedende Brühe, und brühte sich darin zu Tode. Erst als es Essenszeit war, bemerkten die Alten, daß er fehle, und nun suchten sie überall vergebens nach ihm, um ihn zum Essen zu rufen. Endlich setzten sie sich ohne den Kleinen zu Tisch; als sie aber die Suppe aus dem Kessel in die Schüssel schütteten, da schwamm der Leichnam von klein Pfefferkorn darauf.

Da fingen der Alte und die Alte zu jammern an und riefen: „lieb Pfefferkorn ist todt, lieb Pfefferkorn ist todt."

Als das die Taube hörte, riß sie sich die Federn aus und rief:

„Lieb Pfefferkorn ist todt,
Der Alte und die Alte jammern."

Als der Apfelbaum sah, daß sich die Taube die Federn ausriß, fragte er sie, „warum sie das thue," und als er das erfahren, schüttelte er alle seine Aepfel ab.

Wie nun der Brunnen, welcher neben ihm floß, die Aepfel fallen sah, fragte er den Baum, „warum er sich die Aepfel abschüttle," und dieser antwortete:

„Lieb Pfefferkorn ist todt,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen.
Lieb Pfefferkorn ist todt."

Als das der Brunnen hörte, da strömte er vor Schmerz all sein Wasser aus.

Als die Magd der Königin zum Brunnen kam, um Wasser zu schöpfen, da fand sie keins, und fragte den Brunnen, „warum er kein Wasser habe," und dieser antwortete:

„Lieb Pfefferkorn ist todt,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,
Der Apfelbaum hat sich die Aepfel abgeschüttelt.
Lieb Pfefferkorn ist todt."

Da ließ die Magd vor Schmerz ihren Krug fallen, und als sie die Königin fragte, „warum sie den Krug zerbrochen habe," sagte sie:

„Lieb Pfefferkorn ist todt,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,
Der Apfelbaum hat sich die Aepfel abgeschüttelt,
Der Brunnen hat all sein Wasser ausgegossen.
Lieb Pfefferkorn ist todt."

Da schlug sich die Königin vor Schmerz so stark mit dem Arm auf die Brust, daß dieser davon entzwei brach, und als der König das erfuhr und sie fragte, „wie es zugegangen sei," sprach sie:

„Lieb Pfefferkorn ist todt,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,
Der Apfelbaum hat sich die Aepfel abgeschüttelt,

Der Brunnen hat all sein Wasser vergossen,
Die Magd hat ihren Krug zerbrochen.
Lieb Pfefferkorn ist todt."

Als das der König hörte, ward er so betrübt, daß er seine Krone vom Haupte riß und sie auf die Erde warf, daß sie in tausend Stücke zersprang, und als sein Volk ihn fragte, warum er das gethan, rief er:

„Lieb Pfefferkorn ist todt,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,
Der Apfelbaum hat sich alle Aepfel abgeschüttelt,
Der Brunnen hat all sein Wasser vergossen,
Die Magd hat ihren Krug zerbrochen,
Die Königin hat ihren Arm gebrochen,
Und ich König habe meine Krone verloren.
Lieb Pfefferkorn ist todt."

57. Das Dohlenkind.

Es war einmal eine Frau, die bekam keine Kinder, und sprach einstmals in ihrem Kummer: „lieber Gott, ich wollte, ich hätte ein Kind, und wenn es auch nur eine Dohle wäre." Da wurde ihr Leib gesegnet, und als ihre Zeit kam, gebar sie eine Dohle. Sie zog dieselbe auf wie ihre Tochter, und als sie herangewachsen war, sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter: „Mutter, lade die schmutzige Wäsche auf den Esel, ich will sie im Bach waschen." Da belud die Mutter den Esel mit der Wäsche und die Dohle setzte sich oben auf und ritt zu dem ersten Bache; weil aber dort andere Weiber wuschen, ritt sie bis zu dem zweiten, und als sie sah, daß sie dort ganz allein war, da legte sie ihr Federkleid ab, und ward zu einem Mädchen von solcher Schönheit, daß der ganze Bach von ihr erglänzte.

Der Königssohn jagte aber in dieser Gegend grade nach Hasen, und erblickte sie von einem Hügel. Da schlich er sich leise herbei und belauschte sie und sah, wie sie aus dem Wasser stieg, ihr Federkleid wie-

der anlegte und zur Dohle wurde. Darauf ging der Prinz zu seiner Mutter und sprach: „Gehe zu der Mutter der Dohle und halte bei ihr um ihre Tochter an, denn ich will sie heirathen.“ Da ging die Königin hin und richtete ihren Antrag aus. Jene aber antwortete: „reicht es nicht hin, daß ich den Kummer habe, daß meine Tochter eine Dohle ist, und nun muß ich darüber noch Spott und Hohn von dir erfahren!“ — Als die Königin das ihrem Sohne erzählte, schickte er sie von Neuem hin, und ließ der Mutter der Dohle sagen, daß es ihm Ernst mit seinem Antrage sei. Darauf erwiderte jene: „wenn es ihm wirklich Ernst ist, so soll er von meiner Hausthüre bis zu seinem Schlosse einen Pfahlzaun machen lassen.“ Darauf ließ der Königssohn einen solchen Zaun verfertigen und kam dann mit großem Gefolge, um die Dohle heimzuholen; diese aber hüpfte auf dem Zaune von Pfahl zu Pfahl bis in das Königsschloß, und als sie im Hochzeitssaale angekommen war, da fing sie an zu fliegen und flog auf einen Schrank. Der Prinz stellte sich neben diesen und machte vor den Gästen als Hochzeiter die Verbeugungen, wie es die Sitte vorschreibt, und so oft sich der Prinz verbeugte, so oft verbeugte sich auch die Dohle so tief, bis ihr Schnabel auf dem Boden aufstieß. Als das Fest zu Ende war und das Brautpaar in seine Kammer ging, da zog die Dohle ihr Federgewand aus und ward zur schönsten Frau. Aber am andern Morgen in aller Früh schlüpfte sie wieder in ihr Federgewand, und als der Prinz erwachte, saß sie als Dohle vor seinem Bette. So machte sie es jeden Abend und jeden Morgen, und alle Mühe, die der Prinz sich gab, um sie zu überreden, ihr Federgewand abzulegen, war umsonst.

Da befahl der Prinz seinen Dienern, den Backofen drei Tage lang zu heizen, so daß er ganz glühend wurde, und auch drei Tage lang Wasser zu tragen. Nachdem nun alles fertig war, blieb der Prinz die Nacht über wach, und wie er merkte, daß seine Frau im tiefen Schlafe lag, stand er leise auf, nahm das Federgewand, schlich damit zum Ofen und warf es hinein. Als es nun verbrannte, da wachte die Frau von dem Geruche auf, lief zum Ofen und wollte ihr Federkleid herausreißen, aber

es war zu spät, denn alles war verbrannt, und so mußte sie also Frau bleiben.

Eines Tages ging der Prinz mit seiner Frau zu einem großen Kirchenfeste und dort waren auch deren Eltern, und als die Mutter an der Seite des Prinzen eine wunderschöne Frau erblickte, glaubte sie, daß er die Dohle verstoßen und eine andere geheirathet habe. Sie ging also zu ihm und sprach: „guten Tag, lieber Schwiegersohn, wo hast du deine Dohle?“ und der Prinz erwiderte, indem er auf seine Frau zeigte: „sieh her, hier steht sie.“ Diese verbeugte sich vor ihrer Mutter nach der Sitte der jungen Frauen und küßte ihr die Hand, und darauf erzählten sie ihr, was sich zugetragen habe.

---

58. Von dem Manne, der in eine Frau und wieder in einen Mann verwandelt wird.

Es war einmal ein armer Mann, der konnte die Zither so schön spielen, daß jeder, der ihn hörte, Lust bekam, aufzustehen und zu tanzen. Eines Tages ging er über Land, und bei einem Halt, den er machte, griff er nach seiner Zither und fing an zu spielen. Da kam eine Neraide hervor und tanzte nach seinem Spiele, und als sie sich satt getanzt hatte, gab sie ihm eine Handvoll Goldstücke und bat ihn, daß er am folgenden Abend wiederkommen und ihr aufspielen solle, und der Mann versprach das. In seiner Freude über das viele Geld stellte er aber am andern Tage ein Gastmahl an, lud seine Freunde dazu und vergaß sein Versprechen. Als nun die Neraide am Abend an jenen Platz kam und ihn nicht fand, tanzte sie so lange, bis sie zu Boden fiel und barst. Am folgenden Abend erinnerte sich der Mann seines Versprechens und ging hin. Da fand er die Neraide auf dem Boden liegen; er glaubte, daß sie schliefe, und fing an denselben Reigen zu spielen, den er das erste Mal gespielt. Da erschien eine andere Neraide und sagte: „was spielst du jetzt? meine Schwester ist gestorben, weil du

dein Wort nicht gehalten hast! was willst du nun lieber, soll ich dich tödten oder verfluchen?" Jener dachte eine Weile nach und sagte dann: „verfluche mich lieber." Darauf sprach die Neraide: „wenn du ein Mann bist, so sollst du zur Frau werden, und wenn du eine Frau bist, so sollst du zum Manne werden," und verschwand. Der Mann aber ging abseits um zu sehen, ob der Fluch auch ernst gemeint sei, und fand, daß er zur Frau geworden war. Da zerbrach er seine Zither, nahm eine Flinte, eine Pistole und einen Jatagan, und ging in ein fremdes Land. — Als er zu dessen Hauptstadt kam, traf er ein Mädchen, das klagend bei einer trockenen Quelle saß. Er fragte sie, warum sie so traurig wäre, und sie erzählte ihm, daß sie die Königstochter sei, und daß sie durch das Loos bestimmt worden von einem Ungeheuer gefressen zu werden, das in der Quelle sitze und deren Wasser zurückhalte, wenn es nicht jedes Jahr ein Mädchen zu fressen bekäme. Dann ströme das Wasser eine Zeitlang und die ganze Stadt eile, sich, so viel sie könne, Wasser für das ganze Jahr zu schöpfen; denn es gebe nur diese eine Quelle und die ließe der Drache nur kurze Zeit fließen. Darauf sprach ihr der Reisende Muth ein und sagte, daß er bei ihr bleiben wolle, und da er sich sehr müde von der Wanderung fühlte, so legte er seinen Kopf in ihren Schooß, ließ sich von ihr lausen und schlief darüber ein. Da kam der Drache aus der Quelle hervor, und als ihn die Prinzessin sah, fing sie an zu weinen, und eine ihrer Thränen fiel dem Schlafenden auf die Wange; davon erwachte er und stand auf. Wie ihn der Drache erblickte, da lachte er und sprach: „sonst bekam ich jedes Jahr nur einen, heuer aber bekomme ich zwei." Doch der Jüngling zog sein Schwert, hieb damit die sieben Köpfe des Ungeheuers ab und sprach: „da hast du deine zwei zum Fressen."

Darauf sprach die Prinzessin: „zum Danke für das, was du an mir gethan hast, will ich dich zum Manne nehmen." Weil er aber zur Frau geworden war, so antwortete er: „ich verheirathe mich nicht." Und die Prinzessin fragte: „was wünschest du sonst, was wir dir geben könnten?" Da erwiderte er: „schenkt mir ein gutes Reitpferd, damit

ich nicht zu Fuß zu gehen brauche," und die Prinzessin versetzte: „in unserem Stalle stehen dreitausend Hengste, wenn man dich nun hinführt, damit du dir einen aussuchen kannst, so wähle den, der am Ende des Stalles steht und verwundet ist."

Der Jüngling ließ die Prinzessin vorausgehen, damit sie dem König alles erzählen könne, was geschehen war, und als er darauf im Schlosse erschien und zum Lohne ein Pferd verlangte, schickte ihn der König in seinen Stall, damit er sich dort eines aussuche. Er ging also hin, sah sich ein Pferd nach dem andern an und wählte endlich das, welches ihm die Prinzessin angegeben hatte. Als er nun mit dem wunden Pferde vor dem König erschien, sagte dieser: „Freund, du hast dir grade das Pferd ausgesucht, das ich nicht weggeben kann. Es sind noch dreitausend Hengste im Stalle, von diesen wähle, welchen du willst." Da sagte der Jüngling: „ich will entweder dieses Pferd oder gar keins," und wandte sich, um fortzugehen. Nun erhob sich auch die Prinzessin und sagte, daß sie mit ihm gehen würde, wenn er nicht das Pferd erhielte, das er sich ausgesucht hatte, und da mußte ihn der König mit demselben ziehen lassen.

Als er es nun besteigen wollte, fragte ihn das Roß: „weißt du meinen Namen?" und jener sprach: „nun, wie wirst du denn heißen? Roß?" — „Nein, ich heiße Blitz, und wenn du auf mir bist, so halte dich fest, damit du nicht herunter fällst." — Nachdem er aufgestiegen war, verwandelte sich das Roß in den Blitz und brachte ihn in einem Augenbick zu einer andern Stadt.

Dort fand er eine große Menge vornehmer Leute versammelt, und als er das Roß fragte, was sie vorhätten, antwortete es: „der König will seine Tochter verheirathen, er will sie aber nur demjenigen geben, welcher im Stande ist über den Graben zu setzen, den du dort siehst. Wenn du nun willst, so will ich mit dir über den Graben setzen." Da sagte der Jüngling: „meinetwegen!" und kaum hatte er das gesagt, so war er auch schon über den Graben, und ritt nun so weit weg, daß man ihn nicht erkennen konnte. Da ritten sie ihm nach, um zu sehen,

wer er sei; er aber trieb mit den Verfolgern sein Spiel, und ließ sie sich nicht nahe kommen.

Als nun der König sah, daß man ihn nicht einholen könne, ließ er zu beiden Seiten des Grabens Netze aufstellen, damit er sich darin fangen solle, wenn er wieder über den Graben setzte. Da sprach das Roß zu seinem Herrn: „weißt du, was der König thut? er läßt Netze aufstellen, damit wir uns darin fangen sollen, wenn wir wieder über den Graben setzen. Willst du nun, daß ich mich fangen lassen soll, damit du die Prinzessin heirathen kannst?" Er erwiderte: „Meinetwegen!" und kaum hatte er das gesagt, so war er auch schon sammt dem Rosse in den Netzen verwickelt. Da machte der König wenig Umstände und gab ihn mit seiner Tochter zusammen.

Darauf verging eine Nacht, es vergingen zwei und drei Nächte, es verging eine ganze Woche, alle Welt wartete auf ein Zeichen von der Prinzessin, aber alles Warten war vergebens. Endlich stellte sie der König zur Rede, und da sagte sie ihm: „lieber Vater, ich will den nicht zum Manne haben, den du mir gegeben hast, denn der ist kein Mann." Der König aber sprach: „schweige still, damit er es nicht hört und uns alle todtschlägt, denn er ist der tapferste Mann, den ich je gesehen habe. Weißt du aber, was wir thun wollen? wir wollen ihn fragen, ob er im Stande sei, jenes unüberwindliche Land zu unterwerfen, das bis jetzt noch Niemand erobern konnte; und wenn er das vermöchte, so solle er uns von dort dreizehn Pferdelasten Gold mitbringen." Als die Prinzessin damit einverstanden war, machte der König seinem Schwiegersohne den Vorschlag, und der brach mit seinem Pferde sogleich nach jenem Lande auf. Unterwegs begegnete er einem Riesen, der eine eiserne Keule zwischen seinen Fingern spielen ließ, die zweitausend Pfund wog; er machte mit ihm Brüderschaft und nahm ihn mit sich; darauf begegnete er einem baumhohen Riesen, der hundert Schafe auf einem Sitze verzehrte, machte auch mit diesem Brüderschaft und nahm ihn mit sich. Als sie nun in jenes Land kamen, und die Einwohner gegen sie zogen, da schickte er ihnen den Fresser entgegen,

der die Hälfte von ihnen auffraß, und wie das die anderen sahen, flüchteten sie sich in ihre Festung. Darauf sagte er zu dem Keulenträger: „jetzt ist die Reihe an dir!“ Da warf jener die Festung mit seiner Keule ein und machte die Einwohner gefangen. Diese aber sagten: „schlagt uns nicht todt, sondern sagt uns, was wir euch geben sollen.“ Darauf verlangten sie dreizehn Pferdelasten Gold, und als sie die erhalten hatten, zogen sie ab.

Die beiden Riesen aber blieben an den Orten zurück, wo sie der Jüngling begegnet hatte, und er zog also allein nach Hause. Als ihn der König wiedersah, freute er sich sehr und sprach zu seiner Tochter: „siehst du, er hat jene Unbezwinglichen unterworfen, warum willst du ihn also nicht zum Manne?“ Sie aber erwiderte: „lieber Vater, er ist kein Mann.“ Da sprach der König: „nun, dann wollen wir ihn gegen jenes Ungeheuer schicken, das vor unserm Hafen sitzt und die Schiffe mit Haut und Haaren verschlingt.“

Als er nun seinem Schwiegersohn von jenem Ungethüme erzählte, zeigte sich dieser sogleich bereit, es zu bestehen, und ging dann in den Stall und sprach zu seinem Roß: „was sagst du, Grauschimmel, können wir dies Ungethüm erlegen?“ Das Roß antwortete: „warum nicht? doch ist es kein leichtes Stück; du mußt mich aber dazu in sieben Decken von Büffelhäuten einnähen lassen, weil das Ungethüm sechse davon fressen wird. Dann mußt du mich mit frischen Hufeisen beschlagen lassen, welche nach unten Stacheln haben, und du selbst mußt dich mit einer Stange bewaffnen, an deren Spitze eine Gabel ist.“

Als nun alles fertig war, zog er dem Rosse die Häute an, setzte sich auf, und ritt nach dem Hafen, und damit das Ungethüm sie gewahr würde, erhob sich das Roß in die Luft. Da erblickte sie das Thier und erhob sich aus dem Wasser, um sie zu verschlingen. Es riß dem Rosse nach einander die sechs Büffelhäute ab und fraß sie. Dieses ließ das Ungethüm ruhig gewähren, bis es müde geworden war, dann aber griff es dasselbe an und tödtete es mit seinen Stachelhufen, und der Herr

half mit seiner Gabellanze. Darauf band er es an den Schweif des Rosses und schleifte es so vor seinen Schwiegervater, damit sich dieser überzeugen könne, daß es wirklich todt sei.

Nun wußte der König lange nicht, wohin er ihn noch schicken solle; endlich fiel ihm ein ungeheurer Mohr ein, der einen Apfel besaß, den er in die Höhe warf und wiederfing, und den ihm Niemand abzunehmen im Stande war. Da sprach er zu seinem Schwiegersohn: „lieber Sohn, du hast nun alles ausgeführt, was zu vollbringen war, wenn du aber nun noch den Apfel des schwarzen Riesen holst, dann haben wir uns künftig vor gar nichts mehr zu fürchten." Darauf ging jener zu seinem Roß und sprach: „höre, Grauschimmelchen, können wir dem schwarzen Riesen seinen Apfel abnehmen?" und das Roß antwortete. „ja, das können wir, wir dürfen ihn nur nicht die zwei ersten Male nehmen, wenn er ihn in die Höhe wirft, denn sonst streckt er seine Hand aus und packt uns; wir müssen ihn müde werden lassen, und dürfen den Apfel erst beim dritten Male nehmen."

Da zogen sie in die Gegend, wo der Mohr lebte, und versteckten sich dort und warteten, bis der Mohr den Apfel zum dritten Male in die Höhe warf; da packte ihn das Roß, verwandelte sich in den Blitz und fuhr so rasch es konnte von dannen. Der Mohr streckte seinen Arm aus um sie zu greifen, weil er aber müde war, so griff er zu kurz, bekam nur den Schweif des Rosses zu fassen und riß den ab, und als er sah, daß er sie nicht mehr erreichen konnte, da rief er ihnen nach: „wenn du ein Mann bist, so sollst du zur Frau werden, und wenn du eine Frau bist, so sollst du zum Manne werden." Nachdem er darauf dem König den Apfel gebracht hatte, ging er zu seiner Frau und am andern Morgen sagte diese zu ihrem Vater: „lieber Vater, ich hatte Unrecht, als ich behauptete, daß mein Mann kein Mann sei," und nach dem Tode des Königs bestieg jener den Thron und ward dessen Nachfolger.

---

59. Lügenwette.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, aber kein Vermögen, und als er starb, hinterließ er ihnen weiter nichts als sein Roß und dessen Sattelzeug. Wie nun die Söhne mit einander abtheilten, erhielt der älteste den Zaum, der mittlere den Sattel und der jüngste das Roß.

Darauf ging der Aelteste in eine andere Stadt, um seinen Zaum zu verkaufen und von dem Erlöse Lebensmittel anzuschaffen. Dort ging er in den Straßen auf und ab und rief seinen Zaum zum Verkauf aus, aber Niemand wollte ihn kaufen. Endlich rief dem Prinzen ein Bartloser zu, er solle zu ihm ins Haus kommen, und nachdem jener eingetreten, bot er ihm eine Wette an: wer am besten lügen könne, und der Fremde solle seinen Zaum gegen das Haus des Bartlosen einsetzen. Nachdem nun die Wette geschlossen war, begann der Königssohn einen Haufen voll Lügen zu erzählen, und als ihm nichts mehr einfiel, fragte ihn der Bartlose: „bist du nun fertig? weißt du nichts mehr?" und jener sagte: „nein, nun ist die Reihe an dir." Da fing der Bartlose an und sprach: „Ich hatte einmal einen Esel, der fraß so viel Kürbisse, daß er davon barst, und es dauerte nicht lange, so wuchs aus seinem Bauche eine Kürbispflanze, und wuchs so lange in die Höhe, bis sie zum Himmel reichte. Sie trieb aber an ihrem Stengel eine solche Masse Knoten, daß ich daran in den Himmel hinauf und wieder herunter steigen konnte." Darauf fragte er den Königssohn: „nun sage, ob du mich im Lügen übertroffen hast, oder ich dich?" und jener sprach: „du hast gewonnen," gab ihm den Zaum und ging seiner Wege.

Darauf machte sich der mittlere Königssohn auf, um seinen Sattel zu verkaufen, ging damit in dieselbe Stadt, und als er vor dem Hause des Bartlosen vorbeikam, rief ihn dieser zu sich, schloß mit ihm dieselbe Wette und gewann ihm seinen Sattel ab.

Endlich ging auch der Jüngste in jene Stadt, um sein Pferd zu

verkaufen, und als er damit vor dem Hause des Bartlosen vorüberritt, rief ihn der hinauf und bot ihm dieselbe Wette an, wie er sie mit seinen beiden Brüdern gemacht hatte. „Gut," antwortete der Jüngste, „du mußt aber anfangen." Da fing der Bartlose an und erzählte die Geschichte mit dem Kürbis, und als er fertig war, fragte der Königssohn: „sind das alle deine Lügen?" und der Bartlose erwiderte: „ja, nun fang du an."

Da begann der Prinz und sprach: „Als ich geboren wurde, hatte ich keine Mutter, und ich war damals grade 110 Jahre alt, meine Mutter aber hundert. Als ich hierher ging, kam ich an einem Brunnen vorüber, und als ich mich bückte, um hineinzusehen, fiel mir der Kopf hinunter, ohne daß ich es merkte. Wie ich nun weiter zog, sah ich zwei Pilgrimme unter einem Blatte Farrenkraut sitzen, die mit einander rechneten, und während ich an ihnen vorüberging, sagte der eine zum andern: „du sieh einmal, da geht einer, der hat keinen Kopf." Da griff ich nach meinem Kopfe, und merkte erst, daß er in den Brunnen gefallen war. Ich ging also zum Brunnen zurück und sah, wie ein Fuchs meinen Kopf fraß." Da rief der Bartlose: „halte ein, du hast gewonnen; ich habe viele überwunden, aber an dir fand ich meinen Meister." Darauf ging der Bartlose aus dem Hause und der Königssohn wohnte fortan darin als in seinem Eigenthum.

---

60. Die Sehergabe.

Es war einmal eine alte Frau, die war so böse gegen ihre junge Schwiegertochter, daß diese sich nicht satt zu essen traute. So oft sie also Brot knetete, versteckte sie hinter den großen Fruchtkorb ein Stückchen Teig, um es zu backen und zu essen, wenn ihre Schwiegermutter einmal ausginge. Da die Alte aber niemals ausging, so sammelte sich nach und nach ein ganzer Sack voll Brotteig an. Eines Nachts erschien der Frau ein Engel des Herrn im Traume und sprach zu ihr:

„der Brotteig, den du hinter dem Fruchtkorb versteckt hast, ist in Weihrauch verwandelt. Stehe also morgen früh auf, und wenn deine Schwiegermutter weggegangen ist, so fülle allen Weihrauch in einen Sack und trage ihn auf jenen Berg und verbrenne ihn dort."

Am andern Morgen that die Frau, was ihr der Engel geheißen, trug den Weihrauch auf den Berg und steckte ihn dort an. Als nun der Rauch davon zum Himmel stieg, da sprach der Herr Jesus zu einem Engel: „gehe hin und sieh einmal nach, wer dieses gute Werk thut," und als der Engel vom Himmel kam, fand er die Frau, wie sie das Feuer schürte und Weihrauch hineinwarf. Da fragte er sie: „wie sollen wir dir das Gute vergelten, das du uns erweisest?" und sie antwortete: „ich bitte dich nur, mir die Gabe zu verleihen, daß, wenn Jemand stirbt, ich sehen kann, was der Engel mit seiner Seele anfängt." „Gut," sprach der Engel, „dir soll diese Gabe zu Theil werden, doch hüte dich wohl, sie irgend jemand zu offenbaren, denn sonst stirbst du in demselben Augenblicke."

Darauf ging die Frau nach Hause und that ihre Arbeit, wie sie es gewohnt war. Nach einigen Tagen starb ein junger Mann in ihrer Nachbarschaft. Sie ging also hin und erblickte den Charon, wie er sich bemühte, dem Todten die Seele mit Gewalt zu nehmen, und wie sich diese aus allen Kräften dagegen sträubte. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie sich über den Sterbenden beugte und zu weinen und zu schluchzen begann. Da kam auch ihre Schwiegermutter und sah, wie sie so über dem Sterbenden weinte, ging nach Hause und sagte zu ihrem Sohne, was sie gesehen habe, und daß seine Frau den Sterbenden zum Geliebten gehabt haben müsse. Als nun die Frau nach Hause kam, fragte sie der Mann, warum sie so sehr über dem Haupte jenes Sterbenden geweint habe. Der sei doch nicht ihr Verwandter, er müsse also ihr Geliebter gewesen sein. Da erwiderte die Frau, daß sie nur deßwegen über ihn geweint habe, weil sie gewußt hätte, daß er sterben müsse. Er aber wollte das nicht glauben und quälte sie so lange, bis sie sagte: „höre, lieber Mann, wenn du es durchaus wissen willst,

warum ich geweint habe, so schicke hin und lasse vorher mein Grab graben." Da ließ der Mann das Grab graben, und als es fertig war, kam er zurück und sagte es seiner Frau. Nun begann die Frau und erzählte ihm alles von Anfang an, wie sie den Teig versteckt, und wie dieser zu Weihrauch geworden, wie sie ihn auf dem Berge verbrannt, und wie sie zum Lohne dafür von dem Engel die Gabe empfangen habe, zu sehen, was aus den Menschen wird, wenn sie sterben, und wie sie nun sterben müsse, weil sie dies verrathen habe. Kaum hatte sie das gesagt, so starb sie auch, und der Mann ging hin und begrub sie in dem Grabe, das schon fertig war.

---

61. Der Jäger und der Spiegel, der alles sieht.

Es war einmal ein Jäger, der ging alle Tage auf die Jagd und war stets glücklich. Eines Tags aber ging er wieder hinaus und lief bis zum Abend herum, ohne irgend ein Wild anzutreffen. Da sprach er: „bevor ich nicht irgend etwas gefunden habe, gehe ich nicht heim," und blieb daher die Nacht über im Walde. Am andern Morgen kam er an den Seestrand und fand dort einen großen Fisch auf dem Sande liegen, der sich vergebens abmühte, wieder ins Wasser zu kommen. Da machte sich der Jäger dran und wälzte ihn in das Wasser, und als der Fisch merkte, daß er wieder flott war, sprach er: „was willst du für die Wohlthat, die du mir erwiesen hast?" Der Jäger aber antwortete: „ich verlange gar nichts." Da sprach der Fisch: „nimm dir eine Schuppe von meinem Leibe, und wenn du mich nöthig hast, so brenne sie an, und dann komme ich."

Der Jäger riß also eine Schuppe aus dem Leibe des Fisches, steckte sie zu sich und ging weiter. Nach einer Weile kam er in eine Ebene, in der ein ungeheurer Baum stand, unter den legte er sich, um zu schlafen. Kaum war er aber eingeschlummert, so wurde er von einem Geräusche wieder aufgeweckt, und als er aufstand um zu sehen, woher dies käme,

erblickte er eine mächtige Schlange, welche den Baum hinaufkroch; da besann er sich nicht lange und schoß die Schlange todt, und als das die jungen Adler sahen, die auf dem Baume saßen, freuten sie sich sehr; der Jäger aber legte sich nieder und schlief weiter. Als nun die alten Adler zum Baume kamen und den Jäger darunter liegen sahen, so glaubten sie, daß er es sei, welcher ihnen ihre Jungen raube, und wollten sich auf ihn stürzen und ihm die Augen aushacken. Da schrieen die Jungen: „thut ihm nichts, thut ihm nichts; denn er hat die Schlange getödtet.“ Als das die Alten hörten, spreiteten sie ihre Flügel aus und machten ihm Schatten, so lange er schlief, und als er aufwachte, fragten sie ihn: „was willst du für die Wohlthat, die du uns erwiesen hast?“ Da antwortete der Jäger: „ich verlange gar nichts;“ der älteste Adler aber sprach: „reiße eine Feder aus meinem Schwanze, und wenn du uns nöthig hast, so brenne sie an und dann kommen wir zu dir.“

Da nahm der Jäger die Feder und steckte sie zu sich, und jagte auch diesen ganzen Tag, ohne auf irgend ein Wild zu stoßen. Am Abend endlich erblickte er einen Fuchs und sprach: „So, du kommst mir grade recht, du mußt dran glauben, denn ich laufe nun drei Tage herum, ohne etwas zu schießen.“ Da rief der Fuchs: „schieße mich nicht, ich will dir geben, was du verlangst,“ und der Jäger fragte: „was kannst du mir geben?“—„Laß dich das nicht kümmern, und reiße ein Haar aus meinem Rücken, und wenn du mich brauchst, so brenne das an, dann komme ich zu dir.“

Der Jäger nahm das Haar, steckte es zu sich und wanderte so lange, bis er in ein anderes Land kam. Dort herrschte ein König, dessen Tochter einen Zauberspiegel besaß, und die hatte in dem ganzen Reiche bekannt machen lassen, daß sie denjenigen zum Manne nehmen wolle, der sich so vor ihr verstecken könne, daß sie ihn nicht zu finden im Stande sei, daß er aber seinen Kopf verlieren müsse, wenn sie ihn fände, und es hatten schon so viele die Wette verloren, daß sie mit ihren Köpfen einen Thurm erbauen ließ.

Als das der Jäger hörte, beschloß er die Wette einzugehn, und es wurde also vor dem Rathe der Zwölfe eine Schrift mit Brief und Siegel aufgesetzt, daß, wenn die Prinzessin ihn nicht finden könne, sie seine Frau werden solle, wenn sie ihn aber fände, er den Kopf verlieren müsse. Zum Verstecken war ihm eine Frist von drei Tagen gegeben, er aber vergnügte sich zwei Tage lang mit Wein, Gesang und Tanz, und als man ihn aufmerksam machte, daß er, wenn die Zeit herum wäre, seinen Kopf verliere, da lachte er. Am dritten Tag ging er zum Meeresstrande und brannte die Schuppe jenes Fisches an, und als dieser herankam und nach seinem Verlangen fragte, sagte er zu ihm: „ich verlange, daß du mich so versteckst, daß mich Niemand finden kann.“ Da öffnete der Fisch seinen Rachen und der Jäger schlüpfte hinein, und nachdem er sich darin zurecht gelegt hatte, fuhr der Fisch mit ihm in die Meerestiefe.

Als nun die Prinzessin in den Spiegel blickte, um ihn zu finden, da suchte und suchte sie in allen Räumen der Welt, konnte ihn aber nirgends sehn, und sprach bei sich: „das ist das Ende, den muß ich heirathen,“ und sie war darüber nicht böse, weil der Jäger wegen seiner großen Schönheit Wohlgefallen bei ihr gefunden hatte. Als sie den letzten Blick in den Spiegel warf, da bemerkte sie ein Stückchen blauer Seide, das von der Mützenquaste des Jägers aus dem Rachen jenes Fisches heraus stand, und rief: „ich habe ihn gefunden, ein Fisch hat ihn im Rachen.“ Als nun der Jäger wieder ans Land kam und zur Prinzessin ging, um zu erfahren, ob sie ihn gefunden habe, sagte sie ihm, „daß er im Rachen eines Fisches gesteckt habe.“ Darauf sprach dieser: „es ist wahr, laß mir also den Kopf abschlagen.“ Sie aber erwiderte: „nein, ich schenke dir das Leben, weil noch keiner sich vor mir so gut versteckt hatte als du, doch laß dir das gesagt sein und wette nicht wieder.“ Da dankte er ihr und ging weg, aber es dauerte nicht lange, so sprach er bei sich: „ich muß es noch einmal versuchen und sollte es mich auch den Kopf kosten.“ Er ging also wieder zu dem Rathe der Zwölfe, unterschrieb dort eine neue Schrift und brannte

dann seine Adlerfeder an. Da kamen die Adler herbei, nahmen ihn auf sein Geheiß auf ihre Flügel und hoben ihn bis zum Himmel auf. Die Prinzessin sah nun wieder in ihren Spiegel und konnte ihn lange nicht finden, endlich aber erblickte sie wiederum seine Mützenquaste, die über den Adlern hervorschaute, und rief: „ich habe ihn gefunden." Als nun der Jäger vor ihr erschien, um zu hören, ob sie ihn gefunden, sagte sie zu ihm: „hatten dich nicht die Adler in den Himmel gehoben?" Da sprach der Jäger: „so ist es, laß mir nun das Haupt abschlagen." Sie erwiderte: „mache, daß du fortkommst, ich will dir diesmal noch das Leben schenken, aber du darfst nicht mehr wetten." Doch er sprach: „ich versuche es zum dritten Mal, und wenn ich auch dabei verliere, so sollst du mich ohne Erbarmen hinrichten lassen."

Da ging er noch einmal zum Rathe der Zwölfe und ließ eine dritte Schrift aufsetzen, und nachdem er diese unterschrieben hatte, brannte er das Fuchshaar an. Als nun der Fuchs kam und ihn nach seinem Begehren fragte, sprach er: „du sollst mir eine Höhle graben, die von hier in das königliche Schloß bis unter den Sitz führt, auf den sich die Prinzessin setzt, wenn sie in den Spiegel sieht." Da rief der Fuchs alle Füchse zusammen und diese gruben eine Höhle, wie sie der Jäger verlangt hatte. Als sie fertig war, schlüpfte er hinein, und während die Prinzessin vor dem Spiegel saß und ihn darin nicht finden konnte, stach er sie mit einer Nadel tick, tack, durch den Sessel.

Als er wieder vor der Prinzessin erschien, um sie zu fragen, ob sie ihn gesehen habe, sagte sie: „nein, diesmal habe ich dich nicht finden können, wo warst du denn versteckt?" und der Jäger antwortete: „ich saß unter deinem eigenen Sessel und habe dich durch ihn mit einer Nadel gestochen." Da rief die Prinzessin: „Ach das war es also, was mich so gestochen hat!" Darauf hielt der Jäger Hochzeit mit ihr und wurde König.

Ende des ersten Theiles.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.